Ernst Fleischhack

Literarisches Begleitgut

14 L 6695

Ernst Fleischhack

Literarisches Begleitgut

Seine regional-, zeit- und glaubensbezogenen Aussagen

Detmold 2005


00822508

Inhalt

Vorwort S. 3

1. Ernst Wiechert S. 4
2. Ernst Wiecherts Bedeutung für die geistige Situation unserer Zeit S. 13
3. Der dänische Dichter Martin Andersen Nexö. Sein Buch ‚Erinnerungen' ... S. 17
4. Muskop. Betrachtung zu Ina Seidels Roman ‚Lennacker' S. 30
5. Unsere Ewigkeitshoffnung. Eine Gedenkstunde zum Totensonntag in Wort und Dichtung unserer Tage S. 34
6. Johannes Daniel Falk, Freund und Helfer in der Not S. 44
7. „Nun muss der kommen, der dein Kreuz aufrichtet". Jochen Klepper zum Gedächtnis S. 58
8. „Gott hat sein Reich schon aufgerichtet". Vor 60 Jahren wurde Jochen Klepper geboren S. 61
9. Geburtstagslied. Betrachtungen zum gleichnamigen Gedicht Jochen Kleppers S. 63
10. Eine Stimme von drüben. Vom erzählerischen Werk Karl Hüllwecks S. 68
11. Zum 60. Geburtstag Karl Hüllwecks S. 71
12. Brüder und Knechte. Zu Willy Kramps gleichnamigem Bericht S. 73
13. Im letzten D-Zug-Wagen. Betrachtung zu einer Erzählung Wilhelm Schäfers S. 87
14. Hermann Löns als Mollusken-Forscher S. 89
15. Schnecken und Muscheln in Dichtung und Sprichwort S. 92
16. Aus Goethes Leben und seiner Dichtung S. 100
17. Buntes Grabbe-Mosaik. Zu: Das Grabbe-Lesebuch S. 121
18. Beachtenswerte Grabbe-Ausstellung. Zu: Grabbe im Original S. 122
19. Vertonungen Freiligrathscher Gedichte und ihre Verfügbarkeit S. 124
20. Poesieerfülltes Wiedersehen. Freiligraths Besuch der alten Heimat 1869 S. 128
21. Ein verwunderlicher Freispruch. Zu Jörg Chales de Beaulieu, Das Gottesurteil S. 137
22. Ein lippischer Kriminalroman. Zu Reitemeier und Tewes, Fürstliches Alibi S. 139
23. Ein ausgeklügelter Racheakt. Zu Maria Piechulek, Der Kopffüßer S. 140
24. Was bedeutet uns Heimat? S. 142
25. Einberufen, verschollen, heimgekehrt. Zu 3 Gedichten meines Vaters S. 157

Beigabe: Eigene Erzählungen

1. „O, du fröhliche ..." Wie ein Weihnachtslied entstand S. 164
2. „... in meines Herren Hand". Ein Erlebnis zur Weihnachtszeit S. 168
3. Im Schatten der Siegerin. Volkslauferlebnis eines Seniorenklässlers S. 172
4. Am eisernen Vorhang. 2. Kapitel der Erzählung „Der Randsiedler" S. 176

Vorwort

Den beiden vor einigen Jahren fertiggestellten Bänden mit Beiträgen zu bestimmten literarischen Themenkreisen - 'Ferdinand Freiligrath' (1999) und 'Zu Literatur und Dichtung Ostwestfalen-Lippes' (2000) - folgt hier ein dritter und letzter Band mit den restlichen Ausarbeitungen dieses Genres. Die zeitliche Spannweite reicht von 1951 bis zur Gegenwart, wobei die meisten Beiträge teils dem ältesten, teils dem jüngsten Zeitabschnitt entstammen.

Etliches Nachsinnen hatte es erfordert, für das hier unterbreitete, in sich sehr unterschiedlich geartete Titelmaterial einen geeigneten Gesamttitel zu finden. Mit der getroffenen Formulierung 'Literarisches Begleitgut' soll zum Ausdruck gebracht werden, dass Literatur den Lebensweg des Verfassers zwar nicht in maßgebendem Sinne bestimmt, bis jetzt aber stetig flankiert und ihn auch zu Stellungnahmen in der einen oder anderen Hinsicht herausgefordert hat. Den raum-, zeit- und glaubensbezogenen Aussagen der literarischen Kunstwerke galt dabei immer seine bevorzugte Aufmerksamkeit. Dass die den Personen und Landschaften Ostwestfalen-Lippes gewidmeten Beiträge (Titel 17-23) an sich den ersten beiden Bänden noch zuzuweisen gewesen wären, wegen deren Abschluss dort aber nicht mehr hatten aufgenommen werden können, sei hier ergänzend angemerkt.

Wegen der vielfach ineinander greifenden und sich überschneidenden Aspekte ist eine starre sachliche Untergliederung vermieden worden. Abgesehen von der Zusammenführung der Beiträge über ein und dieselbe Person entspricht die Anordnung der Titel sonst weitgehend der Chronologie. Die Titel 17 – 19 und 21 – 23 haben als Auftragsarbeiten, einige weitere (so 3, 5, 12, 16, 20, 24) als freiwillig übernommene Verpflichtungen zu gelten.

Da die erst kurz vor Redaktionsschluss fertiggestellte Erzählung 'Der Randsiedler' wegen ihres großen Umfanges den Beilage-Teil zu stark aufgebläht hätte, ist hier nur die Wiedergabe des zweiten Kapitels erfolgt. Ohnehin sollte den eigenen Erzähl-Versuchen eine ebenbürtige Rangstufe mit den voranstehenden Betrachtungen nicht eingeräumt werden. Es war dem Verfasser allerdings ein Bedürfnis gewesen, nicht nur über das von fremder Hand Geschriebene zu urteilen, sondern sich gelegentlich auch mal selbst in der Kunst des Erzählens zu erproben - und sei es nur um der schlichten Einsicht willen, dass es in aller Regel einfacher ist, über das Schaffen anderer zu befinden, als in eigener Anfertigung etwas Überzeugendes zustande zu bringen.

Für die äußere Gestaltung dieses Bandes, der sich von den vorangegangenen, nur maschinenschriftlich vervielfältigten optisch vorteilhaft abhebt, schuldet der Verfasser seiner Tochter Renate großen Dank. Mit der in nur ganz wenigen Exemplaren erfolgten Herausgabe verbindet er die Hoffnung, dass das eine oder andere vom Leser Aufgeschlagene diesen nicht gänzlich anregungsleer und enttäuscht lassen möge.

Detmold, im Herbst 2003

Ernst Fleischhack

Ernst Wiechert

Vortrag, gehalten am 31. Januar 1951 vor der FDJ-Gruppe
der Deutschen Bücherei Leipzig

Liebe Jugendfreunde! Von dem griechischen Philosophen Diogenes weiß die Geschichte etwas höchst Merkwürdiges zu berichten. Dieser Diogenes soll einmal am hellerlichten Tage durch die Straßen Athens mit einer brennenden Laterne gezogen sein und dabei unentwegt die Worte ausgerufen haben: "Ich suche Menschen! Ich suche Menschen!"

Ich muss gestehen, dass ich als Bibliothekar manchmal die gleiche Anwandlung verspüre wie Diogenes und am liebsten mit einer Laterne durch sämtliche Magazine unserer Deutschen Bücherei ziehen und die Worte ausrufen möchte: "Hier suche ich Bücher! Hier suche ich Bücher!"

Ja, liebe Freunde, wenn auch unvorstellbar viel Literatur in unserer großen Bibliothek aufgestapelt ist, so ist doch trotzdem nur ein sehr geringer Teil davon geeignet, uns innerlich anzusprechen und zu bereichern. Wir lesen zwar allwöchentlich ein mehr oder minder beträchtliches Quantum an Literatur, und doch: wie wenig bleibt davon in uns haften und wird zum Baustein unseres geistigen und seelischen Wachstums! Unser Geist verrichtet ganz automatisch eine gleich gründliche Auslesearbeit wie die Archivare des Totenreiches in dem aufwühlenden Roman Hermann Kasacks 'Die Stadt hinter dem Strom'. Im Verhältnis zu dem gewaltigen Tageseingang wird immer nur ein winziger Bruchteil in den ewigen Bestand eingeordnet.

Es ist immer ein beglückendes Erlebnis für uns, wenn wir nach langem Suchen oder auch durch einen überraschenden Zufall ein Werk der Dichtkunst oder Wissenschaft in der Hand halten, das über den Durchschnitt der Alltäglichkeit weit hinausragt, das in uns zu einer festen Gestalt wird und fruchtbringend weiterwirkt. So eine glückhafte Begegnung durfte ich persönlich mit dem Werk des im vorigen Sommer verstorbenen Dichters Ernst Wiechert haben. Und deshalb möchte ich heute in diesem Kreis von seinem Leben, Denken und Dichten einen Abriss zu geben und eine Vorstellung zu vermitteln versuchen. Vielleicht regt es den einen oder anderen von euch an, dem großen Meister sprachlicher Gestaltungskunst ein Stück näherzutreten.

Ernst Wiechert ist schon seit Jahrzehnten in vielen literarischen Kreisen Deutschlands und des Auslandes sehr geschätzt. Popularität im gewöhnlichen Sinne hat er freilich nie erreicht und wird es auch nie erreichen, ist seine Dichtung doch alles andere als seicht und oberflächlich. Schon der äußeren Erscheinung nach errät man in Ernst Wiechert unschwer den tiefsinnigen Denker und Grübler. Im Bild steht uns ein schmales, ebenmäßiges Antlitz gegenüber mit hoher Stirn und den charakteristischen waagerecht geschwungenen Denkerfalten. Und ein ernster, verweilender Blick trifft unser Auge.

Ernst Wiechert ist gebürtiger Ostpreuße. Und nur als Kind jener weiten ostpreußischen Landschaft mit ihren schwermütigen Wäldern und Seen ist er ganz zu verstehen. Er wurde geboren am 18. Mai 1887 in dem **Forsthaus Kleinort** im Kreise Sensburg in der Johannisburger Heide. Sein Vater war kgl. Förster. Seine Mutter, eine strenge, verschlossene, zur Melancholie neigende Frau, stammte aus einem alten Hugenottengeschlecht und vereinigte wohl auch einen starken polnischen Blutsanteil in sich.

Das väterliche Haus stand mitten im masurischen Wald, umgeben von dunklen Seen. So wuchs der junge Wiechert zusammen mit seinem ein Jahr älteren Bruder in herrlicher Freiheit und Naturverbundenheit auf. Und von dieser Natur her empfing er auch seine erste und nachhaltigste Prägung als Dichter. In seinem schönen Erinnerungsbuch *Wälder und Menschen* bezeugt er das mit seinen eigenen Worten:

> Wenn ein Dichter jemand ist, der lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, so mag ich wohl dort in jenen Zeiten ein Dichter geworden sein. Der Adler hatte daran teil und das Waldhorn, die roten Wolken über dem Moor und der bittere Geruch der Wälder. Sie alle füllten das Gefäß, aus dem ich später schöpfen sollte, und sie bewahrten sich für mich, zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang, mit der schönen Geduld, die nur die Treue gibt.

Nicht ohne Einfluss auf Wiecherts dichterisches Werden blieb seine aus dem Litauischen stammende Tante Veronika, die ihm allerlei Märchen und Wundergeschichten mit großer Fabulierkunst und tiefem Einfühlungsvermögen vorzutragen verstand. Gern lauschte der Junge ihren Erzählungen. Aus Dankbarkeit widmete er ihr später eine eigene Novelle mit dem Titel *Tante Veronika*.

Bis zum Jahre 1898 erfolgte seine Erziehung durch Hauslehrer, die häufig wechselten. Meist handelte es sich dabei um etwas verschrobene und verbummelte Studiker, die sich durch Erteilen von Privatunterricht über Wasser halten mussten. Wiechert schildert sie alle in seinem Buch 'Wälder und Menschen' mit einem humorvoll gewürzten Realismus.

1898 schickte ihn sein Vater zusammen mit seinem Bruder nach **Königsberg** auf eine **Oberrealschule.** Diese jähe Versetzung empfand er wie eine "Ausstoßung aus dem Paradies"; denn es dauerte geraume Zeit, bis sich der an Licht, Luft und Freiheit gewohnte Knabe in der dumpfen Atmosphäre zivilisatorischer Enge zurechtfand. Ja, richtig wohl hat er sich nie in der Großstadt gefühlt, wenn er auch im schulischen Unterricht große Fortschritte machte. Immer regte sich in ihm eine tiefe Wehmut nach den heimischen Gefilden, wo sich alles Leben in so gesunden, natürlichen Bahnen abspielte. Er verzieh es seinem Vater nur schwer, dass er nicht auch Förster werden durfte wie er, sondern unbedingt etwas Höheres im Leben erreichen sollte. Eine starke Abneigung erwuchs in ihm schon während seiner Schülerzeit gegen die "überreife gesättigte Kulturperiode" . Dieses Gefühl kommt in seinen Frühwerken ganz besonders deutlich zum Ausdruck.

1905 legte er die Reifeprüfung ab und wechselte sodann über auf die **Albertus-Universität** in Königsberg, wo er Philosophie, Naturwissenschaften, Deutsch, Englisch und Erdkunde studierte und 1911 die Prüfung für das höhere Lehramt bestand. Die Universitätsjahre haben auf ihn keinen außergewöhnlichen Eindruck ausgeübt, da er in ihnen nur eine Fortsetzung seiner Schuljahre erblickte.

Nach Beendigung der Studienzeit trat er in den **höheren Schuldienst** und begann seine Lehrtätigkeit an einem Gymnasium in Königsberg. Bei dieser Anstalt blieb er bis zum Jahre 1930. Unterbrochen wurde die dortige Tätigkeit nur durch den Ersten Weltkrieg von 1914-1918, an dem er aktiv als Soldat teilnahm, zum Schluss schwer verwundet wurde und lange Zeit im Lazarett zubringen musste. Als Lehrer erfreute er sich großer Achtung und Beliebtheit bei seinen Schülern, die sich begeistert um ihn scharten und ihn als ihren Führer zu einem "neuen Bund für Wahrhaftigkeit, Unbedingtheit und zur Revolution eines neuen reinerem Lebens" begrüßten. Gerühmt wurden seine Reden aus Anlass einer Schulentlassung, einer Gefallenen-Gedächtnis-Stunde oder einer Beethoven-Feier. Doch Wiecherts geniale und oft opponierende Art verstieß gegen die herkömmliche Ruhe und Gesetztheit im Kollegium, so dass er sich schließlich genötigt sah, Königsberg 1930 zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln.

Wiecherts erste dichterische Versuche greifen auf das Jahr 1905 zurück. Hier verfasste er ganz im Stile Heines, Lenaus und des dänischen Novellisten Jacobsen eine Reihe von Gedichten, die er "Schilf- und Vagabundenlieder" nannte. Ein Roman-Manuskript blieb damals unvollendet.

Seinen ersten gültigen Roman schuf er im Jahre 1913. Er betitelte ihn *Die Flucht* und veröffentlichte ihn unter dem Decknamen Barany Bjell. In ihm brachte er das Urerlebnis seiner Kindheit zur Darstellung, die Ausstoßung aus dem heimatlichen Paradies. Dieser Roman war durchzogen von einem schroffen Dualismus zwischen natürlichem und zivilisatorischem Sein, der zu unbedingt, zu grell ausfiel und fast zur Karikatur verzerrt wirkte. Ein weiterer Roman, der wenig später folgte, hieß *Die blauen Schwingen*.

Wiecherts entscheidendes Erlebnis war der **Erste Weltkrieg** von 1914-1918. Durch ihn überwand er in der Dichtung die Stufe der Sentimentalität. Sein Biograf Ebeling schreibt: "Wiechert bedurfte der Härtung eines Erlebens, welches das weiche weltschmerzlerische Fühlen in feste, wenn auch harte Formen zwang und so erst die Möglichkeit zu innerer Überwindung schuf." Seine weiche Gefühlsseligkeit und sein weltschmerzlerisches Ästhetentum wichen nun von ihm. Mit unerbittlichem Blick erkannte er in jenem Krieg die Apokalypse der abendländischen Welt. Alle seine Dichtungen wurden von nun an zur Kampfansage an seine Zeit, an den Krieg, an die Nachkriegszeit, an Zivilisation und Kultur überhaupt.

Ebeling bezeichnet diese zweite Periode seines Schaffens als **Sturm- und Drangperiode**. Fast expressionistischer Stilwendungen bediente sich der Dichter. Alle seine Werke zeichneten sich durch wilde Gefühlsballungen und gewaltige Visionen aus. Sie lassen den Leser miterleben, wie geradezu dämonische Urkräfte aus dem Blut des Menschengeschlechts aufsteigen. Genannt. seien in diesem Zusammenhang: *Der Wald*, *Der Totenwolf*, *Die Legende vom letzten Wald* und *Der Knecht Gottes Andreas Nyland*. Besonders in dem zuletzt erwähnten Werk trieb die Gärung überschäumend auf die Spitze. In der maßlosen Verkrampftheit und Überstiegenheit, sich Leid und Schuld anderer Menschen wie Christus auf die eigenen Schultern bürden zu können, scheitert der Theologiestudent Andreas Nyland an der Lebenswirklichkeit.

In diesem Werk hatte der Dichter seine Kräfte förmlich verausgabt. Er geriet während der Jahre 1928 und 1929 in eine schwere innere Krise, zumal noch nie ein Buch von ihm so auf Ablehnung gestoßen war wie 'Der Knecht Gottes Andreas Nyland'. Es zerglitten ihm wertvolle Freundschaften, seine eigene Frau ging freiwillig in den Tod. "Wiecherts ganzes Denken und Dichten war in eine Art Sackgasse geraten und sein Kulturpessimismus bis ins Absurde gestiegen", bemerkt Ebeling.

Doch langsam, ganz langsam erfolgte in seiner Seele der Durchbruch der Gnade. Wiechert selbst berichtet uns darüber:

> Ich war vierzig Jahre, als der Durchbruch der Gnade über mich kam und die alte Form zerbrach. Er spülte den Hass hinweg, in dem ich aufgewachsen war, die Sicherheit, die Tradition, und ließ mich an der Schwelle eines neuen Anfangs.

Eine neue Lebensschau und Haltung brach sich durch, die Ebeling als "**panische Lebensstufe**" bezeichnet: "Was Wiechert jetzt entdeckt hat, ist die Offenbarung eines neuen naturhaften Menschentums, das ganz Bruder ist dem zauberhaften unbewussten Sein von Tier und Pflanze". Die Natur wurde nun in Wiecherts Werk ganz das, was der Dichter selbst immer gefordert hatte, "der Atem, den die Handelnden trinken, denn ohne ihn gäbe es gar keine Handlung". Es verschwindet nun die harte Kontrastierung seiner ersten Bücher, ihre schroffe Schwarzweiß-Zeichnung, ihr Gestaltendualismus.

An Werken dieser Epoche seien genannt: die Novellensammlungen *Der silberne Wagen* und *Die Flöte des Pan*. Besonders daraus hervorragend die erschütternde Kriegsnovelle 'Der Kinderkreuzzug', die ergreifende Schülererzählung 'Der Todeskandidat' und die Novelle 'Der Hauptmann von Kapernaum'. Ferner erschienen aus seiner Feder viele literarische Beiträge und Studien, die hier nicht einzeln aufgeführt werden können. Einen Namen verschaffte sich Wiechert besonders durch seine beiden Romane *Die Magd des Jürgen Doskocil* und 'Jedermann'. In dem erstgenannten wird gezeigt, wie sich eine durch sektiererische Schwarmgeisterei irrgeleitete Magd an der schlichten Naturhaftigkeit und Gläubigkeit des christophorusähnlichen Fährmannes Doskocil aufrichtet und zu dessen treuer Lebensgefährtin wird. Der *Jedermann* hat das Weltkriegserlebnis zum Gegenstand. Dieses Werk verdient ganz besondere Beachtung. Es sind in den zwanziger Jahren sehr viele Kriegsromane erschienen, und doch nimmt unter dieser Vielzahl das Werk Wiecherts eine ganz eigene Stellung ein. Es schildert nicht so sehr die Kampfhandlungen selbst als vielmehr deren seelische Verarbeitung in den einzelnen Menschen. Trotz dieser starken Verinnerlichung sind die einzelnen Personen aber sehr realistisch und plastisch uns vor Augen gestellt, ob es sich nun um die drei Studenten Johannes

Kersten, Percy Pfeil und Klaus Wirtulla handelt oder um den pfiffigen Vaganten Oberüber, den pedantischen Unteroffizier Hasenbein, den ängstlichen Geschäftsmann Gollimbeck. Dem Krieg als solchem wird jegliche Sinnhaftigkeit abgesprochen. Mit seinen packenden seelischen Schilderungen ist das Buch eine überzeugende Anklage gegen den Krieg, ohne dass der Verfasser es nötig gehabt hätte, so dicke Farben aufzutragen wie etwa Bertha von Suttner, Henry Barbusse oder E. M. Remarque, der Verfasser von 'Im Westen nichts Neues'.

Einige kurze, für das Werk charakteristische Stellen will ich hier noch zur Verlesung bringen:

> "Man muss das Gesicht aus der Uniform retten", dachte Johannes Kersten. "Das ist die erste Aufgabe. Das andere wird sich schon finden". Und es erfüllte ihn mit einem leisen Trost, dass er auf etwas achtzugeben hätte, eine bestimmte Pflicht zu erfüllen wäre, dass man nicht unterzugehen brauchte in der Willenlosigkeit gänzlicher Unterordnung. ... Die Gräfin zum Unteroffizier Hasenbein: "Es gehen mit Ihren nämlich nicht nur 8 Soldaten hinaus (ins Feld), sondern auch 8 Seelen. Und ich habe noch niemanden in meinem Leben gesehen, der 8 Seelen zu tragen hatte, - deshalb wollte ich Sie sehen." ... Alarm! Während Oberüber Licht macht und sie sich schweigend und hastig fertigmachen, hört Johannes auf das Weinen des Kindes, als sei dieses das Wichtigste in dem Aufruhr der Gedanken und Handlungen dieser vorüberrasenden Minuten. "Es muss still werden", denkt er. "Das ist nun das Wichtigste, was wir in der Schlacht zu tun haben, dass wir die Kanonen zurücktreiben, damit es nicht mehr weint ..."
> ..."Wenn wir heil zurückkommen", sagt Klaus leise, "will ich bei Pinnow in die Lehre gehen und Gärtner werden, Johannes. Ich will nur noch mit Blumen zu tun haben nach all diesem, weißt du."

In der Zeit von 1930-33, wo Ernst Wiechert an einem **Berliner Gymnasium** tätig war, gewann er einige wertvolle literarische Preise, die es ihm ermöglichten, künftig als freier Schriftsteller zu leben. Er gab daher 1933 sein Schulamt auf, siedelte mit seiner inzwischen neugegründeten Familie nach Ambach am Starnberger See in Bayern über und erwarb 1936 ein eigenes Gut, den **Hof Gagert bei Wolfratshausen**. Sein Lebenswunsch, einen eigenen Hof zu besitzen, "auf dem er sich zu Tode dichten" könne, schien damit erfüllt zu sein.

Indessen war aber in Deutschland der Nationalsozialismus an die Macht gelangt, gegen dessen totalitäre Anmaßung Ernst Wiechert von Anfang an eine tiefe Abneigung empfand. Ihm kam es nun in seinem Schaffen darauf an, die Menschen vom Einfluss dieses blendenden, verderblichen Geistes zu bewahren. So hob nach Ebeling jetzt das "**Stadium der Reife und sittlichen Verpflichtung**" an. Der Dichter wollte nun eine "Klärung der verwirrten Fäden" schaffen, "aus denen unser wirkliches Leben besteht". Er wollte nur noch "Bücher schreiben, die so einfach und wahr wären wie die Bibel, einen Baum pflanzen, der den Kindern Frucht trüge, und eine Schwelle bauen, über die die Beladenen treten könnten".

Er erreichte jetzt seine produktivste Zeit. Neben vielen Novellen trat er mit zwei dramatischen Werken hervor, dem bewusst holzschnittartig gefügten, mittelalterlich anmutenden *Spiel vom deutschen Bettelmann* und dem Schauspiel *Der verlorene Sohn*. Es erschienen ferner die sprachlich und inhaltlich ganz meisterhafte *Hirtennovelle*, der eingangs erwähnte selbstbiografische Band *Wälder und Menschen* sowie der besonders feinfühlige Roman *Die Majorin*. In dem zuletzt erwähnten Werk schildert der Dichter die Rückkehr eines bereits für tot erklärten Kriegsgefangenen, der durch die aufopfernde Hingabe der Gutsherrin, eben jener Majorin, dem Leben wieder zurückgewonnen und dahin gebracht wird, dass er nach all dem erlittenen furchtbaren Leid wieder mit neuer Freudigkeit seine Hand an den Pflug legt. Die herbe, verhaltene und doch so beschwörende Art der Darstellung mag in manchem Leser erst nach erfolgter Lektüre zur vollen Wirkung gelangen.

Schließlich gehört sinngemäß in diese Periode von Wiecherts Schaffen der allerdings erst später geschriebene Roman *Das einfache Leben*. Auch diesem Werk dient der Krieg als Hintergrund. Ein ehemalige Marineoffizier, Thomas von Orla, fühlte sich so heftig von der Öde des modernen Gesellschaftslebens abgestoßen und wurde von dem Bibelwort "Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz" so stark ergriffen, dass er seine Familie verließ, an eine weit abgelegene Insel an der

ostpreußischen Küste übersiedelte und dort als ein ganz einfacher Fischer seinen Lebensunterhalt erwarb. Gegen den Roman 'Das einfache Leben', der wohl als meistgelesenes und bekannteste Werk des Dichters gelten darf, sind von einer heute sehr aktuellen Literaturbestrebung, die die Kunst lediglich vom Standpunkt des gesellschaftlichen Lebens aus bewertet, etliche Einwände erhoben worden in der Art etwa, dass hier doch offenkundig der Vereinsiedelung, der Flucht vor der gesellschaftlichen Verantwortung das Wort geredet werde. Es liege also keine Lebensbejahung, sondern eine Lebensabwendung vor. Ich glaube aber, dass Thomas von Orla selbst schon die rechte Antwort erteilt hat, sagt er im Buche doch klipp und klar: "Ich glaube nicht, dass einer flieht, der arbeitet". So darf denn auch das Werk als solches nicht als Flucht vor der gesellschaftlichen Verantwortung aufgefasst werden, sondern vielmehr als eine radikale Absage an die Oberflächlichkeit unserer gewöhnlichen Lebensführung und als Hinleitung zur Eigentlichkeit, zum tatsächlichen natürlichen Sein. Wir müssen uns entwirren und wieder die Wurzel unserer Existenz freilegen. Das ist es, was Ernst Wiechert hier sagen wollte. Er hat durchaus nicht beabsichtigt, mit seinem 'Einfachen Leben' ein bestimmtes Rezept, ein Normenmaß für die Lebensgestaltung auszuschreiben, dem schablonenmäßig gefolgt werden müsse. Ein Wort des tiefsinnigen schlesischen Mystikers Angelus Silesius könnte dem 'Einfachen Leben' gut als Leitstern gedient haben:

> "Mensch, werde wesentlich,
> denn wenn die Welt vergeht,
> dann fällt der Zufall fort,
> das Wesen, das besteht!"

Die Naziregierung gewahrte gar bald, dass ihr in Ernst Wiechert ein starker weltanschaulicher Gegner gegenüberstand. Die ganze Art seines Schreibens berührte sie höchst unangenehm. Deshalb kann es auch nicht verwundern, dass Wiechert bereits seit 1934 insgeheim unter Gestapoüberwachung stand. Unser Dichter war freilich von Hause aus alles andere als eine Kämpfernatur. Er trat daher auch nicht wie manche anderen antifaschistisch eingestellten Kollegen sogleich mit flammender Protestrede gegen die neuen Machthaber auf, um alsdann den offenen Kampf vom Exil aus weiterzuführen. Gleichwohl zog er die richtigen Konsequenzen in seiner Haltung gegenüber dem nationalsozialistischen System und wuchs, während die Masse der deutschen Schriftsteller feig versagte, immer stärker in die Rolle des geistigen Widerstandskämpfers hinein.

So wagte er im Jahre 1934, zu einem literarischen Preisausschreiben unter dem Thema "Brüder, liebet euch untereinander! " die erschütternde Novelle *Die Gebärde* einzureichen, die die grausame Roheit des Antisemitismus geißelt. In der Novelle *Tobias* stellte er den nationalistischen Fememörder vor das Gericht des Gewissens. Ganz besonders aber trat seine aufrichtige menschliche Gesinnung in den beiden *Münchener Reden an die deutsche Jugend* in den Jahren 1933 und 1935 zutage. Ein Ausschnitt aus der zweiten Rede kennzeichnet seine Geisteshaltung ganz unmissverständlich:

> Ja, es kann wohl sein sein, dass ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden und dass jeder Kampf ihm 'recht' ist, aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz seines Unterganges ist ihn schon geschrieben. Es kann auch sein, dass es noch einen Gladiatorenruhm gewinnt und in Krämpfen ein Ethos aufrichtet, das wir ein Boxerethos nennen wollen. Aber die Waage ist schon aufgehoben über diesem Volk, und an jeder Wand wird die Hand erscheinen, die die Buchstaben von Feuer schreibt. ... Es werden nicht wenige unter Ihnen sein, die mich als unheilbar betrachten, aber es werden auch nicht wenige sein, die erkennen, dass ich nichts für mich will, sondern alles für das Volk, dem wir angehören und dessen Weg durch soviel Dunkel und Leiden ich mitgegangen bin bis heute. Und wenn ich Sie damals bat und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen, nur Glanz und Glück zu sehen, wo so viel Leid sich heimlich an uns wendet. Und niemals sich dahin bringen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt. Und niemals, meine Freunde, niemals dahin, zu dem Heer der Tausend und Abertausend zu gehören, von denen gesagt ist, dass sie 'Angst in der Welt' haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes wie eines Volkes so zerfrisst wie die Feigheit.

Selbstverständlich zog sich Wiechert durch solche mutigen Worte immer mehr das Misstrauen der Naziführung zu. 1937 verfasste er eine sehr bedeutsame Erzählung unter dem Titel *Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit*, die eine ganz eindeutige Verurteilung des diktatorischen Machtstaates enthält. Sie durfte nicht im Druck erscheinen, und bei ihrem mündlichen Vortrag kam es mehr als einmal zu Störungen durch Gestapobeamte. Es lohnt sich, auf ihren Inhalt einzugehen: Die Handlung versetzt uns an die ostindische Küste. Als der Held dieser Erzählung, Vasudeva, dem Knabenalter entwachsen war, scharte er bald Kampfgesellen um sich mit der Absicht, sich sein Recht mit eigener Faust zu verschaffen. Es kam schließlich zu einer großen Schlacht gegen einen anderen Volksstamm, in der Vasudeva den Sieg behielt. Aber er war plötzlich ein Gewandelter geworden, fühlte er doch sehr deutlich, dass mit dem vergossenen Blut anderer Menschen kein Recht zu schaffen ist. So kehrte er wieder auf die heimatliche Scholle zurück. Eines Tages erschienen zwei Regierungsvertreter im Dorf. Als ihnen eine Viehherde nicht rasch genug Platz machte, streckte der eine von ihnen einen widerspenstigen Büffel kurzerhand durch Speerwurf nieder. Ausgerechnet war das aber der einzige Büffel eines armen Dorfbewohners. Er hatte keinen anderen Besitz als dieses Tier. Vasudeva forderte Schadenersatz. Aber die Regierungsvertreter antworteten ihm mit kaltem Hohn. Da beschloss Vasudeva, selbst in die Hauptstadt des Königs zu wandern. Er versprach, einen weißen Büffel des Königs als Sühneleistung zurückzubringen. Ihm wolle er eine Tafel umhängen mit der Inschrift: "Das Recht ist ein Geschenk des Königs an die Armen". In der Königsmetropole fiel Vasudeva sofort auf, weil er einem vergoldeten Standbild des Herrschers nicht die geforderten Ehrenbezeigungen erwiesen hatte. Er wurde gefangen gesetzt und schließlich dem König Murduk vorgeführt. Der war recht neugierig, den Wagemutigen kennenzulernen . Er versuchte zuerst durch barsche Strenge, dann durch Milde und endlich durch furchtbare Drohungen ihn zur Demütigung zu zwingen. Aber Vasudeva zeigte sich immer wieder standhaft. So blieb Murduk schließlich nichts anderes übrig, als seinen Gefangenen zusammen mit dessen Mutter, die man eigens hergeholt hatte, töten zu lassen. Aber er spürte es selbst, hier nicht gesiegt zu haben. Sein Gewissen rührte sich. Schließlich brachte er täglich an der Hinrichtungsstätte Opfer dar. Am Ende der Erzählung erleben wir, wie eine große Herde weißer Büffel aus der Königsstadt hinausgeschickt wird nach jenem abgelegenen Dorf an der Küste, um das Verbrechen der Regierungsvertreter königlich zu sühnen.

Wahrheitsgehalt und Wucht der Anklage gegen die Tyrannei sprechen aus diesem Werk für sich. Aus dem Gespräch Vasudevas mit dem König hier einige Auszüge:

> Der König: "Hast du einmal Macht besessen? Macht des Schwertes? Und hast du erfahren, dass es nur zweierlei Dasein gibt: m i t dem Schwert oder u n t e r dem Schwert? Hast du dies nicht erfahren?"
> Vasudeva: "Ich habe es geglaubt, Herr, aber nun glaube ich es nicht mehr. Es gibt etwas, das die Sichel mit dem Grase zusammenknüpft. Wir beten nicht zum Tiger oder zum Mörder der Ströme und nicht zum Wurm, der auf dem Grashalm lebt. Sondern wir beten zu den Göttern, die über diesen sind und in deren Brust beides leben mag, der Atem des Tigers und der Atem des Wurmes." Der König: "Und dieser Atem, was hat er uns geschenkt?"
> Vasudeva: "Die Liebe, Herr, und das Recht! ... Du trägst das Schwert des Landes und kannst es fallen lassen, und so meinst du, du seist ein Herr des Lebens. Aber du bist nur, was ich damals war: ein Knecht des Lebens. ... Die Macht sättigt nicht. Nur die Götter sind satt, weil sie alles haben. Du aber hast nicht alles, kein Mensch hat alles. Du hast viel, aber das Wenige, das du nicht hast, scheint dir so groß, dass du hier mit mir unter den Sternen sitzest, um es zu bekommen. Alle, die du kennst, beten dich an, mit der Stirn wenigstens, die im Staube liegt, und mit den Lippen, die jede Lüge sprechen können. Aber ich bete dich nicht an, nicht einmal mit der Stirn und den Lippen. Und daran erkennst du, wie ohnmächtig du bist. Du kannst mich nicht zwingen, du kannst mich nur töten. Aber über meinem Leichnam wirst du weinen, denn dann hast du die Brücke zerbrochen, und immer, jeden Herzschlag lang, wirst du wissen, dass einstmals einer lebte, vor dem du ein Bettler warst. ... Was ist das Recht? Ein Traum der Armen, meinst du, eine Lüge der Amen, eine verstohlene Fessel um die Hand des Mächtigen? Aber das Recht ist mehr, o Herr. Als das Recht begann, hörten wir auf, wie der Mörder des Waldes zu sein, denn die Götter hatten mit ihrem Finger unser Herz berührt."

So vergegenwärtigt uns diese Erzählung, dass die eigenherrliche Macht sich selbst schon gerichtet hat, noch ehe sie zum verderblichen Schlag ausholen kann.

Im Jahre 1938 hatte Ernst Wiechert sein schwarzes Konto bei der Gestapo weit überzogen. Es fehlte nur noch der Tropfen, der den Eimer zum Überlaufen bringen sollte. Und dieser Anlass fand sich, als Ernst Wiechert öffentlich gegen die trotz richterlichem Freispruch erfolgte Verhaftung des Bekenntnispfarrers Martin Niemöller protestierte. Der Dichter wurde nach gründlicher Hausdurchsuchung in Untersuchungshaft gesteckt und schließlich in das berüchtigte **Konzentrationslager Buchenwald** überführt. Hier musste er schwerste körperliche Arbeiten verrichten, die seine Gesundheit stark erschütterten.

Die furchtbaren Leiden, die die Insassen des Lagers über sich ergehen lassen mussten, schildert Wiechert sehr realistisch und packend in seinem 1946 erschienenen Buch *Der Totenwald.* Ich nehme an, dass etliche dieses Buch schon gelesen haben. Und wer nicht, möchte das doch möglichst bald nachholen; denn es wäre verkehrt, die Augen zu verschließen vor dem, was im deutschen Namen einst an Unheil geschehen ist. Wiechert schrieb dieses Buch ja auch zu einem dreifachen Zweck, wie er selbst formulierte: "Den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Schande und den Kommenden zur Mahnung."

Zum Glück blieb Wiechert nur ein halbes Jahr im KZ-Lager. Seine Verhaftung hatte im Ausland starke Empörung und großen Unwillen über die Hitler-Regierung hervorgerufen. Und da Hitler damals die Westmächte noch für sich gewinnen wollte, gab die Regierung unseren Dichter frei. Hitlers hinkender Adlatus, Dr. Goebbels, zitierte ihn aber noch persönlich vor sein Propagandaministerium und erteilte ihm wörtlich folgende Warnung: "Wir wissen, Herr Wiechert, dass Ihr Einfluss auf die Jugend groß und gefährlich ist. Sollten Sie noch ein einziges Wort gegen unseren Staat sprechen oder schreiben, so werden Sie noch einmal ins Lager kommen und zwar auf Lebenszeit und mit dem Ziel Ihrer physischen Vernichtung."

Aber trotz dieser Warnung legte Ernst Wiechert die Feder nicht aus der Hand. In einem Brief an einen Freund schrieb er damals trotzig: "Sie sollen nicht denken, dass ich den Pflug aus der Hand lasse, solange noch Ackerland vor mir liegt." Seine Manuskripte vergrub er heimlich im Garten, um sie nach 1945 in Buchform veröffentlichen zu können. Was nun entstand, darf zu seinem tiefsten und reifsten Schaffen zählen. Zuerst der schon erwähnte erschütternde Bericht über seine KZ-Haftzeit, 'Der Totenwald'. Über dieses Werk urteilt der Literaturkritiker P. E. Lüth sehr treffend: "Vergeblich sucht man darin nach einem Ausweg, nach einer Verheißung am Ende, aber vielleicht ist gerade dieses Vermeiden einer vorschnellen Lösung, eines billigen Trostes angesichts des Unerträglichen ein Positivum, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann."

Das aber ist das Große an Ernst Wiechert, dass er trotz des furchtbaren KZ-Erlebnisses nicht total verbitterte, sondern zur Stufe der **"entsagenden Vollendung"** (nach Ebeling) aufstieg. Er wurde nicht zum Nihilisten, sondern zum Helfer der Seelen. Das bezeugte er nachdrücklich durch die Dichtung einer stattlichen Reihe von *Märchen*, die er den Kindern unseres seelisch so arm gewordenen Volkes widmete. Sie sind bemerkenswert nicht nur durch ihre wundervoll klingende Sprache, sondern auch durch ihre bewusst gegenwartsbezogene sittliche Tendenz.

Das, was Wiechert, als er sein KZ-Erlebnis im 'Totenwald' niederlegte, noch nicht geben konnte, die Versöhnung mit Gott und der Welt, schenkt er uns, wenn auch auf mannigfach verschlungenen Wegen, so doch in reicher Fülle in seinem zwei Bände umfassenden Romanwerk *Die Jerominkinder.* Leider ist es bei uns hier kaum bekannt geworden, obwohl dieser Roman nicht nur der wahrscheinlich bedeutsamste des Dichters ist, sondern zugleich einer der beachtenswertesten unserer deutschen Sprache.

Der Roman 'Die Jerominkinder' ist in einer wahrhaft epischen Breite angelegt und verknüpft eine Fülle von Einzelhandlungen. Im Vordergrund des Geschehens steht der begabte Köhlersohn Jons Ehrenreich Jeromin. Schon als Kind war er von dem mächtigen Drang erfüllt, "die Welt zu bewegen und

Gerechtigkeit auf den Acker des kleinen Mannes zu bringen". Durch die aufopferungsvolle geldliche Unterstützung des Dorfschullehrers Stilling wird ihm ermöglicht, die höhere Schule zu besuchen und schließlich zu studieren. So dringt das schlichte Kind aus dem masurischen Grenzdorf Sowirog in das zivilisatorische Leben mit all seinen Licht- und Schattenseiten ein. Der Verfasser beschreibt meisterhaft, wie nun Jons alle auf ihn einstürmenden Eindrücke verarbeitet, wie sich sein Charakter stählt und festigt. Auch in diesem Roman spielt das Fronterlebnis des Ersten Weltkrieges eine Rolle, ähnlich wie in 'Jedermann'. Jons absolviert nach Rückkehr aus dem Krieg sein medizinisches Studium mit ganz hervorragenden Leistungen, die die Gelehrten Kopf stehen lassen. Die glänzendste Laufbahn als Wissenschaftler steht ihm offen, aber er entsagt all diesen Verlockungen und sieht nur das eine Ziel vor sich: wieder ins heimatliche Dorf Sowirog (d. h. Eulenwinkel) zurückzukehren, um dort als ein ganz schlichter Armenarzt zum treuen Helfer und Heiler für alle Mühseligen und Beladenen zu werden. Und dieses Ziel verwirklicht er auch trotz aller Einwände seiner Professoren. So hat er - und das zu belegen, ist das vorrangige Anliegen des Dichters - trotz allen Verzichts auf die großen, angesehenen, beherrschenden Positionen des Lebens im Grunde mehr die Welt bewegt, als wenn er den höchsten Professorensessel einer Universität eingenommen hätte. Hatte ihm, dem Himmelsstürmer, sein um einige Jahre älterer, im Krieg gefallener Freund Jumbo früher die brüderliche Mahnung erteilen müssen: "Es scheint mir, dass du dich am meisten vor etwas hüten musst, was ich das Unbedingte nenne, verstehst du? Das Von-einer-Idee-Ausgehen und die Überzeugung, wir seien auf der Welt, um Ideen zu verwirklichen. Ich glaube nämlich nicht, dass wir dazu da sind, Mönchlein. Ich glaube, dass wir dazu da sind, um unser Tagewerk zu erfüllen und es so zu erfüllen, dass wir von seinem Ertrag denen etwas abgeben können, die ein schwereres und ärmeres Tagewerk haben"; so erfüllt er nun gerade das, wovon schon sein Vater - ein am qualmenden Kohlenmeiler wortkarg und grüblerisch gewordener Mann - zu ihm gesprochen hatte, als die Frage an ihn gerichtet wurde: "Was ist das, die Welt bewegen, Vater?":

> "In der Schule werden sie dir sagen, dass es die Kaiser und Könige sind, die die Welt bewegen, aber du musst das nicht glauben. Sie werfen Steine ins Wasser, aber sie schöpfen es nicht. Sie verbrennen, aber es bleibt nur Asche unter ihren Füßen, nicht Kohle. Christus aber hat die Welt bewegt und viele nach ihm. Er hat Blinde geheilt und Tote auferweckt. Er hat die Herzen bewegt. Und nur, wer die Herzen bewegt, bewegt auch die Welt."

Das wäre nur so in ganz groben Zügen die Haupthandlung des Romans 'Die Jerominkinder'. Aber mit der Handlung allein erschöpft sich dieser Roman nicht. Hervorgehoben zu werden verdienen ferner die wie wiegende Wipfel des Waldes rauschende und klingende Sprache, die sich oft zu geradezu prophetischer Wucht erhebt, dann die tiefen Lebensweisheiten und -wahrheiten, die uns darin aufgezeigt werden, und schließlich der herzhafte Realismus, mit dem die zahlreichen großen und kleinen Personen gezeichnet sind. Da sehen wir die Vertreter der armen Dorfbevölkerung, angefangen von solchen zweifelhaften Gestalten wie dem Schankwirt Czwallina und dem Kranichräuber Gogun bis zu dem ehrwürdigen Hirten Piontek, dem Wachtmeister Korsanke oder dem Großvater Michael. Dann werden uns die verschiedenen Lehrertypen vorgeführt, vom Nazilehrer Maschlanka über den jugendlichen Gollimbek, die einzelnen Oberschullehrer bis zu dem weit über den Rahmen des Unterrichtsbeamten hinausgewachsenen schlichten, menschenliebenden Dorflehrer Stilling. Aber auch der niedere Landadel ist vertreten. Der Herr von Balk mit seinem Habichtsgesicht ist eine der markantesten Erscheinungen des ganzen Werkes. Sehr eingehend sind auch die Ärzte geschildert, besonders der von echter Menschlichkeit erfüllte jüdische Arzt Dr. Lawrence, Jons väterlicher Freund. "Weißt du auch, wer die schlimmsten unter uns Ärzten sind?" fragte er einmal und gab selbst die Antwort: "Das sind diejenigen, die glauben, das sei nun alles nur ein Haufen von Zellen, und daraus bestehe das Universum." Schließlich spielen auch die Pfarrer keine unbedeutende Rolle. Aber gerade von ihnen erwartet er den unerschrockensten Einsatz. Kaum einer von ihnen wird jedoch seinem göttlichen Auftrag gerecht. Entweder haben sie sich anstecken lassen von der bequemen idealistisch-bürgerlichen Lebensauffassung des 19. Jahrhunderts, wie jener freundliche alte Konsistorialrat mit den runden geröteten Wangen, der "so ganz anders aussah als die ersten Zeugen", oder sind irre geworden an ihrem Glauben wie der seelisch vollkommen zerrüttete Pfarrer Agricola, der nach dem schrecklichen

Kindersterben im Dorf zu nächtlicher Stunde das Weinglas gegen das Bild des Gekreuzigten schmettert mit dem Fluch aus letzter Verzweiflung: "Du könntest retten, aber du bist ja gar nicht!!" Aber trotz aller Kritik am Christentum, wie es sich darbietet, trotz aller wirklich berechtigten Kritik über das häufige Versagen der Kirche stellt Wiechert in der Person des mit Jons eng befreundeten ehemaligen Kriegskameraden Tobias am Schluss des Romans einen Pfarrer immer mehr in den Vordergrund, der in der ganzen politischen und seelischen Notzeit nach 1933 wirklich seiner Gemeinde letzter Schutz und Schirm ist und unter dessen segnenden Händen die faltigen, dumpfen Gesichter seiner Dorfgemeindeglieder reiner wurden. Und ich glaube, dass in diesem Tobias die Kirche der Zukunft ihren Ausdruck gefunden hat, wie es der große christliche Seher Hermann Bezzel bereits in einer Zeit verkündet hatte, als die Kirche noch hoch im Kurse des Staates stand: "Die nächste Gegenwart, die nächste Zukunft gehört der Kirche nicht. Sie wird die Kirche in der Wüste werden. Etliche einfache Bekenner, etliche arme Theologen, eine kleine, irrende, unscheinbare Gemeinde, während die andere Kirche mit Brokatgewändern, mit Gold und Diadem geschmückt ist. Aber die letzte Zukunft, wenn alles bricht und fällt, wenn es zum Sterben der Welt geht, wenn an dem großen Weltgrab alles zagt, sich ängstet und verzweifelt, wird der Kirche gehören, die den Saum seines Gewandes im Glauben berührt hat, und das ist die Kirche der Armut."

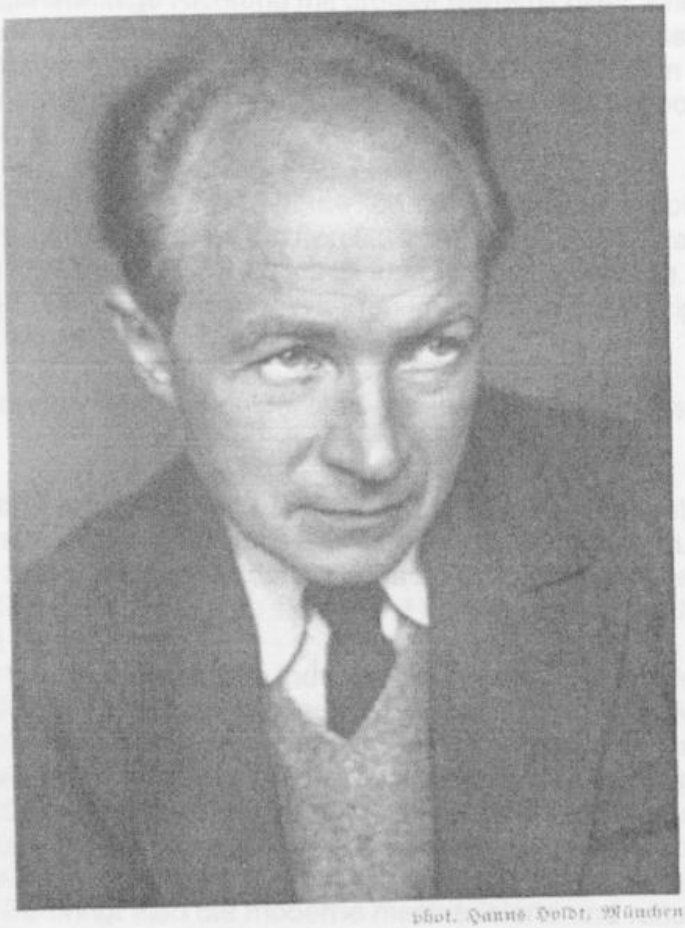
Die **Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg** verliefen für Wiechert sehr ruhig. Er empfing zahlreiche Ehrungen von inländischen und ausländischen Verehrern seiner Werke, wie aus der Festschrift 'Bekenntnis zu Ernst Wiechert' anlässlich seines 60. Geburtstages am 7. Mai 1947 zu ersehen ist. Auch unser DDR-Nationalpreisträger, Haupt- und Staatsdichter Nr. 1, Johannes R. Becher, hat dieser Schrift einen nennenswerten Beitrag zur Verfügung gestellt.

Vollendet hat Ernst Wiechert noch einige Novellen, den Roman *Missa sine nomine* und die Fortsetzung seiner Selbstbiografie 'Wälder und Menschen' unter dem Titel *Jahre und Zeiten*. Diese beiden Werke sind bis heute leider noch nicht in unserer Deutschen Bücherei eingegangen, so dass ihr Inhalt mir noch unbekannt ist.

Wiecherts **Tod** im August des vergangenen Jahres ist all jenen, die sein Werk schätzen und lieben, zu überraschend, zu frühzeitig gekommen. Die deutsche Literatur hat in ihm einen großen Sprachgestalter und Lichtbringer verloren. Und dieser Verlust wird nicht leicht auszugleichen sein. Auch die deutsche Jugend hat Grund, Ernst Wiechert für sein Lebenswerk zu danken. Erweisen wir uns seinem Erbe würdig!

Literatur:

Ebeling, Hans: Ernst Wiechert. Der Weg e. Dichters. Berlin: Grote 1937. 253 S. - Ders.: Ernst Wiechert. Das Werk d. Dichters. Wiesbaden: Limes-Verl. 1947. 167 S. - Ernst Wiechert. Der Mensch u. sein Werk. Eine Anthologie. München: Desch 1951. 302 S.



phot. Hanns Holdt, München

Ernst Wiechert

Ernst Wiecherts Bedeutung für die geistige Situation unserer Zeit

Eine Betrachtung im Anschluss an den Vortrag über den Dichter

Es fällt uns recht schwer, Wiechert zu klassifizieren. Er lässt sich in kein herkömmliches Schema literarischer oder gesellschaftlicher Art spannen. Weder ist er Idealist noch Materialist, weder Realist noch Romantiker, weder ein Vertreter der Bourgeoise noch der des Proletariats. Sein Denken und Schaffen ist allem Schlagwortartigen und Systemgebundenen abhold. Es zielt unabhängig von all diesen Begriffen in eine eigenständige Richtung mit größter Beharrlichkeit. Wiechert sucht und fragt nach unserer wesenhaften menschlichen Bestimmung, nach unserem tragenden Grund, doch nicht mit dogmatischer Engherzigkeit. Er will nur das eine erreichen, die Dimension der Tiefe, die uns modernen Menschen zuzurinnen droht, wieder neu zu erschließen, die ausgetrocknete Quelle in uns wieder neu aufspringen zu lassen.

Man kann schon sagen: Wir Menschen von heute können uns wohl auf große naturwissenschaftliche, wirtschaftliche und technische Errungenschaften stützen, haben darüber aber den Sinn für Höhe und Tiefe des Lebens vielfach eingebüßt. Wurzellos ist unsere Daseinshaltung. Martin Heidegger, der führende Existenzphilosoph, beschreibt es so: "Wir irren im Zustand der Uneigentlichkeit, weil wir unser Eigensein aufgegeben haben."

Um diese Feststellung noch etwas zu konkretisieren, sei sie nach vier Gesichtspunkten hin näher erläutert:

1.) Treibende Eile. In den kapitalistischen Ländern begegnet uns ein unentwegtes Hasten und Jagen nach Profit. Es gibt keine stabilen, gesicherten Einkünfte, die Wirtschaft trudelt von einer Krise zur nächsten. Unaufhörlich muss der Mensch darauf bedacht sein, Oberwasser zu behalten. Die Folge ist, dass er nicht mehr zur Ruhe, nicht mehr zu sich selbst kommt und nur noch nach dem Grundsatz lebt "time is money" (Zeit ist Geld).
2.) Abstumpfende Verengung. Die moderne Industrie und Verwaltung werden immer stärker mechanisiert und rationalisiert. Die Tätigkeit des einzelnen Arbeiters und Angestellten erfährt in zunehmendem Maße Spezialisierung und Vereinseitigung. Wenn in den Riesenschlachthäusern von Chikago ein eingeliefertes Rind innerhalb von 35 Minuten getötet, ausgewaidet, zu Wurst gemacht, in Konservenbüchsen verfrachtet und der Rest zu Knochenmehl verarbeitet werden kann, dann ist das - aufs Ganze gesehen - gewiss eine phänomenale technische Leistung. Für den einzelnen Arbeiter ist sie aber mit ungeheuerer Gleichförmigkeit verbunden, hat er doch tagein tagaus immer nur den gleichen Handgriff auszuführen. So bringt also die moderne mechanisierte und rationalisierte Arbeit die große Gefahr der geistigen und seelischen Abstumpfung mit sich.
3.) Überhöhte Inanspruchnahme. Staaten, die, wie unsere DDR, im sozialistischen Aufbauprozess stehen, wiederum nehmen den einzelnen Menschen so stark für sich und die von ihnen anvisierten gesellschaftlichen Zielvorstellungen in Beschlag, dass er schließlich nur noch in soziologischen Kategorien denkt und am Ende den anderen Menschen gar nicht mehr als solchen wahrnimmt und so den unmittelbaren Kontakt zu ihm mindert. Bezeichnend dürfte in dieser Hinsicht der unlängst von mir vernommene Verzweiflungsruf eines Junglehrers sein, der mehrere öffentliche Funktionen zu versehen hat: "Ich bin gar nicht mehr ich selbst, ich komme zu keinem Privatleben mehr; ich bin nur noch eine wandelnde Gesellschaftsmaschine."
4.) Seichte Zerstreuung. Wie gestaltet der Mensch unserer Tage seine freien Stunden, sofern er noch über solche verfügen kann? Sehr oft mit reichlich belanglosen Dingen: Kino, Fußball, Kriminalschmöker, Jazz- und Schlagermusik, Stammtischgelaber in der Kneipe oder Klatsch und Tratsch im Treppenflur. Für ernsthafte, in die Tiefe führende Gedanken und Betätigungen gewährt das tägliche Hasten und Jagen, das Eingespanntsein in den Produktionsprozess, das politische und propagandistische Trommelfeuer auf Nerven und Seele kaum noch Raum, so dass der Mensch sich in seiner Freizeit lieber zerstreuen als sammeln will und diese eher zu "vertreiben" als sinnvoll zu gestalten sucht.

Und hier kommt nun Wiechert und stellt uns wieder vor die wesenhaften Fragen unseres Daseins, die uns so unbequem geworden sind, denen wir bei unserer Ermüdung oder anderweitigen Inanspruchnahme so gern aus dem Wege gehen möchten. Er stellt uns vor die Fragen, die immer bestehen bleiben ganz unabhängig von dem jeweiligen politischen System, vor die Frage nach Woher, Wohin und Wozu des menschlichen Lebens, vor die Frage nach Schuld, Leid und Tod, vor die Frage nach Gut und Böse, nach Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit. Damit führt er die große Linie weiter, die schon viele namhafte Geister der Geschichte beschäftigt hat. Ich nenne in diesem Zusammenhang nur einige wenige Persönlichkeiten: Angelus Silesius mit seinen 'Sprüchen vom wesenhaften Leben' aus dem 'Cherubinischen Wandersmann', den französischen Philosophen Blaise Pascal, den Dänen Sören Kierkegaard. Und aus Gegenwart und jüngster Vergangenheit: die Philosophen Karl Jaspers, Gabriel Marcel, Berdjajew, die Theologen Karl Barth, Karl Heim und Romano Guardini, die Dichter R. M. Rilke, Jochen Klepper, Reinhold Schneider, Werner Bergengruen, Georges Bernanos und viele andere. *) Nicht vergessen sei bei dieser Aufzählung Albert Schweitzer, der Urwaldarzt, Musikforscher, Theologe, Philosoph und Kulturhistoriker - ein Universalgenie der Neuzeit. Albert Schweitzer hat die Frage nach der Wesenhaftigkeit ganz in den Mittelpunkt seines gesamten geistigen und praktischen Schaffens gerückt. So sagte er z.B. in einer seiner bedeutenden Schriften: "Wir müssen wieder wahr werden gegen uns selbst, Antwort geben auf die Fragen und Forderungen, die sich der Seele aufdrängen. Wir müssen uns stellen, wenn wir aus der Tiefe aufgerufen werden." Und wenn Albert Schweitzer an einer anderen Stelle ausruft: "Die Wasser der Tiefe an die Oberfläche leiten, die Menschheit harrt derer, die solches vermögen!", dann zählt Ernst Wiechert wohl zu den berufenen Männern, die uns durch ihre Dichtungen und ihr Gedankengut einen solchen Dienst erwiesen haben und es auch nach ihrem Tod noch zu tun vermögen.

Wiecherts vertiefte Weltsicht kommt besonders nachhaltig in einem Gedicht zum Ausdruck, das er im Jahre 1945 nach dem Zusammenbruch unseres Vaterlandes den Münchener Studenten vortrug:

Am Abend zu beten

Es geht ein Pflüger übers Land,
der pflügt mit kühler Greisenhand
die Schönheit dieser Erden.
Und über Menschenplan und -trug
führt schweigend er den Schicksalspflug,
vor dem zu Staub wir werden.

So pflügt er Haus und Hof und Gut
und Greis und Kind und Wein und Blut
mit seinen kühlen Händen.
Er hat uns lächelnd ausgesät
und hat uns lächelnd abgemäht
und wird uns lächelnd wenden.

Rings um ihn still die Wälder stehn,
rings um ihn still die Ströme gehn
und goldne Sterne scheinen.
Wie haben wir doch zugebracht
wie ein Geschwätz bei Tag und Nacht
so Lachen wie Weinen!

Nun lassen Habe wir und Haus,
wir ziehen unsre Schuhe aus
und gehn mit nackten Füßen.
Wir säten Tod, wie säten Qual,
auf unsern Stirnen brennt das Mal,
wir büßen - wir büßen.

Und nächtens pocht es leis ans Tor
und tausend Kinder stehn davor
mit ihren Tränenkrügen.
Und weisen still ihr Totenhemd
und sehn uns schweigend an und fremd
mit schmerzversteinten Zügen.

O gib den Toten Salz und Korn
und dass des Mondes Silberhorn
um ihren Traum sich runde!
Und lass indessen Zug um Zug
uns leeren ihren Tränenkrug
bis zu dem bitt'ren Grunde.

Und gib, dass ohne Bitterkeit
wir tragen unser Bettlerkleid
und Deinem Wort uns fügen.
Und lass uns hinterm Pfluge gehn,
solang die Disteln vor uns stehn,
und pflügen und pflügen.

Und führe heut und für und für
durchs hohe Gras vor meiner Tür
die Füße aller Armen.
Und gib, dass es mir niemals fehlt
an dem, wonach ihr Herz sich quält:
ein bisschen Brot und viel Erbarmen!

Gegen Ernst Wiechert wird manchmal der Vorwurf erhoben, seine Dichtungen seien weltfremd und schwärmerisch-religiös. Dieser Ansicht kann keinesfalls beigestimmt werden. Wir Menschen gehören ja dieser Erde an und unsere Aufgabe liegt im Hier und Heute. Und so atmet auch die Dichtung Ernst Wiecherts eine starke Erdgebundenheit. "Und lass uns hinterm Pfluge gehn, solang die Disteln vor uns stehn, und pflügen und pflügen", heißt es in dem soeben zitierten Gedicht. Diese Bitte bedeutet ein unüberhörbares Ja zum Leben und zu dieser Erde trotz aller bitteren Unbegreiflichlichkeiten, denen sie uns aussetzt.

Aber über dieser Feststellung dürfen wir nicht die andere Erkenntnis vernachlässigen, dass über unser Sinnen und Planen ein Pflüger schreitet, der den Schicksalspflug in der Hand hält, vor dem wir zu Staub werden. Er hat uns geschaffen, er hat uns in die Bewährung des Lebens gestellt und sich das letzte Wort über uns vorbehalten. Wir dürfen nicht verkennen, dass auf uns Menschen ein unsichtbares, wellenmäßig nicht messbares, aber in der Seele zutiefst erfassbares Licht einwirkt, welches verheißt, dass Erde und Leiblichkeit nicht aus sich selbst heraus bestehen, sondern von höherer Allmacht geschaffen worden sind, zu der sie auch wieder zurückkehren sollen. Dieser Lichtstrahl kann als so stark, so blendend empfunden werden, dass im Roman 'Die Jerominkinder' über ihn entsetzt ausgerufen wird: "Um Gott her ist schrecklicher Glanz". Begreiflich schon, bündelt sich doch in ihm Anfang, Ende und Sinn alles Geschehens. Letztendlich können wir aber nur bei Gott selbst und durch ihn innere Ruhe und inneren Frieden finden, wie es Augustinus in die eindrucksvollen Worte gefasst hat: "Du hast uns, o Gott, auf Dich hin geschaffen, und unser Herz bleibt unruhig, bis dass es sich geborgen weiß in Dir."

Nun lässt sich gewiss nicht sagen, dass Wiechert in seinem Leben und Werk völlig zu solcher Einsicht gelangt ist und sie überzeugt "vertreten" hat. Bis zu einem gewissen Grade kann der Leser ihr allerdings durch das vom Dichter Niedergeschriebene entgegengeführt werden. Mehr als dies vermögen Bücher ohnehin nicht zu geben.

Und nun noch ein letztes Wort: Wir stehen heute in einer Zeitströmung, die bewusst den Fortschritt bejaht. Und es ist auch eine richtige Erkenntnis, dass es auf Dauer keine Rückwärtsentwicklung der geschichtlichen Verhältnisse gibt. Jedoch wollen wir uns hüten, den Fortschritt nur einlinig und einseitig zu sehen und zu betreiben. Denn es gibt in Wirklichkeit nicht nur eine waagerechte Linie des Fortschritts, sondern auch eine lotrechte, eine in die Höhe weisende. Auf beide Achsen kommt es im Leben an. Der Fortschritt nach aufwärts ist genau so ernsthaft zu erstreben wie der nach vorwärts.

Wenn wir wirklich Sieger werden wollen in dem großen "Friedenskampf", den uns unsere Zeit aufgetragen hat, dann können wir das nur dadurch erreichen, dass wir unsere Daseinsaufgaben in Gänze überschauen und umfassend in Angriff nehmen, wenn wir, wie Ernst Wiechert, auf beide Linien des Fortschritts achthaben, auf Gebet und Arbeit. Denn keine Forderung drängt sich uns gegenwärtig so gebieterisch auf wie diejenige, welche der alte Dorfschullehrer Stilling angesichts der Katastrophe des Ersten Weltkrieges in dem Roman 'Die Jerominkinder' dem Leser vor Augen gestellt hat:

> "Das Vaterland muss neu erfüllt werden, die zerbrochene Macht und die zerbrochenen Grenzen, aber nicht mit neuen Panzerkreuzern, sondern mit neuen Herzen."

*) Die hier erfolgte Aufzählung mutet recht willkürlich und nicht sonderlich differenziert an, sollte in erster Linie aber ein Hinweis auf Persönlichkeiten und Werke sein, die von offizieller Seite in der damaligen DDR verschwiegen wurden. Bis auf den KZ-Bericht 'Der Totenwald' galten übrigens auch alle Veröffentlichungen Ernst Wiecherts als "bürgerlich" und unerwünscht. Nach seinem Tode wurden sie aus den öffentlichen Büchereien ausgesondert.

Niederschrift Frühjahr 1951

Einige Passagen wurden leicht überarbeitet
Mai 2002

Der dänische Dichter Martin Andersen Nexö, sein Buch "Erinnerungen" und andere Werke

Vortrag, gehalten im Rahmen des Buchbesprechungs-Kreises
der Diplom-Bibliothekare an der Deutschen Bücherei Leipzig
am 12. Oktober 1951

Ehe man sich dem zu besprechenden Buch ganz zuwendet, ist es üblich, zunächst mit einigen Informationen über das Leben und die sonstigen Werke des jeweiligen Verfassers aufzuwarten. Diese Vorgehensweise können wir uns in diesem Falle aber ersparen, weil uns Andersen Nexös Buch "Erinnerungen" unmittelbar mit Leben und Wirken des dänischen Dichters bekannt macht. Dieser hatte in den letzten Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg zunächst mit Zögern, da er sich noch nicht ins "Memoirenstadium" vorgerückt wähnte, nach Drängen seiner Freunde und Anhänger dann aber doch mit wachsender Freudigkeit zur Feder gegriffen, weil sich für ihn als stark realistisch ausgerichteten Schriftsteller hier die beste Gelegenheit bot, das Leben einmal in seiner vollen Ungeschminktheit und Tatsächlichkeit zu schildern.

Der umfangreiche Band gliedert sich in vier Hauptabschnitte. Im ersten, überschrieben „**Ein kleines Würmchen**", führt uns Nexö in die Welt seiner frühen Kindheit. Tief lässt er uns hier in den von kapitalistischer Ausbeutung verdunkelten Alltag der proletarischen Menschen blicken.

Martin kommt als 4. Kind des Kalkbrennerei- und späteren Steinbrucharbeiters H. J. Andersen im 2. Stock eines Hinterhauses im ärmsten Kopenhagener Arbeiterviertel Christianshavn zur Welt. "Nummer 4 von insgesamt 11 Geschwistern ist noch eine verhältnismäßig gute Platzierung", bemerkt der Dichter mit dem ihm eigenen trockenen Humor. Proletarische Familien besaßen keinerlei Reichtum außer einem solchen an Kindern. Dieser war zugleich aber ein Quell steigender Sorgen und Nöte für Eltern und Geschwister. Zunächst reichte der ohnehin winzige Wohnraum nicht im entferntesten aus, um die zahlreiche Sippschaft ordnungsgemäß unter Dach und Fach zu halten. Dann brachte der Vater nicht genügend Verdienst mit nach Hause, um seine Familie mit dem Notwendigsten an Nahrung und Kleidung ausstatten zu können. Auch was die Mutter durch Botengänge, Aufwartungsdienste und Treppenreinigung in fremden Haushalten noch hinzuverdiente, vermochte das große Leck nicht zu stopfen. So kam es dahin, dass die Familie eine gewisse - wenn auch schmerzliche - Erleichterung empfand, sobald eines ihrer Glieder starb, noch ehe es richtig zu leben begonnen hatte. Und die Kindersterblichkeit in proletarischen Haushalten war prozentual sehr hoch. Hier fanden ja auch die Krankheitskeime infolge der schlechten Wohn-, Ernährungs- und Bekleidungsverhältnisse ihr ergiebigstes Jagdrevier. Hören wir Andersen Nexös eigene Worte:

"Von mir berichtete Mutter, ich hätte ihr, bevor ich noch geboren war, arge Fußtritte versetzt. Hoffentlich habe ich es später wiedergutgemacht. Als eine Art gerechter Vergeltung hat Vater mich sehr bald, nachdem ich zur Welt gekommen war, verhauen. Das erste halbe Jahr habe ich viel geschrien - besonders nachts; Mutter, die mich bei sich hatte, teilte das Bett mit Vater, der deshalb keine Nachtruhe bekam. Er war todmüde vom harten Tagewerk und wurde begreiflicherweise reizbar und heftig, weil er nie richtig ausgeruht war. Aber warum lag er nicht in einer anderen Stube, fragt vielleicht eine mitleidvolle Seele, oder zumindest in einem andern Bett? Aber es gab nur ein einziges Bett, die anderen drei Geschwister schliefen auf Stühlen oder wo es gerade ging - bis zwei von ihnen es vorzogen, nach dem Kirchhof überzusiedeln. Tatsächlich hatten wir noch eine Stube! Aber sie war unsere einzige Verbindung mit der Sonnenseite des Daseins und durfte nicht zum Schlafen benutzt werden, außer wenn jemand krank war: dort stand ja Mutters gepolstertes Sofa und ihre Kommode mit dem Porzellanhund an zwei Gipsvasen - und außerdem der runde Tisch mit den gedrechselten Beinen. Dort gab es auch einen Ofen, und mehr wäre gar nicht hineingegangen.

An das zweitälteste von uns Geschwistern, Gertrud, kann ich mich überhaupt nicht erinnern; ich war kaum ein halbes Jahr, als sie das Spiel aufgab. Dagegen erinnere ich mich dunkel an den Ältesten, Christian, als ein kleines, armes, kränkliches Geschöpf mit einem zu großen Kopf. Da war er wohl sechs und ich zwischen zwei und drei. Er lag immer in einer Art Korb, dessen Rand er unverdrossen bearbeitete. Zu meinem großen Erstau-



MARTIN ANDERSEN-NEXO

nen bekam er dafür nie einen Klaps auf die Hand. Wenn die Sonne wegging, trug Mutter ihn ans Fenster in die andere Stube. Vater sagte einmal: 'Wenn Christian stirbt, bekommen wir mehr Platz.' Und da weinte Mutter. Er war ihr Sorgenkind und stand darum ihrem Herzen am nächsten. Sie sprach nie von ihm, aber noch viele Jahre später konnte ich sie überraschen, wenn sie vor einer offenen Schublade der Kommode saß und weinend eine Haarlocke oder ein kleines Kleidungsstück von ihm in der Hand hielt. An seinen Tod und seine Beerdigung habe ich keine Erinnerung, aber ich weiß noch, dass ich ihn vermisste und Mutter fragte, wo er war. 'Er ist auf den Kirchhof gezogen', antwortete sie und begann zu weinen. 'So ist er ein Engel?' fragte ich. Mutter schüttelte den Kopf. 'Arme Leute haben im Himmel nichts zu suchen. Sie müssen froh sein, wenn sie in die Erde kommen können.' " (S. 13-14.)

Der kleine Martin hatte sich selbst bitter mit allen möglichen Krankheiten abzuquälen. Er war ein schwaches und empfindliches Kind, das frühzeitig unter einer ungewöhnlich starken Reizbarkeit der Nerven litt. Er selbst schreibt darüber:

"Bis ich in die Nähe der Vierzig kam, entsinne ich mich nicht eines einzigen Tages, da ich mich in jenem wundervollen Zustand befunden hätte, der einem den eigenen Körper vergessen lässt - und den man Gesundheit nennt."

Seine Seele war den Härten des grauen proletarischen Alltagsleben ausgesetzt wie eine weiche Wachstafel dem Stylos des antiken Schreibers. Unbarmherzige, grausame Schriftzüge hatte ihm das Leben eingebrannt. Doch gerade diese starken Eindrücke haben ihn später in so hohem Maße befähigt, die Lebenswirklichkeit des proletarischen Menschens zu schildern. Alle seine Novellen und Romane stützen sich auf eigene Erlebnisse und Erfahrungen.

Immer wieder schildert Andersen Nexö, wie die allgemeine Wirtschaftslage mit ihren Krisen und Entspannungen das Leben der Familie sofort in ihren Bann schlug. Stets diente sie als Gradmesser der häuslichen Wohlfahrt. Der proletarische Mensch schwimmt ja wie ein Schiffbrüchiger auf geborstener Planke im Gewoge des chaotischen Weltwirtschaftsmeeres. Mitunter schwingt sich die Planke auf einen Wellenberg, um so sicherer aber erfolgt dann der Absturz ins Wellental. Jede soziale Erleichterung im Zeitalter des Kapitalismus hat also nur ganz kurzfristige Lebensdauer. Der Meeresspiegel selbst sinkt nicht. Und meist ist für einen Schiffbrüchigen die Gefahr größer, in den Fluten zu versinken als gerettet zu werden. Auch die Familie Andersen musste an sich selbst diese bittere Tatsache erfahren. Plötzlich gelangte infolge hoher Anleihen viel Geld nach Dänemark, und die sog. Gründerepoche begann. Neue Unternehmen schossen wie Pilze aus der Erde. Eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften herrschte. In den Steinmetzwerkstätten wie überall sonst stiegen die Löhne, so dass Vater Andersen oft mit der Nachricht nach Hause kehrte, sein Unternehmer habe den Tageslohn wieder erhöht. Und wenn sich die Mutter daraufhin etwas anschaffte, so sagte sie mit gewichtiger Miene: "Ja, jetzt, wo die Zeiten danach sind!"

Aber diese Tage des Sonnenscheins währten nicht lange. Andersen schreibt: "Verblüffend schnell setzten die schlechten Zeiten wieder ein, keineswegs verstohlen, als schämten sie sich, wie die guten Zeiten es getan hatten. Mit einem Satz sprangen sie den Menschen an die Gurgel. Die Unternehmen, die ein paar Jahre vorher wie Pilze aus der Erde geschossen waren als Folge der deutschen Kapitalinvasion, konnten sich nicht halten. Eines nach dem anderen brach zusammen, und die Menschen mussten wieder auf die Straße. Arbeitslosigkeit stellte sich wieder ein und der Kampf um Arbeit, gleichgültig zu welchem Lohn, begann aufs neue. Die Steuern wurden nicht bezahlt und die Stadtverwaltung musste den Straßenbau einschränken. Erst als der Vater die Pflasterarbeit ganz verloren hatte und wieder im Kalkbrennereihafen als Steinmetz anfangen musste, begriff Mutter, woher der Wind blies."

Und nun begann aufs neue ein elendes Sich-Abrackern. Selbst die noch schulpflichtigen Kinder mussten durch allerlei Gelegenheitsarbeiten den Geldbeutel der Familie mit auffrischen helfen. Das Leben wurde wieder in höchstem Grade freudlos, ja niederdrückend. Ein solches Leben ohne Sonnenschein

und Hoffnung aber verführt die Menschen leicht zum Rauschgift. Auch der Vater unseres Dichters unterlag allzu oft den Lockungen des Teufels Alkohol und putschte sich in der Schänke so übermäßig stark mit Schnaps auf, dass er dann stöhnend und fluchend nach Hause stolperte und rücksichtslos auf alles einschlug, was sich ihm in den Weg stellte. Widerwärtige Szenen haben sich dann vor den Augen des kleinen Martin abgespielt, zumal der Vater in wachsendem Maße seiner Sucht verfiel und dadurch die ohnehin schon von schwerer Armut gezeichnete Familie noch viel stärker der Not auslieferte.

Andersen Nexö erkannte frühzeitig das Verhängnis dieses Sturzes in den Rausch und bewies durch sein eigenes Leben, dass man jener betäubenden Macht widerstehen kann. Dabei sah er aber tiefer als so mancher hochnäsig moralisierende Sittlichkeitsapostel aus dem sozial gesicherten bürgerlichen Lager. Eindeutig wies er nach, dass die Trunksucht unter den Arbeitern bei gesünderen sozialen Verhältnissen nicht so stark im Schwange wäre wie bei schlechten. Ehe man den Alkohol bekämpft, solle man die sozialen Verhältnisse umwandeln, forderte er. An einer Stelle unseres Buches heißt es: "Die Trunksucht ist ein sozialer Ausschlag, ein Krankheitssymptom,und zwar eine innere Krankheit, die sich besser von innen kurieren lässt als durch eine Handvoll Puder."

Dieser Ausspruch darf uns aber auch nicht zu jener einseitigen Ansicht verführen, als seien menschliche Fehler, Schwächen und Schulden einfach kausalnotwendige Folgeerscheinungen schlechter wirtschaftlicher Verhältnisse. Die in Bert Brechts "Dreigroschenoper" aus Gaunermund mit leidenschaftlicher Vehemenz verfochtene These:
"Wir wären gut und nicht so roh,
Nur die Verhältnisse sie sind nicht so"
birgt nicht nur Wahrheit, sondern auch schwerwiegende Irrtümer in sich; denn der Mensch ist nicht schlechthin das Produkt seiner Umwelt, ist nicht einfach ein Abklatsch der sozialökonomischen Verhältnisse. Immer wieder müssen wir feststellen, dass Menschen, denen es wirtschaftlich gut geht, die frei nach ihren Bedürfnissen leben können, noch längst nicht zugleich auch gut zu sein brauchen. In jeder Lebenslage bleibt nämlich der Mensch der Macht des Bösen ausgesetzt. Und das Böse nistet nicht allein in den wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern liegt hinter sämtlichen menschlichen Äußerungen zähnefletschend zum Sprung auf der Lauer. Es bricht immer wieder gerade an der Stelle durch, wo wir uns am gefestigsten wähnen. In Zeiten des äußeren Wohlstandes, der Sattheit sollten wir darum viel mehr vor einem teuflischen Überfall auf der Hut sein als in Zeiten der Armut.

Das Böse gewinnt immer erst Herrschaft über den Menschen, wenn sich der Mensch dazu hergibt, d.h. wenn er selbst die Bindung zu Gott trennt. Das Böse kann nie die Trennung von sich aus bewirken, es kann den Menschen nur dazu verführen. Immer kommt es auf ihn selbst an, wie er sich den verderblichen Einflüssen gegenüber verhält.

So kommen wir zu folgendem Ergebnis: Umwelt und Erbanlagen beeinflussen unseren Charakter ohne Zweifel, aber sie bestimmen ihn nicht determinativ. Schlechte Umwelt- und Erbeinflüsse gleichen einer dem Menschen eingebauten geballten Ladung. Diese bleibt so lange unwirksam, wie der Mensch nicht an der Zündschnur rührt. Reißt er sie aber, erfolgt die Explosion unausweichlich. Sie fällt naturgemäß um so verheerender aus, je stärker die Ladung war. So sollte schon klar sein: Ausschlaggebender Faktor unserer Charakterbildung ist unsere Gewissensentscheidung, ist das, was wir selbst aus unseren Erbanlagen machen und wie wir uns den Einflüssen der ökonomischen Situation gegenüber verhalten. Das gesellschaftliche Sein bestimmt also nie die Art unseres Handelns. Es stellt uns nur vor die Notwendigkeit des Handelns. Wie wir handeln, unterliegt einzig und allein unserer persönlichen Entscheidung. Außerdem dürfen wir auch nicht die großen Zusammenhänge außer Betracht lassen: Letzten Endes beruhen ungünstige Anlagen und Wirtschaftsverhältnisse auf vorangegangenen menschlichen Fehlentscheidungen Gott gegenüber. Diesen aber wohnt immer die Tendenz inne, den Menschen zu weitergehenden Fehlentscheidungen zu missleiten.

Andersen Nexö selbst hat in eigener Person das beste sittliche Vorbild gegeben. Er hat sich nicht zum Alkohol verführen lassen, obwohl sein Vater ein Trinker war und obwohl er als junger Mensch schlimmsten sozialen Nöten ausgesetzt war. Und seine Werke bieten dasselbe Bild: Neben dem hartgesottenen Säufer Bigum und der zänkischen Mutter Sörine steht die fleißige, selbstlose, aufopferungsfreudige Ditte Menschenkind. Alle aus dem gleichen Holz geschnitzt, alle auf gleichem Boden gewachsen - und doch welcher himmelweite Unterschied!

Der zweite Teil des großen Werkes "Erinnerungen" betitelt sich **"Unter offenem Himmel"**.

Im Jahre 1879 verließ die Familie Andersen Kopenhagen und siedelte nach dem Ort Nexö auf der Insel Bornholm über. Hier lernte Martin eine neue Landschaft mit anderen Menschen kennen. Die engen schmutzigen Vorstadtgassen haben der weiten lichten Meeresküste Platz gemacht. Sie bot den Kindern, namentlich Martin und seinem ein Jahr älteren Bruder Georg, eine herrliche Tummelfläche für allerlei Spiele und Pirschgänge.

Der vorherrschende Teil der Bevölkerung war hier die Bauernschaft, die, wie wohl in allen Ländern der Erde, eine Menschengattung für sich darstellt: ein wenig schwergängig in der Arbeitsweise wie im Denken, Fremden gegenüber misstrauisch und verschlossen. Andersen berichtet, dass fast ein ganzes Jahr verging, ehe die Einheimischen die hinzugezogene Familie in ihren Kreis aufnahm. Bezeichnend für die konservative Einstellung der Bevölkerung war ihr Ehrgeiz, möglichst alle Produkte auf eigener Scholle zu erzeugen und den Krämerladen so wenig als möglich zu unterstützen.

Trotz der so stark bäuerlich geprägten Lebensformen gab es in Nexö aber auch viele Handwerker und Arbeiter. Letztere waren denselben schlechten sozialen Verhältnissen preisgegeben wie in der Landeshauptstadt. Folglich herrschte auch dieselbe Not um Nahrung, Kleidung und alle sonstigen Bedarfsgegenstände des Lebens. Andersen Nexö klagt:

"Vom ewigen Wind und der feuchten Luft bekam ich Bronchitis. Ich fror auch recht viel. Ich war viel zu dünn gekleidet, und mein Blut war wohl auch ziemlich dünn. 'Wenn du erst wollnes Unterzeug bekommst, wird es schon besser werden', sagte Mutter. Aber aus unserem Garn wurden keine Unterjacken. Mutter musste froh sein, wenn sie uns mit Strümpfen versorgen konnte. 'Strümpfe müsst ihr haben', sagte sie seufzend. 'Ob ihr wollnes Unterzeug anhabt, danach guckt niemand.'"

Hier auf Bornholm kommt Martin erstmals auch mit Menschen in Berührung, die die moderne Zeit schon im Blute hatten. Es waren dies schwedische Arbeiter, Kinder von Landarbeitern und Häuslern, denen die alte, tief im feudalen Denken versponnene Heimat zu eng geworden war. Sie betätigten sich auf Bornholm zumeist als Hafen- und Straßenarbeiter. Die pomadischen Einheimischen hassten sie wegen ihres schwungvollen Arbeitselans. Sie bezeichneten die Schweden als Schinderknechte und handelten sich von denen dafür den Spitznamen "Faultiere" ein. Andersen schreibt:

"Diese Schweden brachen wie wie wilde Vögel in die kleinbürgerliche Welt der Bornholmer ein. Sie verursachten viel Unruhe. Gutes wie Böses brachten sie mit sich. Sie waren tüchtige Arbeiter und waren nicht zimperlich, sondern packten zu, wo sich Arbeit bot. Aber sie konnten sich nur schlecht den altväterlichen Verhältnissen hier anpassen, sie hatten vor nichts Achtung und waren ohne jede Erziehung. Geld konnten sie verdienen, oft schamlos viel, aber trotzdem besaßen sie nie etwas. Der Bornholmer dagegen legte einen Öre zum anderen, drehte ein Fünfundzwanzigörestück zehnmal um, ehe er es ausgab. Er wusste Jahre vorher genau, wozu es ausgegeben werden sollte. Diese Schweden schufteten die ganze Woche, so dass ihnen die Augen aus dem Kopfe quollen, und verjubelten dann vielleicht alles an einem einzigen Sonntag und lebten die ganze nächste Woche von trockenem Brot. Eine Schande war es, wie freigebig dieses Bettelpack mit dem Geld umging! Trinkgelder gaben sie als wären sie Millionäre, nicht arme Schlucker."

Für die geistige Entwicklung unseres Dichters war die Begegnung mit diesen schwedischen Arbeitern sehr bedeutungsvoll. Zwar waren sie noch alles andere als klassenbewusste, ideologisch geschulte Menschen, doch brachten sie eine gute Portion frischen Wind in die rückständige Bornholmer Land-

zone und zeigten, dass die alte Ordnung bürgerlicher Sattheit morsch geworden war und durch eine neue ersetzt werden musste. Und das war für den Anfang schon genug. Andersen Nexö kennzeichnet die Schweden deshalb sehr treffend als "Vortrupp des kämpferischen Proletariats".

Martin verdiente sich während der letzten Schuljahre noch einen bescheidenen Unterhalt als Kuhhirte. Den Erlös musste er allerdings der gesamten Familie zur Verfügung stellen. Lange Zeit verging, ehe der Junge von seinen Eltern den ersten Anzug erhielt, der diesen Namen zu Recht trug.

Seitenlang schildert er mit der ihm eigenen humorvollen Breite die Erlebnisse seiner Hütejungenzeit. Er stellt umständliche philosophische Betrachtungen über Ochsengattungen und Rindviehgemüter an und bringt dadurch in den an sich ernsten Stoff des Buches manche heitere Note hinein. Als ein wesentliches Ereignis aus jener Zeit müssen wir die Bekanntschaft mit einem ihm gleichgesinnten hochbegabten Jungen festhalten, den späteren Dichter Jakob Hansen. Durch ihn empfing er manche wertvolle Anregung für sein späteres Schaffen.

Viel Zeit für die Schule blieb nicht übrig. Ein Bauer hatte zur damaligen Zeit das Recht, seine Hütejungen den Sommer über nicht in die Schule gehen zu lassen. Der Schulbesuch lohnte sich aber ohnehin kaum. Die Kinder mussten ungeheuer viel unnötigen Stoff auswendig lernen und erhielten in Fächern wie Naturkunde, Geschichte und Erdkunde kaum eine Einführung, geschweige eine systematische Unterweisung. Andersen Nexö behauptet, dass er zu seiner Konfirmation über hundert Choräle und lange Abschnitte aus der Bibel auswendig habe herunterschnurren können. Von anderen Dingen aber habe er kaum eine blasse Ahnung gehabt. Da kann man freilich nur sagen: In einseitiger und übersteigerter Dosierung bewirkt auch das beste Futter eine Kolik. Alle religiösen, moralischen, wissenschaftlichen, aber auch politisch-ideologischen Mastkuren rufen nur Widerwillen hervor. Sobald der Sättigungspunkt überschritten ist, erfolgt mit geradezu dialektischer Unausweichlichkeit der Umschlag ins Gegenteil.

Hören wir aus dem Band "Erinnerungen" den Dichter selbst, wie er das damalige Schulleben auf der Insel Bornholm schildert:

"Um acht Uhr fing die Schule an. Man konnte jedoch leicht schwänzen. Niemand kümmerte sich darum, ob man kam oder fortblieb. Oft wurde man auf dem Weg zur Schule von irgend jemandem aufgegabelt, der Arbeit für einen Jungen hatte, oder es fiel einem irgendetwas ein, das viel spannender war als in der Klasse zu hocken, und man riss aus.

In der Schule sorgten wir selbst für Spannung. Es gab nur einen Lehrer. In den ersten Jahren war es ein alter Küster, der in seiner Jugend Theologie studiert hatte, aber wegen einer Geschichte mit einer Frau das Studium hatte aufgeben müssen. Zum Lehrer war er anscheinend gut genug.

Er unterrichtete sowohl vormittags wie nachmittags, machte es sich in den Stunden jedoch so leicht wie möglich. Mit dem Rohrstock in der Hand, saß er oben auf dem Katheder, rauchte seine lange Pfeife und las die 'Berlingske Tidende'. Wir waren uns selber überlassen. Damit wir ihn nicht störten, hatten wir Kirchenlieder im Chor herunterzuleiern. Waren wir mit dem einen Choral fertig, gab er uns das Stichwort für den nächsten. Mit dem Rohrstock in der Hand schlug er den Takt. Sobald aber unser Geleier einmal ins Stocken geriet, stand auch die Hand mit dem Rohrstock sofort still. Wütend blickte er über die Zeitung, begann zu fauchen und zu fluchen, war im nächsten Augenblick unten und schlug blindlings auf uns los. Er war stets bereit, uns mit dem Stock zu schlagen, an den Haaren zu reißen und mit den Knöcheln der geballten Faust gegen den Kopf zu knuffen. Es war ihm völlig gleichgültig, wen er traf. Darin hatte er eigentlich recht. Denn wir waren alle gleichmäßig an jedem Unfug beteiligt. Die vordersten Reihen leierten fromm und gottergeben weiter, damit er nicht merken konnte, was hinten in der Klasse vorging. Dann stockte auf einmal alles. Und alle Gesichter starrten nach der hintersten Bank. Dort stand Henrik Bödker - mit schwarz bemaltem Gesicht, aufgerissenen Augen und langen Stoßzähnen und spielte Waldteufel. Im Nu stürzte Friis mit dem Rohrstock nach hinten. Doch es glückte ihm fast nie, den Sünder zu fassen. Wir schoben die Bänke zusammen und sperrten ihm den Weg. Der Waldteufel hielt sich im schmalen Gang vor der Wand, und Friis befand sich im breiten Mittelgang. So standen sie auf dem Sprung, Auge in Auge. Wollte der Lehrer sich auf ihn stürzen, flitzte der Junge nach der anderen Seite, und die Bänke

Landesbibliothek Detmold

schlossen sich um Friis. Plötzlich machte der alte Kinderprügler kehrt, verließ die Schule und stolzierte mit gesträubter Mähne und mit dem Rohrstock unterm Arm über die Straße nach seiner Wohnung. Dann hatten wir Pause und sahen für eine oder zwei Stunden nichts von ihm.

Der Rohrstock hatte sonst seinen Platz im Katheder. Hatten wir einen größeren Klamauk verabredet, so wurde vorher jedesmal der Stock mit Zwiebeln eingerieben. Einige der größeren Jungen kamen morgens etwas früher, öffneten das Katheder mit einem Dietrich und rieben den Stock gründlich ein. Dann galt es, den alten Lehrer richtig zu reizen. Wenn er eintrat, saßen wir bereits auf unseren Plätzen mit den artigsten Gesichtern und begannen von selbst im Chor zu leiern. Friis öffnete seine Zeitung. Sowie er sich jedoch gemächlich zum Lesen zurechtgesetzt hatte, blieben wir stecken. Friis blickte wutentbrannt auf. 'Das war Nilen', grölten wir im Chor - tief beleidigt. Friis warf ihm wütende Blicke zu - und wir leierten weiter - und stockten aufs neue. Und abermals war es Nilen - auch das nächste Mal. Die Klasse grölte einstimmig: 'Nilen!' Friis gab sich nicht gern mit Nilen ab. Doch jetzt wurde es ihm zu toll. Er schnaubte wie ein rasender Stier. Wolken von Nikotindunst füllten die Klasse. Mit erhobenem Rohrstock jagte er den Mittelgang hinunter und stürzte sich auf Nilen, der sich eigens auf den Eckplatz der Bank gesetzt hatte, als sehnte er sich geradezu nach Prügel. Er flüchtete auch nicht. Sanft wie ein Lamm ließ er sich über den Tisch ziehen, lag da und schrie jämmerlich, während Friis ihm den Hintern gerbte. Und wie das Biest schrie! Die Zunge aus dem Halse, machte er ein Gesicht, dass wir uns nicht halten konnten. Die ganze Schule jubelte. Nilen konnte sich's leisten; er hatte zu Ehren des Tages drei Hosen angezogen. Die Splitter des Rohrstockes sausten Friis um die Ohren. Schließlich hielt er nur noch ein kleines Ende in der Hand. Er schmiss es hin, nahm seine Pfeife und ging. Und wir stürmten hinaus, hinunter an den Strand zum 'Wellenhüpfen' oder nach dem Hafen, wenn ein Schiff angelegt hatte." (S.215-216.)

Das dritte Buch trägt den Titel "**Sich selbst überlassen**". Nach seiner Konfirmation kam Martin auf eigenen Wunsch in die Landwirtschaft zur Lehre. Aber die Landarbeit war sehr hart. Damals kannte man noch keine fortschrittlichen Arbeitsmethoden auf dem Lande. Es fehlten die Maschinen, die die körperlichen Anstrengungen hätten mindern können. Er schreibt: "Jeden Morgen, wenn ich um drei oder halb vier aus dem Bett kroch, lag die Arbeit vor mir im Dunkeln wie ein unbezwingbarer Berg."

Besonders niederdrückend wirkte auf ihn der grobe, barsche Herrschaftston, den sich fast alle Bauern gegenüber ihrem Gesinde anmaßten. Hören wir eine wildbewegte Szene aus Nexös Landarbeiterzeit:

"...Und nun wurden neue Planken, zwei nebeneinander, über die Mistgrube mit der tiefen Jauche gelegt. Darüber sollte ich mit meiner Karre zum Pferdestall mit Mist vom Kuhstall fahren und umgekehrt. Dazu gehörte eine neue Kunstfertigkeit. Hielt ich mitten auf beiden Planken, grub das Rad sich tief in den Boden und schob die beiden Planken voneinander. Und die einzelne Planke war zu schmal, um darauf zu fahren; man konnte das Gleichgewicht nicht halten. Da die beiden Planken nicht miteinander verbunden waren, gingen sie bei jedem Schritt von mir auf und nieder wie eine Schaukel, so dass ich mit der Karre ins Schlingern kam. Oft konnte ich sie nicht mehr halten, und sie verschwand in der Grube. Und ich musste mich niederwerfen und mich an den Planken festklammern, um nicht mit in die Tiefe gezogen zu werden. Dann gab es einen großen Klamauk. Der Bauer kam, noch warm von seinem Ehebett, heraus und schimpfte mich fürchterlich aus. An die Mauern der drei Ställe wurden Laternen gehängt, eine Brandleiter wurde vom Laufgang zu dem festen Teil der Mistgrube gelegt und die Karre mühsam aus dem Sumpf herausgefischt. Der Bauer schnaubte vor Wut, er fuchtelte mit den Armen und zerrte an allem herum, stieß mich beiseite und fasste selbst mit an. Nun sollte solch ein Drecklappen von einem Bengel einmal sehen, wie schnell und leicht ein Kuhstall ausgemistet werden konnte. Er lud die Karre gehörig voll, jagte mit ihr aus der Stalltür heraus und hin über das Steinpflaster, raste dann quer über den Mist, traf aber nicht das Laufbrett, sondern geriet daneben, und ich musste das Rad packen und auf das Brett heben. Ich heulte immer noch. Ich konnte meine Verzweiflung nicht überwinden. Alles kam mir so hoffnungslos vor. 'Hör nun endlich mit deinem Gebrüll auf!', sagte der Bauer und packte wieder zu und fuhr über die Laufbretter. Die beiden Planken begannen im Takt unter ihm zu schaukeln - er geriet ins Schlingern - und plumps verschwand die Karre in der Grube und er selber hing rittlings auf den Planken. Mein Brüllen schlug in Lachen über - aus Schadenfreude oder aus irgendeinem anderen Grund. Peter Dam fasste mich bei den Schultern und schüttelte mich. Aber es war zu komisch. Plötzlich hörte ich die Engel im Himmel singen, ich sah im Dunkeln feurige Sterne aus meinem Kopf springen. Der Bauer hatte mir eine kräftige. Ohrfeige gelangt. Es war übrigens das einzige Mal, dass er mich schlug. Aber er war häufig unzufrieden mit mir." (S. 320-321.)

Es hielt Martin nicht allzu lange in diesem rauen Lebensmilieu fest. Er wechselte bald ins Schuster-

handwerk über. In der Stadt Rönne auf Bornholm lernte er bei dem70 Jahre alten Schuhmachermeister Jeppe. Die Arbeitszeit dauerte hier von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Die Mittagspause war so kurz, dass man kaum das Essen herunterschütten konnte. Andersen Nexö fährt in seinem Bericht fort:

"... Wir hatten übrigens kein Recht, um 8 Uhr Feierabend zu halten. Sonnabends wurde sogar stets noch länger gearbeitet, und am Sonntagmorgen stürzten gewöhnlich Leute herein, die bis Nachmittag ihre Schuhe unbedingt repariert haben mussten. Der Meister sagte nicht Nein. Solche Leute bezahlten stets bar. Dafür wurde montags weniger gearbeitet. Dann zog der Geselle sein gutes Zeug an und ging aus, die älteren Lehrjungen ließen sich einen viertel Liter Schnaps holen und spielten Karten."

Dieser Schilderung entnehmen wir, dass der berühmte "blaue Montag" der sog. guten alten Zeit doch mehr oder minder auf Kosten des Sonntages ging.

Allerdings war die Schusterarbeit körperlich längst nicht so anstrengend wie die Landarbeit. Sie gestattete den Lederflickern schon, hin und wieder einmal ein Wort miteinander zu wechseln. Die beiden hier tätigen Gesellen besaßen freilich nur eine reichlich stumpfe Gemütsart. Ihr höchstes Lebensziel erblickten sie darin, abends sich in ziemlich verwahrlosten Schankkneipen oder auf dem Schwoof herumzudrücken, manchmal auch Raufereien auf offener Straße gegen Vertreter anderer Innungen auszufechten. Der schwindsüchtige, ewig hüstelnde und frierende junge Meister dagegen, der später seinem Auszehrungsleiden erlag, war ein Schwärmer. Mit fieberhafter Wonne jagte er einen Roman oder Gedichtband nach dem anderen durch. Für ihn musste Martin aus der Leihbücherei wöchentlich neue Ware besorgen. Auf diese Weise fand der ungebildete, aber wissensdurstige Schusterjunge seinen ersten Weg zum Buch. Soweit es die knappe Freizeit gestattete, las er selbst alles, was ihm in die Hände geriet. Cooper und Marryat waren die ersten Opfer seiner unbändigen Lesewut. Zwischendurch verbiss er sich auch mal in ein allgemeinwissenschaftliches Werk und "schlang" dabei, wie sein Biograf Berendsohn sich ausdrückt, "allerlei Rohstoff ziemlich wahllos in sich hinein".

Frühzeitig aber erkannte Nexö, dass planloses Lesen nicht sehr förderlich wirkt. Er schreibt darüber: "Aber das planlose Bücherlesen befriedigte mich nicht auf die Dauer. Es hatte Ähnlichkeit mit einem Säufer, der stärkere und stärkere Getränke haben musste, um sich zu berauschen. Man verschlang es einfach und wurde dümmer und dümmer."

Bald eignete er sich eine neue Lesesystematik an. Im Gegensatz zu vielen anderen Dichtern und Geistesschaffenden blieb Andersen Nexö schließlich sogar ein Mensch mit verhältnismäßig enger Literaturkenntnis. Besonders während des eigenen Schaffens hält er sich ganz von der Dichtung anderer fern. Dafür besitzt er aber auch einen ungleich offeneren und genaueren Blick als viele andere Schriftsteller für die Wirklichkeit des menschlichen Lebens. Gerade im Hinblick auf unseren bibliothekarischen Beruf möchte ich diese Eigenschaft Andersen Nexös als vorteilhaft herausstellen. Wir stehen nämlich meistens in der großen Gefahr, mehr zu lesen als uns zuträglich ist. Wir meinen immer, es sei eine Schande, den neuesten Bestseller noch nicht gelesen zu haben. Tatsächlich aber führt übermäßiges Lesen leicht zu Oberflächlichkeit im Reden wie im Denken. Der Blick für wirkliche Werte und Tiefe einer wissenschaftlichen oder dichterischen Darstellung gerät dann leicht ins Schwimmen. Dies hatte schon Gotthold Ephraim Lessing als junger Student erkannt, als er seinen Eltern schrieb: "Bücher können mich wohl gelehrt, aber niemals zu einen Menschen machen."

Nur in Ausnahmefällen konnte sich Martin den Besuch einer Theateraufführung durch fahrende Truppen gönnen. Meistens reichte das Geld nicht aus für solch einen Luxus. Die aufrüttelnden Dramen Ibsens, Björnsens und Strindbergs fesselten ihn besonders.

Die ersten kleinen Liebeleien blieben in jener Zeit naturgemäß nicht aus, versetzten unseren jungen Freund aber nicht gleich in solch eine schwärmerische Verzückung, dass er deswegen die menschlichen Grundanschauungsformen von Raum und Zeit durcheinandergewirbelt hätte. Das öffentliche Tanzvergnügen lockte ihn nicht. Das gesteht er mit folgenden Worten:

"Ich fand,dass es ein zweifelhaftes Vergnügen war, mit einem Mädchen herumzuwalzen, bis einem der Schweiß herunterlief. Da kam es mir gemütlicher vor, im Abstinenzlerheim in der Nörregade Domino zu spielen. Dort konnte man auch den ganzen Abend bleiben, wenn man für 25 Öre Kaffee und Brot bestellte. Aber das konnte ich mir höchstens einmal monatlich erlauben."

Dieser letzte Satz führt uns nochmal die große Armut eines jungen Arbeiters oder Handwerkers in der kapitalistischen Zeit deutlich vor Augen. Wie überall, so herrschte auch in der Stadt Rönne eine scharfe Trennung zwischen den bürgerlichen Schichten und dem übrigen Volk. Die proletarischen Menschen mussten sich infolge ihrer kümmerlichen Löhne nicht nur mühselig durchs Leben schlagen und auf viele Daseinsfreuden verzichten, sondern sahen sich auch noch vor eine besondere, von der bürgerlichen Gesellschaft gegen sie errichtete eiserne Schranke gestellt. Die Hoffnung, die in jedem Kind der unteren Klasse wohnt, von unten loszukommen und in eine höhere, hellere Gesellschaftsschicht aufgenommen zu werden, wurde dadurch weithin zuschanden gemacht. Jeder Verkehr zwischen hoch und niedrig galt schlechthin als unbotmäßig. So gab es in bürgerlichen Kreisen meist einen Mordsskandal, wenn einer ihrer Angehörigen eine Heirat "unter dem Stand" - wie man bezeichnenderweise sich ausdrückte - durchzusetzen versuchte. Andersen Nexõ erkannte schon als Schusterjunge ganz deutlich, dass sich dieser ungesunde Zustand des gesellschaftlichen Lebens weder durch soziale Mitleidsregungen einiger weniger Glieder der führenden Schichten noch durch das national angereicherte Ideengut der konservativen Partei überbrücken ließ, sondern unbedingt eine tiefer greifende Lösung erforderte.

Es dauerte zwar noch einige Zeit, ehe er sich zum bewussten sozialistischen Kämpfer heranbildete. Als einen wesentlichen Schritt in diese Richtung können wir aber seinen Eintritt in die dänische Volkshochschulbewegung ansehen. Schon während seiner Lehrzeit schloss er sich dem Volkshochschulverein in Rönne an. Dieser veranstaltete abendliche Zusammenkünfte mit Diskussionen über alle möglichen Fragen des Lebens. Hier in diesem Heim fand Martin einen ersten persönlichen Anschluss an die Welt des Geistes, aber auch einen Weg zu sich selbst. Er bekennt dies mit den freudigen Worten:

"Auch durch den Verkehr mit ihnen (nämlich den jungen Mitgliedern des Volkshochschulvereins) bekam ich Einblick in eine andere Welt, die zuweilen ebenso arm war wie die eigene, was Geld anbelangt, und dennoch so ganz anders - viel menschlicher. Schlug Vater uns, pflegte er zu sagen: 'Kann man seinen Kindern sonst nichts geben, sollen sie jedenfalls eine gute Erziehung erhalten.' - Diese jungen Menschen waren nie von ihren Eltern körperlich gezüchtigt worden. Dabei waren sie frischer und aufrichtiger als ich! Es war eine ganz andere Jugend als jene vernachlässigte, verkommene, zu der ich selber gehörte. So viele Träume und so viel Streben in einem wurde durch die jungen Menschen hier bestärkt und bestätigt, und das tat wohl! Ich hatte eine Zufluchtsstätte, ich hatte ein Heim gefunden!" (S. 394.)

Als der Schuhmachermeister sein schweres Tbc-Leiden ausgekämpft hatte, wurde die Werkstatt aufgelöst und Martin einer anderen Lehrstelle übergeben. Bald zog er sich aber selbst eine hartnäckige Brustfellentzündung zu, die ihn ans Bett fesselte und zur Aufgabe seiner Arbeit zwang. Er musste sich jetzt unter kümmerlichsten Lebensbedingungen durchschlagen. Eine armselige, verwanzte Dachkammer diente als Schlafstätte. Sobald die Krankheit ihre Fänge ein wenig lockerte, suchte sich Martin durch kleine Gelegenheitsarbeiten das Existenzminimum zu sichern. Im übrigen las er in seiner Dachkammer weiter eifrig in den Büchern.

Eine entscheidende Wendung trat in seinem Leben ein, als die Vorsteherin des Volkshochschulvereins ihm den Eintritt in die Bornholmer Volkshochschule Östermarie ermöglichte. Hier konnte er unter systematischer Anleitung seine äußerst lückenhafte schulische Bildung nachhaltig vervollkommnen.

Unter einer dänischen Volkshochschule zu Ende des vorigen Jahrhunderts dürfen wir uns nicht etwa einen Großbetrieb mit vielen einzelnen Abendkursen vorstellen, wie wir es hier von Leipzig her kennen. Die dänischen Volkshochschulen waren vielmehr kleinere Heime mit Internatscharakter.

Hier wurden die Schüler mehrere Monate ganztägig in seminaristischer Form ausgebildet. Dänemark gilt als Geburtsland der Volkshochschulbewegung. Der Pfarrer, Historiker und Dichter Nikolai Frederick Severin Grundtvig schuf 1844 die ersten Schulen dieser Art. Er und die Fortsetzer seines Werkes, die sich nach seinem Namen Grundtvigianer nannten, haben sich ganz entscheidende Verdienste um die Entwicklung des dänischen Geisteslebens erworben.

Eine solche Internatsschule hatte aber meist mit großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sich einigermaßen über Wasser halten zu können. Auch standen nicht immer die geeignetsten Lehrkräfte zur Verfügung. Besonders die Bornholmer Volkshochschule in Östermarie litt unter diesen beiden Mängeln beträchtlich.

Ein gediegenes geistiges Rüstzeug konnte sich unser Dichter erst in der Volkshochschule Askov in Südjütland aneignen. Von diesen zwei Wintersemestern in Askov berichtet er im 4. Teil seines Buches "Erinnerungen", den er "**Am Wegende**" überschrieben hat. Hier unterrichteten ganz hervorragende Pädagogen. Da wären zu nennen: der geist- und humorvolle Geschichtslehrer Nutzhorn, dann der Naturkundelehrer Paul La Cour, der die ungewöhnliche Fähigkeit besaß, die schweren Probleme der Physik, Mathematik und Astronomie einem einfachen Menschen verständlich zu machen, und deshalb die Schüler auch am meisten von allen Lehrern fesselte, und schließlich der geistsprühende und schlagfertige Literaturlehrer Bergtrup. Am wenigsten noch fand bei Martin der Vorsteher der Schule, Ludwig Schröder, Anklang, obwohl gerade er ein Mann von hohem akademischen Bildungsgrad war und weit über den Rahmen des Volkshochschulwesens hinaus Berühmtheit erlangt hatte. Er langweilte seine Hörer aber zu sehr mit Namen und Jahreszahlen, die sich jedoch kaum alle merken ließen. Andersen Nexö kennzeichnet ihn darum sehr treffend als "ein zu schwer beladenes Schiff, das zu tief im Wasser lag, um richtig von der Stelle zu kommen". "Es kam vor", so ergänzt er noch, "dass Schröder nach Unterrichtsschluss, bereits auf der Türschwelle zu seinem Arbeitszimmer stehend, sich umdrehte und unseren lärmenden Aufbruch anhielt, um uns noch auf einen Namen oder eine Jahreszahl aufmerksam zu machen, die wir uns besonders merken müssten."

So sehr Martin auf der Volkshochschule seine Bildungslücken füllen und in geistiger Hinsicht mit den Vertretern der höhergestellten Gesellschaftsschichten gleichziehen konnte, so bekam er dennoch die tiefe Kluft zwischen Bürgertum und Proletariat bitter zu spüren. Grundtvig hatte ja einst seine Bewegung ins Leben gerufen, um allen Ständen und Schichten, namentlich aber gerade den weniger begüterten, geistiges Bildungsgut zuzuführen. Im Laufe der Zeit hatte es sich aber doch ergeben, dass die voll bezahlenden Schüler - meist Söhne von reichen Bauern oder von Beamten - auch eine bevorzugte Stellung gegenüber den weniger bemittelten sich anmaßten, so dass sich letztere mehr und mehr als nur gnädig geduldete Randsiedler fühlen mussten.

Noch viel stärker als auf der Volkshochschule kam ihm die dringende Notwendigkeit der Lösung des Klassenproblems zum Bewusstsein, als er sich zwischen den einzelnen Semestern als Handlanger auf dem Bau ein mehr als kümmerliches Zehrgeld verdiente und dabei mit den Arbeitern in einen regen Gedankenaustausch kam über Lohn- und Gehaltsfragen, Streiks, Wirtschaftskrisen, Akkordarbeit und ähnliche Probleme. Bedeutungsvoll war für ihn das Zusammentreffen mit einem sozialistischen Glasergesellen aus Berlin. Bedeutungsvoll deshalb, weil er hier zum ersten Mal in seinem Leben mit unserem deutschen Volk in Berührung kam, dem er ja bis auf den heutigen Tag eine treue Freundschaft gehalten hat, wie seine unlängst erfolgte Übersiedlung nach Radebeul bei Dresden und seine Auszeichnung mit dem Nationalpreis der DDR, 1. Klasse, am vergangenen Sonntag belegen. Bedeutungsvoll aber auch, weil dieser bescheidene, pflichttreue und hilfsbereite, unaufhörlich die Internationale trällernde Bursche ihm lebhaft und anschaulich die Kämpfe der deutschen Arbeiterbewegung gegen die im Sozialistengesetz Bismarcks verankerten Zwangsmaßnahmen der Regierung zu schildern verstand. Immer wieder hämmerte er unserem Dichter begeistert und überzeugt den Satz ein: "Die Befreiung des Arbeiters soll das eigene Werk des Arbeiters sein!"

Das bedrückende Erlebnis des proletarischen Dahinvegetierens aus seiner Kindheit, die Erfahrungen als Landarbeiter, Schusterjunge und Handlanger und schließlich sein auf der Volkshochschule geschärfter geistiger Blick haben Martin Andersen Nexö deutlich die gesellschaftlichen Nöte und Aufgaben seiner Zeit erkennen lassen. Er schloss sich der sozialistischen Bewegung in Dänemark an und trat 1918 zum Kommunismus über. Neben Gorki dürfen wir ihn wohl als einen der herausragendsten Dichter des Proletariats bezeichnen.

Sehr bedauere ich es nur, dass er im Zuge der Heranbildung seines Klassenbewusstseins einigen Fehlurteilen über das Christentums aufgesessen ist. An vielen Stellen unseres Buches hat er sich wohl sehr eingehend mit dessen Wesen befasst, ohne es wirklich zu erfassen. So ist die Kirche für ihn nichts anderes als ein Instrumentarium in der Hand der Mächtigen, um damit den Zorn der armen Bevölkerung wirksam einzudämmen. Die Vertröstung auf ein besseres Jenseits soll eine demutsvolle Erwartungshaltung in ihr erwecken und sie daran hindern, ihr Schicksal jetzt und hier in die eigenen Hände zu nehmen und sich mit ganzer Kraft der Ausbeuter zu entledigen. Dass die Kirche als eine von Menschen geschaffene und gesteuerte Institution zu allen Zeiten ihre Fehler und Unachtsamkeiten begangen und nicht immer den göttlichen Auftrag strikt befolgt hat, ist nicht abzuleugnen. Christus selbst rechtfertigt in seiner Botschaft in keiner Weise die wirtschaftliche Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, sondern hält den Wohlhabenden in aller Deutlichkeit vor Augen: "Was hülfe es einem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und dabei doch Schaden an seiner Seele nehme?" Und noch eindringlicher formulierte er bei anderer Gelegenheit: "Ich aber sage euch, es wird eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als dass ein Reicher in den Himmel kommt."

Auf der anderen Seite tritt der Begründer dieser Religion aber auch nicht als Fürsprecher des gewaltsamen Umsturzes auf, keineswegs um an den bestehenden Verhältnissen nicht zu rütteln, sondern weil er weiß, dass Gewalt allein zwar Bestehendes zertrümmern, aber noch nicht durch Besseres ersetzen kann. Hier bedarf es anderer, nur von Gott selbst zu erbittender und zu erlangender Einwirkungen.

Um es klar zu formulieren: Christentum und Sozialismus müssen sich durchaus nicht so feindselig gegenüberstehen wie Feuer und Wasser. Ein Christenmensch kann sich mit jeder sozialistischen Richtung solidarisieren, die die wirtschaftlichen Produktionsmittel verstaatlicht und in Volkseigentum überführt. Das Christentum ist an keine Form des Privateigentums gebunden. Es wird dem Sozialismus nur dann widersprechen, wenn dieser seine Kompetenzen in wirtschaftlicher Hinsicht so weit überschreitet, dass er den menschlichen Geist, statt ihn zu befreien, gleich mit verstaatlicht und uniformiert.

Als Andersen Nexö mehrere Semester Volkshochschule durchlaufen hatte, erhielt er den Befähigungsnachweis zum Lehrberuf. Er nahm im Jahre 1893 eine Stelle an der grundtvigianischen Freischule Peder Möllers in Odense an. Freudig schreibt er über diese Lebensverbesserung:
"Ein Meilenstein war erreicht Ich konnte mein Brot durch geistige Arbeit verdienen! Jener Fluch, der über der Welt der Armen lag und sie an endlose körperliche Fron kettete, die sie von jeder geistigen Betätigung ausschloss, war, für mich wenigstens, gebrochen."

Leicht hätte er nun einen Schlussstrich unter seinen proletarischen Kampf ziehen können, saß er doch nun im Trockenen. Aber unser Dichter kannte keinen solchen Eigennutz. Wohl hatte er sich durch sein Schaffen über seine Klasse hinausgehoben, sich dabei aber nicht von seiner eigenen Vergangenheit gelöst. Er hatte sich die höhere Position nur erobert, um eine wirkungsvollere Ausgangsbasis für seinen Feldzug um das Menschenrecht zu haben.

Als Lehrer konnte er freilich nicht allzu lange wirken. Eine neue schwere Erkrankung - wohl die Folge einer Tbc-Infektion durch den Schuhmachermeister - zwang ihn für eine erhebliche Zeit auf das Krankenlager. Es stand sehr, sehr ernst um sein Leben. Die Ärzte gaben ihn schon fast auf.

Aber mit unnachgiebiger Zähigkeit entwand er sich den Klauen des Todes. Eisern straffte er seinen Willen, versuchte den peinigenden Husten unterzukriegen, hielt Atemübungen ab. "Ich nahm", so schrieb er, "wieder zum Zählen meine Zuflucht, versuchte, wie lange ich zählen konnte, während ich einatmete, stieß dann die Luft aus und begann wiederum tief und langsam einzuatmen, während ich zählte." Anfangs gelang es ihm nur bis 2 durchzuhalten, dann steigerte er sich auf 3, dann auf 4, schließlich auf 6 und mehr. Das war ein hartes Ringen. Aber endlich spürte er in sich ein immer stärker anschwellendes Glockenläuten: "Du stirbst nicht! Du stirbst nicht!" Endlich fühlte er sich nicht mehr an jenem dünnen Fädchen hängen, das ihn mit dem Leben gerade noch so verband. Als in seinem völlig entkräfteten Körper wieder neue Kraftströme pulsierten, jubelte er auf: "Jetzt ist gar nicht mehr auszudenken, was ich alles vollbringen möchte, sobald ich wieder auf den Beinen bin."

Er hielt Wort. Mit dem gleichen kraftvollen Willenseinsatz, mit dem er sich den Aufstieg vom Landarbeiter und Schusterjungen zum Lehrer erkämpft und mit dem er soeben den Tod niedergehalten hatte, erreichte er auch sein höchstes Ziel, ein Dichter im Dienst der geknechteten und geschundenen Menschheit zu werden. Und diesen Dienst versah er bis zum heutigen Tag mit beispielloser Energie und Verantwortungsfreude. In ziemlich rascher Folge konnte er ein neues Werk nach dem anderen dem Verleger übergeben. Es drängte ihn geradezu zum Schreiben; denn immer dringender rief die Zeit zur sozialistischen Entscheidung auf. Und alle Menschen sollten erfahren, welche hohen Ziele den hierfür Kämpfenden voranschweben.

Unter der Pflege der Witwe des bekannten dänischen Dichters Molbech gesundete Andersen Nexö zunächst einmal. Durch kleinere literarische Beiträge für Tageszeitungen konnte er sich bald schon so viel Unterhalt verdienen, um eine Italienreise damit zu bestreiten. Sein angegriffener Gesundheitszustand erforderte in der Tat einen längeren Aufenthalt in der warmen Sonne des Südens. Zwar musste er alsbald feststellen, dass das ersparte Geld nicht im entferntesten ausreichen werde, doch befähigten ihn dann allerlei Glücksumstände, seinen Italienaufenthalt nicht nur finanziell durchzuhalten, sondern auch noch zu einer Spanienreise auszuweiten.

Mit dem südländischen Reisebericht schließt der Band "Erinnerungen" ab. Wir aber wollen nun noch einen kurzen Blick auf seine übrigen Werke werfen, die ihm einen festen Platz in der Weltliteratur gesichert haben.

Als sein bekanntestes Werk, das auch am meisten Aufsehen erregt hat, gilt wohl allgemein **Pelle der Eroberer**. Mit seinem unbestechlichen Scharfblick durchdringt der Dichter hier die gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der kapitalistisch-bürgerlichen Zeitepoche und legt ihre ganze innere Hohlheit hinter der äußerlich rosaroten Tünche bloß. Sehr anschaulich schildert er das Leben des armen Volkes im Bornholmer Land, zeichnet die Bauern und Fischer bei ihrem harten Tagewerk, führt die Leser in die Gesindekammern und Handwerkerstuben und mitten in die Armenviertel Kopenhagens hinein. Im Mittelpunkt des Geschehens steht der Proletarier Pelle, den er den Eroberer nennt. Pelle hat schon in frühester Kindheit seine Mutter verloren und wird nun allein von dem alten treuherzigen Vater Lasse - wohl eine der gelungensten Gestalten aus Andersen Nexös Gesamtwerk - aufgezogen. In kaum einem anderen Werk der Literatur findet sich eine ergreifendere Darstellung von Vaterliebe als in diesem Roman. Wie dieser von schwerer Armut gezeichnete, mit vielerlei kleinen Fehlern behaftete Landarbeiter seinem Sohn den Weg ins Leben zu ebnen versucht, ist höchst beeindruckend geschildert. Während Vater Lasse sich noch geduldig mit dem Schicksal abfindet und vor rigoroser Selbsthilfe zurückschreckt, beseelt seinen Sohn Pelle von Kindheit an nur der eine Gedanke, das Glück zu erreichen und die Welt zu erobern. Erst unterwirft sich der kleine Pelle den beschränkten Kreis seiner nächsten Umgebung auf dem Steinhof. Dann dringt er als Schuhmacherlehrling in das Leben der Kleinstadt ein. Schließlich aber nimmt er den großen sozialistischen Kampf in der Landeshauptstadt auf. Wir sehen ihn später an der Spitze der sich erhebenden Arbeiter. Pelle wird verhaftet. Nach seiner Gefangenschaft gründet er sich sein häusliches Glück, ohne aber darüber Einsatz und Arbeit für die endliche Befreiung der darbenden und blutenden Arbeiterschaft zu vernachlässigen.

In seinem Kampf reift Pelle immer stärker zur verantwortungsbewusst handelnden Persönlichkeit heran. Hatte er ursprünglich nur unter dem dumpfen Drang gestanden, für sich selbst das Glück zu erobern, so geht ihm schließlich der Gedanke immer klarer auf, dass das Glück des Einzelnen ein Nichts ist, wenn nicht zugleich alle anderen Menschen auch glücklich werden können.

Das Gegenstück zum Roman "Pelle der Eroberer" ist das große Werk **Ditte Menschenkind.** Mit einem herben Realismus, der um so packender wirkt, weil er nicht vom Bitterstoff des Hasses untermengt ist, schildert hier Andersen Nexö den Entwicklungsweg einer tapferen proletarischen Frau. Durch dieses Werk braust der sozialistische Sturmwind zwar nicht so tosend wie durch "Pelle der Eroberer", dafür aber hat der Dichter die seelischen Empfindungen und Regungen hier viel stärker eingefangen und zur Wirkung gebracht. Mit Bedacht hat er in den Mittelpunkt dieses Romanwerkes eine Frau gestellt. Gerade die Frauen hatten doch oftmals die schwerste Bürde im Kampf gegen Not und Armut zu tragen. Ditte war ein unehelich geborenes Armenkind. Frühzeitig hatte Dittes Mutter Sörine die gesamte Erziehung ihres Kindes der Großmutter anvertraut, einer gutherzigen Seele, die in ihrer schlichten, naiven Kindlichkeit aber um so vieles klüger war als mancher, der gescheite Sprüche zu klopfen verstand. Aus Dittes Gemüt strahlte schon in ihren Kinderjahren eine mütterliche Wärme, mit der sie später das verfallene Heim ihres Stiefvaters, des grundehrlichen, schlichten Fuhrmannes Lars Peter, und seiner Kinder erfüllt. Ihr hausmütterlicher Sinn wird später aber in der Großstadt von Arbeitgebern und Herrschaften schlimm ausgenutzt und missbraucht. So musste Ditte als junge unverheiratete Mutter ihr eigenes Kind weggeben, um als Amme in der Geburtsklinik die Kinder der Reichen zu stillen. Trotz aller Erniedrigungen aber versagte sie nie, sondern blieb ihren Klassengenossen und sich selbst treu. Zuletzt opferte sie als arme Näherin Leib und Leben in ihrer grenzenlosen Dienstwilligkeit auf. Aus dem kraftlosen, schwankenden Karl vermochte sie noch einen ganzen, gradlinigen Mann zu machen. Erst bei der Nachricht von dem tragischen Leiden und Sterben des Knaben Peter brach sie zusammen und starb selbst, obwohl erst 24 Jahre alt. Mit ihr war ein Mensch dahingegangen, der das Leben in seiner ganzen Sinntiefe erfüllt hat, gibt es doch keine größere und vornehmere Daseinsaufgabe, als dem Mitmenschen unmittelbar, ohne Umweg über Instanzen und Organisationen, beizustehen und zu helfen. Als Schlussstein setzte Andersen Nexö die denkwürdigen Worte: "Die Erde wurde reicher durch sie, doch ohne dass es auf sie bezogen werden konnte. Sie war nur eine der namenlosen Vielen, das Menschenkind, dessen Kennzeichen ist, dass seine Hände immer zerschunden sind."

Erwähnt sei an dritter Stelle der kleine Band **Bornholmer Novellen,** der 7 Begebenheiten aus dem Bornholmer Alltagsleben wiedergibt. Hier stoßen wir auf etliche Gestalten und Typen, die uns bereits im Buch "Erinnerungen" entgegengetreten waren. Die Novellen sind inhaltlich von ungleichem Wert, aber durchweg straff im Aufbau und in der Form gehalten. Die einzelnen Charaktere hat Andersen Nexö mit meisterhafter Hand gestaltet. Namentlich die Schilderung der krampfhaften seelischen Zuckungen und gewissensmäßigen Verstrickungen, die dem Postassistenten Hansen in der Novelle "Der Todeskampf" zu schaffen machen, nehmen den Leser nachhaltig in Beschlag. Man könnte fast meinen, hier sei die Feder eines Dostojewski tätig gewesen.

Hinweisen möchte ich schließlich noch auf das Buch **Mod Dagningen** (Dt.: Dem jungen Morgen zu), weil er hier die Erlebnisse seiner Reise in die Sowjetunion aus dem Jahre 1923 niedergelegt hat. Wir erfahren zwar kaum Neues über die UdSSR, ist deren Entwicklung inzwischen ja fast 30 Jahre weiter vorangeschritten, doch bestätigen uns diese Berichte sehr eindrucksvoll die Tatsache, dass die Revolution vom Jahre 1917 alles andere als ein gewöhnlicher Machtumsturz gewesen war. Sie hatte vielmehr eine Bewegung an die Spitze des Staates gebracht, die ohne jeden Zweifel einen unerschrocken stürmischen Elan mit dem unbändigen Willen vereint, nicht nur das alte zaristische Russland, sondern die ganze Welt umzugestalten und neuzuwandeln.

Über das Spätwerk **Morten der Rote,** das zusammen mit "Pelle der Eroberer" und "Ditte Menschenkind" eine Trilogie bildet, kann ich hier keine Ausführungen machen, da ich noch keine Gelegenheit hatte, es zu lesen.

Bei der zusammenfassenden Würdigung des Gesamtwerkes Martin Andersen Nexös sei auf die drei Grundpfeiler hingewiesen, die es stützen und herausheben: Drang nach sozialer Gerechtigkeit, Wille zur Wahrheit und Liebe zum Menschen.

Martin Andersen Nexö betätigte die Feder nicht, um sich als schöngeistiger Literat einen Namen zu verschaffen, sondern um in Form der Dichtung einen kämpferischen Beitrag für die Beseitigung der von kapitalistischer Gesinnung beherrschten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu leisten.

Er war sich aber auch darüber im Klaren, dass die erstrebte sozialistische Um- und Neugestaltung nur gelingen kann, wenn nichts vertuscht und beschönigt, sondern strikt der Weg der Wahrheit eingehalten wird. So durchwaltet sein künstlerisches Schaffen bis ins Detail hinein ein ehrlicher Realismus, der Übertreibungen jedweder Art vermeidet, auf der anderen Seite aber auch keine Wirklichkeitsschattierung unbeachtet lässt. Zeit seines Lebens ist er mutig für die Wahrheit eingetreten, auch wenn ihm das, wie die Inhaftierung durch die Nazis im Jahre 1944 belegt, schwere persönliche Nachteile eingebracht hat.
Aber selbst im Bunde der Wahrheit kann man das Ziel verfehlen, wird sie nicht begleitet vom Lichtstrahl der Liebe zum Menschen und zur Menschheit. Gorki, ein anderer namhafter sozialistischer Schriftsteller, war zwar ein unerschrockener Wahrheitsstreiter, doch schwingt durch seine Werke die soziale Empörung oft so stark, dass die Züge der Erbitterung alles andere überlagern. Andersen Nexö hingegen ringt sich trotz seiner Distanzierung vom Christentum immer wieder zu der Erkenntnis durch, dass man den Sozialismus wohl mit ungeteiltem Kampfeinsatz durchsetzen muss, ihn aber ohne Liebe zu den Mitmenschen nie voll verwirklichen wird. Am Schluss seines Werkes "Erinnerungen" bekennt er jedenfalls ganz ausdrücklich: "Je fester ein Dichter im Allgemeinmenschlichen verankert ist, je mehr er eine Verkörperung des Allgemeinmenschlichen ist, desto größer wird seine Bedeutung für die Menschheit sein." Diese Feststellung deckt sich zur Gänze mit dem Ausspruch des großen russischen Schriftstellers Leo Tolstoi, der zugleich den Endpunkt meiner Betrachtungen setzen soll:
"Die wertvollste Eigenschaft eines Dichters ist nicht seine Liebe zur Kunst, sondern seine Liebe zur Menschheit."

Das erhalten gebliebene Vortragsmanuskript wurde hier um einige Abschnitte gekürzt
und in etlichen Passagen leicht überarbeitet.

Muskop

Eine Betrachtung zum Erlebnis des Pfarrers Wilhelm Traugott Lennacker in Ina Seidels Roman "Lennacker"

In seinem Bändchen *Sieg über den Alltag* schreibt Hans Pförtner: "Die gefährlichsten Feinde des Christentums sind gar nicht seine offenen Gegner. Diese sind oft seine größten Wohltäter, denn sie zwingen es, seine ganze Tiefe zu offenbaren und seine wunderbaren Wehrkräfte zu entfalten. Die gefährlichsten Feinde des Christentums sind vielmehr seine eigenen Anhänger, nämlich dann, wenn das Christentum nicht in seiner ganzen Kraft erfasst und gelebt wird, wenn der Christenglaube den Menschen zur Hülle geworden ist."

Kein Kommentar kann den Kerngehalt der zehnten Geschichte in Ina Seidels Romanwerk *Lennacker* treffender umreißen als diese Worte Pförtners. Sie enthüllt in schonungsloser Offenheit, dass gar nicht so selten gerade solche Personen, die sich aus christlichen Motiven zum beruflichen Dienst an den Mitmenschen verpflichtet haben, schmählich versagen und vorbeigehen an ihrem eigentlichen Auftrag. Sie sind wohl in eine streng formale Frömmigkeit hineingewachsen, die dem Menschen nach außen hin unzählige Korrektheiten abverlangt, aber ihr Herz hat sich von der eigentlichen christlichen Lebensaufgabe weit entfernt. So bringt die auf disziplinierte Frömmigkeitsausübung bedachte Oberin Hildegard Lankwitz dem sterbenden Muskop gegenüber kein Wort des Verstehens und der Liebe über die Lippen, während die Probeschwester Cäcilie, das einfache und unkomplizierte Mädchen aus dem Volke, das allein wegen seines nicht-christlichen Elternhauses von der gestrengen Oberin beargwöhnt und besonders kritisch unter die Lupe genommen wird, diesen unglückselig Verstümmelten so schlicht, ungezwungen und voll Hingabe wie eine Mutter tröstet. Mochte sich diese Probeschwester den gebieterischen Weisungen der Oberin auch nicht immer ganz nach Vorschrift angepasst haben, ja, mochte sie - wie uns die Geschichte berichtet - auf der Männerstation auch mal eine recht kecke Lippe riskiert und sich nicht immer im erwünschten christlich-salbungsvollen Tonfall geäußert haben, so hat sie doch in der kritischen Stunde des Ernstfalles bewiesen, dass sie im Grunde viel besser und klarer verstanden hat, was dienende Nachfolge beinhaltet, als ihre voreingenommene, verkrampfte, überhebliche Vorgesetzte.

Nun könnte man einwenden, dass die Trostworte der Schwester Cäcilie doch bar jedes christlichen Gehaltes waren. Streng genommen, stellten sie dem Sterbenden Dinge vor Augen, die sich in dieser Form gar nicht erfüllen ließen. Den Spruch: "So können Heiden auch trösten", hatte Oberin Hildegard zwar nicht getätigt, doch zielte das, was sie unmittelbar nach Muskops Hinscheiden zu Pfarrer Lennacker sagte, ganz in die gleiche Richtung: "Wollen wir nicht übersehen, dass der Trost, den Schwester Cäcilie zu bieten hatte, doch recht sehr ein irdischer Trost war."

Pfarrer Lennacker aber pflichtete ihr nicht bei. Er hatte aus diesem Vorfall erkannt, dass es in einer entscheidungsvollen Stunde des Lebens gar nicht vorrangig darauf ankommt, mit biblischen Worten zu trösten und mit christlichen Redensarten zur Hand zu sein. Wesentlich allein ist, dass man überhaupt tröstet und hilft und dass man nicht abseits steht, wenn man sich gefordert weiß. Als der barmherzige Samariter den von Räubern überfallenen Pilger zwischen Jerusalem und Jericho fand, hat er ihn ohne Zögern aufgehoben, ihm die Wunden gewaschen, ihn getränkt und gepflegt und zur Herberge geführt. Und Jesus hat diesen ohne viel Worte und Gesten verrichteten Helferschaftsdienst im Gleichnis den sich in ihrer Glaubenssicherheit so erhaben dünkenden Pharisäern als Beispiel echter Nächstenliebe vorgehalten. So sollten denn auch die Christenmenschen von heute in der Nachfolge ihres Herrn viel einfacher, viel natürlicher und viel hingebungsvoller werden und dabei ihr Herz mehr als den Mund sprechen lassen. Nicht die großen Wortbekenntnisse sind sinnentscheidend im menschlichen Dasein, sondern die Liebesbereitschaft, der Dienst am Mitmenschen, am Bruder. Der Herr sagt im 13. Kapitel des Johannesevangeliums, Vers 34 - und dieses Wort gehört zu den Kernstücken der Heiligen Schrift und ist nicht minder ernst zu nehmen als die bekannte Stelle Römer 3,28, die

Luther zum Ausgangspunkt seiner Reformation genommen hatte - : "Ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebet wie ich euch geliebt habe." Und der Apostel Johannes fügt in seinem 1. Brief, Kap. 4, Vers 20, hinzu: "So jemand spricht: 'ich liebe Gott', und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht? Und dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe."

Mit diesem Hinweis soll die Bedeutung des Glaubens- und Schuldbekenntnisses im Christenleben in keiner Weise herabgesetzt werden. Ohne Glauben, ohne Reue und ohne das Eingeständnis eigener Unvollkommenheit führt kein Weg zu Gottes Gnade. Aber schließlich stehen wir in diesem Leben nicht allein, um zu bekennen und zu glauben, sondern um Liebe zu entfalten und zu geben, - mit Albert Schweitzers Worten noch genauer ausgedrückt - "um herauszutreten aus dem Für-sich-Sein und in dienender Hingabe an anderes Leben das Eins-Sein mit dem Welt-Geiste zu erleben und dadurch reich zu werden und Frieden zu finden."

Ein Glaube, der nicht die Werke der Liebe treibt, ist ein toter Glaube und kann Gott nicht erfreuen. Glaube und Nächstenliebe gehören untrennbar zusammen. Selbst Luther, der mit besonderem Nachdruck bekräftigt hat, dass die guten Werke allein vor Gott nichts bewirken, sah auch die andere Seite, auf die die Erzählung *Muskop* so eindringlich hindeutet. Darum sagte er: "Alles, was wir haben, muss stehen im Dienst; wo es nicht im Dienst stehet, stehet's im Raub."

Nach dieser Betrachtung über das Wesen der christlichen Nächsten- und Bruderliebe, zu der Ina Seidel mit ihrer lebensnahen Geschichte von Muskop anregt, muss die Erzählung aber noch unter einem zweiten Gesichtswinkel beleuchtet werden, nämlich dem Problem "Kirche und Arbeiterschaft".

Wohl alle verantwortungsbedachten Kirchenführer sind sich heute der Tatsache bewusst, dass die Kirche im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert gegenüber der Arbeiterschaft nicht immer richtig und im Sinne des Evangeliums gehandelt hat. Als die Industrialisierung immer stärker sich Bahn brach und ein großer Teil der städtischen Bevölkerung immer mehr in diesen Prozess einbezogen wurde, in wirtschaftliche Abhängigkeit der Industrieunternehmer geriet und verproletarisierte, hat sich die Kirche verhältnismäßig wenig dieser Notlage angenommen, sich aber stets gehorsam und nicht selten sogar mit einem überschwänglichen vaterländischen Begeisterungspathos der machtprunkenden Politik des Kaisers unterstellt. Bei Auseinandersetzungen in Lohn- und Lebensfragen zwischen Unternehmerschaft und Arbeiterschaft hat sie zumeist die Industrieherren gerechtfertigt und in den Arbeitern nur Rebellen wider eine angeblich gottgewollte Ordnung erblickt. Wohl hat es auch Pfarrer gegeben, die für die Arbeiter aus einem echten, tiefen Mitgefühl heraus eintraten. Dazu gehört der Pfarrer Lennacker in unserer Geschichte. Ina Seidel lässt aber keinen Zweifel daran, dass er wie eine einsame Insel in einem Meer des Unverständnisses standzuhalten hatte.

Dieses abweisende Verhalten ihrer maßgebenden Vertreter aber hat sich an der Kirche selbst bitter gerächt. In Scharen sind die Arbeiter aus der Kirche abgewandert und haben sich der Sozialdemokratie und später dem noch radikaleren Kommunismus zugesellt. Die Schuld für die üble Freidenkerpropaganda, die Hetzreden gegen Kirche und Pfarrerschaft, gegen alle christlichen Glaubensinhalte überhaupt, wie sie besonders in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gang und gäbe waren und wie sie heute alles andere als verstummt sind, liegt nicht zuletzt bei der Kirche selbst. Die antichristliche Strömung muss als Folgeerscheinung des Abgleitens der Kirche in eine bequeme, satte Bürgerlichkeit und bedingungslose Staatshörigkeit während des wilhelminischen Zeitalters verstanden werden.

Die Erzählung von Ina Seidel hält ohne jede Beschönigung und Entschuldigung dieses Versagen der Kirche im Bilde fest. Der tagsüber schwer arbeitende und abends von dem furchtbaren Fabriklärm erschöpfte Muskop wurde mit seiner bescheidenen Bitte um einen ruhigen Verweilort für den Feierabend von der engherzigen Oberin und der leitenden Schwesternschaft rundweg abgewiesen.

Sie sahen in dem Menschen Muskop lediglich den lästigen Störenfried und brachten keinerlei Verständnis für seine körperliche und, was fast noch schwerer wiegt, für seine seelische Not auf. Deshalb, weil diese nicht erkannt wurde, verzweifelte Muskop schließlich am ganzen Dasein und entschloss sich zu jenem verhängnisvollen Selbstmordversuch.

Noch gehören heute die meisten Arbeiterfamilien der Kirche an, aber wohl die wenigsten aus voller innerer Überzeugung mit dem Herzen. In den meisten Angehörigen keimt das in der damaligen Zeit entsprossene Misstrauen weiter. Sie halten auch heute noch die Kirche für eine bürgerliche Einrichtung, für eine Sache der Bessergestellten und wahren einen unverkennbaren inneren Abstand. Wenn z.B. heute der Ortspfarrer irgendeiner Gemeinde einen Nachmittagsspaziergang unternimmt - sei es, um mal frische Luft zu atmen, sei es, um seine Predigt für den kommenden Sonntag im Gehen zu memorieren, so wird er nicht selten von manchen Werktätigen mit den gleichen argwöhnischen Blicken bedacht wie in Ina Seidels Roman der Pfarrer Lennacker von den sich zumeist aus Arbeitern zusammensetzenden Krankenhausinsassen, als er im Garten an der Geburtstagsfeier einer Schwester mit Kaffee und Kuchen teilnahm.

Man darf es nicht übersehen, dass heute weite Kreise der Arbeiterschaft, auch wenn sie der Kirche nominell noch angehören, glaubenslos, gleichgültig oder misstrauisch dahinleben. Muskop selbst war noch ein wirklicher Gottsucher, den es unbewusst zur Kapelle und damit zur Kirche selbst hinzog. Aber solche Naturen gibt es heute ohne Zweifel nur noch selten. Die säkularisierte Menschheit unserer Tage ist viel abgestumpfter in ihrem Lebensdrange. Die Sehnsucht nach dem Ewigen mutet weithin wie verschüttet an.

So haben die dienenden Männer und Frauen der Kirche von heute ein schweres Erbe angetreten. Es ist alles andere als einfach, den verstoßenen und dann selbsttätig weiter abgeglittenen Arbeiter wieder zur Kirche zurückzurufen, zumal heute eine nicht-christliche Macht das Steuer des Staates in der Hand hält und an lockenden irdischen Zukunftsversprechungen nicht spart. Mit Vorwürfen gegen die verbürgerlichte Geistlichkeit des wilhelminischen Zeitalters und die zu einem guten Teil auch heute noch recht bürgerlich gesinnte Pfarrerschaft allein ist es ebenso wenig getan wie mit großen volksmissionarischen Werbefeldzügen oder einem neuen kirchlichen Sozialprogramm. Trotz aller kirchlicher Bemühungen wird die Masse der Arbeiter heute kaum noch den Weg ins Gotteshaus finden und auf kirchliche Kundgebungen jeglicher Art reagieren. Für sie zählt Kirche einfach nicht mehr.

Es gibt in der Frage "Kirche und Arbeiterschaft" für die Kirche heute eigentlich nur einen wirklich gangbaren Weg, nämlich den Weg, den ihr in der Bibel der Herr selbst weist: Der Christ soll in jedem Menschen, ob er gut oder böse, liebenswert oder verschlossen, gläubig oder ungläubig, kirchlich oder unkirchlich ist, in jedem Menschen seinen Nächsten und Mitbruder sehen. Jesus Christus ist ja für alle gestorben. Nie soll die Kirche in und um sich Zäune ziehen und Klassenunterschiede dulden. Vor Gott, dem Herrn, stehen alle Menschen in gleicher Verantwortung und gleicher Liebe. Ganz unbeirrt müssen die Glieder der Kirche diese demütige Haltung gewinnen und sich immer derer annehmen, die im Augenblick von den Menschen und Mächten am ungerechtesten behandelt werden. Hatten in der kaiserlichen Zeit vorwiegend die Industriearbeiter zu leiden, so waren es in der Hitlerzeit die Juden, die gehasst, verfolgt und umgebracht wurden. Und heute strecken die zu Unrecht Gefangengesetzten, die Heimatvertriebenen und aus ihrer Stellung Geworfenen, das große Heer der kümmerlich versorgten Rentner und Invaliden, die Hinterbliebenen der in Kriegseinsatz Gefallenen und im Bombenterror Umgekommenen ihre suchende Hand aus. In welcher Weise dient ihnen die Kirche? Oder noch deutlicher gefragt: Was tun die einzelnen Christen, die doch die Kirche als Ganzes erst bilden, für sie?

Ihre Aufgabe ist klar, mögen ihre materiellen Mittel auch sehr beschränkt sein und ihnen keine hohen äußeren Machtbefugnisse zu Gebote stehen. Um den Arbeiter wieder zu wecken und zu rufen, braucht die Kirche durchaus nicht politisch zu werden. Es wäre sogar vollkommen widersinnig, sich

heute der zur Macht gelangten politisch organisierten Arbeiterschaft anzudienen, wie es gewisse christliche Kreise in der irrigen Annahme tun, auf solch eine Weise das wieder begleichen zu können, was die ältere Generation versäumt hat. Nein, die Kirche soll und kann - unbeschadet aller Vergangenheit - nichts anderes im Auge haben als den Willen des Herrn Christus, der da lautet: "Was ihr getan habt, einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Der Apostel Johannes hat den Kern dieses Anliegens zutiefst erfasst, wenn er sagt: "Daran haben wir erkannt die Liebe, dass Christus sein Leben für uns gegeben hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat und sieht seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, - wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm? Meine Kindlein, lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit!"

Wenn jeder einzelne Christ in allem Ernst und Eifer sich an diese Worte der Schrift hält, so ist das zugleich die beste Arbeitermission. Dann braucht der Kirche vor der weiteren geschichtlichen Entwicklung auch nicht bange zu sein. Dann werden die Mauern des Misstrauens mit der Zeit bröckeln und neues Zutrauen wird wachsen.

Niederschrift November 1952.
Unveröffentlicht.

Unsere Ewigkeitshoffnung

Eine Gedenkstunde zum Totensonntag in Wort und Dichtung unserer Tage

Vorgetragen am Sonntag, 25. November 1951, im Gemeindesaal der Lutherkirchgemeinde Waldenburg (Sachs.)

Unentwegt stellt uns das Leben vor Rätsel und Zweifelsfragen. Keine von diesen aber brennt uns so quälend auf der Seele wie die Frage des Todes. Wenn ich in Leipzig über den weiträumigen Südfriedhof schreite, stocke ich immer wieder an der Grabstätte eines jungen Mannes. Die Inschrift des Denksteines besteht nur aus dem einen knappen Fragewort: "Warum?" In der Regel versehen Christen die Ruhestätten ihrer Dahingeschiedenen mit versöhnlicheren Sprüchen. Wenn sie aufrichtig zu sich selbst sind, werden nicht wenige von ihnen allerdings zugestehen, dass sich auch ihnen das ungeschminkte, harte "Warum?" oft zwingender auf die Lippen drängt als jeglicher tröstender Hinweis auf ein Weiterleben in Ewigkeit.

Die Unausweichlichkeit des Todes und die Tatsache, dass dem einen von uns Menschen eine lange und erfolgreiche Lebenszeit beschieden ist, der andere hingegen ganz frühzeitig noch im Entwicklungsalter abberufen wird, haben die Philosophen und Weisen aller Zeiten nicht zur Ruhe kommen lassen. Doch alle noch so klugen und weitführenden Gedanken haben dieses Problem nicht wirklich lösen können. Versagt in dieser Hinsicht auch das Buch der Christenheit, die Bibel?

Genau besehen, eröffnet sie uns zwei Perspektiven. Zunächst erteilt sie jener idealistischen Denkvorstellung von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele eine klare Absage. "Leib und Seele werden mir verschmachten", heißt es im 23. Psalm völlig illusionslos. Wir Menschen sterben also nicht nur leiblich, sondern müssen auch unseren Geist und Willen ganz und gar aufgeben. Die Bibel gibt dieser Unumgänglichkeit aber auch die glasklare Begründung bei: "Der Tod ist der Sünde Sold" (Röm. 6,23). Mit anderen Worten: Wir Menschen verhalten uns in unserem Leben nicht so, wie Gott es haben möchte, sondern mehr oder minder gegenläufig. Darum lässt er uns auch über kurz oder lang dahingehen und gestattet dem Tod sogar, ganz wahllos und nach unserem Ermessen ungerecht zuzuschlagen.

Das aber ist nur die eine Seite ihrer Sichtweise. Die andere lässt uns wissen, dass der allmächtige Gott darauf aus ist, das von ihm trotz aller Fehlsamkeit dennoch geliebte Menschengeschlecht nicht für alle Zeit verloren zu geben, sondern am Ende der Tage unter ganz anderen Gegebenheiten wieder aufzuerwecken. Gangbar gemacht worden ist dieser Weg durch das Selbstopfer Gottes. Indem er menschliche Gestalt angenommen, als Jesus von Nazareth stellvertretend für alle Menschen sich hat peinigen und hinrichten lassen, ist das bestehende Missverhältnis beglichen und die Schuld der Menschen generell gesühnt worden. Diejenigen von ihnen, die diesen Rettungsanker voll Vertrauen und Dankbarkeit ergreifen und auf keine Eigenleistungen sich etwas zugute halten, dürfen in der Zuversicht von der Erde scheiden, von Gott einst in eine andere Dimension des Daseins berufen zu werden.

Ich gebe zu, dass sich diese Botschaft der Bibel trotz ihrer inneren Logik nicht immer leicht vermitteln lässt. So wird denn auch die Zweifelsfrage, ob solche Kunde denn wirklich auf göttlicher Eingebung basiert oder letzten Endes nicht doch nur als pure Ausgeburt menschlichen Sehnens erachtet werden muss, immer über unseren Häuptern schweben bleiben. Als hilfreich könnte sich meines Dafürhaltens aber erweisen, nicht nur die biblischen Texte als solche sprechen zu lassen, sondern auch einmal Umschau zu halten, wie sie auf die Menschen eingewirkt und welche Schlussfolgerungen sie in ihnen ausgelöst haben. Hierzu bieten uns die Erzeugnisse der Literatur und Dichtung ein weites Feld. Nachfolgend möchte ich eine Auswahl an Gedanken und Vorstellungen christlich geprägter Autoren zum Thema Tod und Ewigkeitserwartungen vermitteln.

Zu Wort kommen sollen in erster Linie Autoren der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, da sie - bedingt durch das grauenvolle Erleben der Kriegsgeschehnisse - den Vertretern geruhsamerer Zeiten manches voraushaben dürften. Einleiten möchte ich die Reihe der Gedichte aber mit Strophen eines älteren Dichters namens Andreas **Gryphius.** Er hat in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gelebt, einer Epoche, die über unser Land ähnliche Schrecken und Verwüstungen gebracht hat wie der nun hinter uns liegende Zweite Weltkrieg. Gryphius ist in unseren Tagen wieder entdeckt worden. Die harte, unverbrämte Todessicht des folgenden Gedichtes will nichts von jenem sentimental süßen Trost wissen, der so manchem anderen Lied, das sich mit dem Ende unseres Daseins befasst, beschwichtigend beigemischt ist. Wie die heftigen Stöße des Novemberwindes an der Hausfront, so rütteln seine Verse an dem allzu brüchigen Schutzwall, den wir um unsere Existenz errichtet haben. Zum Schluss zerteilt sich aber der dicht bewölkte Himmel. Der klare Lichtstrahl der Botschaft vom Rettungswillen Gottes bricht hindurch. Diese Hoffnung bleibt uns Menschen als einzige:

Die Herrlichkeit der Erden
Muss Rauch und Asche werden,
Kein Fels, kein Erz kann stehn.
Dies, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird wie ein leichter Traum vergehn.

Der Ruhm, nach dem wir trachten,
Den wir unsterblich achten,
Ist nur ein falscher Wahn;
Sobald der Geist gewichen
Und dieser Mund erblichen,
Fragt keiner, was man hier getan.

Es hilft kein weises Wissen,
Wir werden hingerissen
ohn einen Unterscheid.
Was nützt der Schösser Menge?
Dem hier die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

Dies alles wird zerrinnen,
Was Müh und Fleiß gewinnen
Und saurer Schweiß erwirbt.
Was Menschen hier besitzen,
Kann vor dem Tod nichts nützen:
Dies alles stirbt uns, wenn man stirbt.

Wie eine Rose blühet,
Wenn man die Sonne siehet
Begrüßen diese Welt,
Die, eh der Tag sich neiget,
Eh sich der Abend zeiget,
Verwelkt und unversehens fällt:

So wachsen wir auf Erden
Und denken, groß zu werden,
Von Schmerz und Sorgen frei;
Doch eh wir zugenommen
Und recht zur Blüte kommen,
Bricht uns des Todes Sturm entzwei.

Verlache Welt und Ehre,
Furcht, Hoffen, Gunst und Lehre
Und geh den Herren an,
Der immer König bleibet,
Den keine Zeit vertreibet,
Der einzig ewig machen kann!

Wohl dem, der auf ihn trauet.
Er hat recht fest gebauet,
Und ob er hier gleich fällt,
Wird er doch dort bestehen
Und nimmermehr vergehen,
Weil ihn die Stärke selbst erhält.

Ein höchst eindrucksvolles Bild vom Tod als ungerührt und gleichen Schrittmaßes über den Acker dahingehenden Pflüger stellt uns der im vorigen Jahr verstorbene Ostpreuße Ernst **Wiechert** vor Augen:

Es geht ein Pflüger übers Land,
der pflügt mit kühler Greisenhand
die Schönheit dieser Erde.
Und über Menschenplan und -trug
führt schweigend er den Schicksalspflug,
vor dem zu Staub wir werden.

So pflügt er Haus und Hof und Gut
und Greis und Kind und Wein und Blut
mit seinen kühlen Händen.
Er hat uns lächelnd ausgesät
und hat uns lächelnd abgemäht
und wird uns lächelnd wenden.

Dabei bleibt offen, ob die pflügende Gestalt wirklich nur den Tod oder nicht zugleich auch den Schöpfergott verkörpert, der Saat und Ernte besorgt und alles Geschehen souverän in seinen Händen hält.

Dass der Tod als solcher keine Eigenmacht ausübt, sondern nur als Diener und Willensvollstrecker des Allerhöchsten seines Amtes waltet, wird aus dem Zwiegespräch zwischen ihm und dem sich verzweifelt aufbäumenden, mit allen Fasern am Leben hängenden Menschen deutlich, das in Anlehnung an das von Franz Schubert so ergreifend in Töne umgesetzte Claudius-Gedicht "Der Tod und das Mädchen" der 1900 in Leipzig geborene Pfarrer und Dichter Arno **Poetzsch** so wiedergibt:

Der Mensch: "Vorüber geh! Lass ab von mir!
Geh weiter, Tod! Ach, lass mich hier!
Ich bin noch jung! Mein Mund blüht rot,
Und leben will ich, *leben*, Tod!
Will Liebe, Lachen, Lust und Licht,
Will blanken Leib und hell Gesicht!
Mein Sehnen ward noch nicht gestillt!
Mein Werk hab ich noch nicht erfüllt!
Ich will, ich muss noch vieles tun!
Ich will, ich kann noch lang nicht ruhn!
Drum schon mich, Tod, du Feind, fahr hin!
Ach, Tod, dein Tun ist ohne Sinn - "

Der Tod: "Schweig! Weil du doch ein Mensch nur bist!
Du siehst und denkst, was irdisch ist.
Kennst du das Ziel? Weißt du den Sinn?
Was starrst du irr auf dich nur hin?
Hast, kleiner Mensch, du Gottes Wacht
und Gottes Allmacht nie bedacht?
Er ist der Herr, sein ist das Recht!
Auch ich, der Tod, bin Gottes Knecht,
bin nicht aus mir, ich bin gesandt,
bin Gottes Arm, bin Gottes Hand.
Und immer ist, was Gott auch tut,
im Sinne Gottes recht und gut."

Die Macht des Todes bringt uns oft zu schierer Verzweiflung. Doch seltsam: Mitunter bäumt sich mitten aus unserem Tränenfluss der Pfeiler unerschütterlicher Gewissheit empor und lässt uns sagen: "Der Tod kann doch nicht das Letzte sein". Max **Wedemeyer** geht diesem inneren Ruf in einem tief empfundenen Gedicht nach:

Das kann doch nicht das Letzte sein,
Das löst doch alles Fragen nicht.
Der Leib, im Tode starr wie Stein,
Das ferne, stumme Angesicht –

Die Erde holt das Ihre ein,
Wie schnell verweht des Menschen Spur.
Soll sie von uns das Letzte sein,
Die karge Hand voll Erde nur?

Das Herz, das voller Liebe war,
Die Seele, die im Leid geweint,
Der Geist, der kühnen Plan gebar,
Der Mensch, der Mensch ist ja gemeint –

Der Mensch, den Gott am sechsten Tag
Als Heiligtum der Schöpfung schuf.
Der Odem Gottes aber lag
Auf seinem Leben wie ein Ruf.

Niemals ist dieser Ruf verhallt,
Das löscht kein starres Sterben aus,
Es ruft die ewige Gewalt
Das Leben heim ins Vaterhaus.

Wie Max Wedemeyer, so ist sich auch der in Merseburg geborene, aus Arbeiterkreisen stammende Dichter Walter **Bauer,** der uns Gedichte und Erzählungen von ganz eigenartiger Schönheit geschenkt hat, bewusst, dass unser gesamtes irdisches Leben letztendlich auf Gott bezogen bleibt. Im Grunde trennt, wie sein Gedicht "Endgültige Gestalt" zu verdeutlichen sucht, nur eine dünne Scheidewand die Gotteswelt von der Menschenwelt:

Was wir hier waren, ist das Letzte nicht.
An anderer Stelle wird das Dasein neu bereitet.
Wir sterben hier und gehn in reineres Licht
Als das der Sonne, die den Tag begleitet.
Jedoch: wir fürchten uns, den Schritt zu gehen,
Weil wir das Dasein jenseits unserer Tage nicht verstehen.

Zuweilen war ich schon an seinem dunklen Saume.
Seltsam: Da war es mir, als säh ich Morgenschein,
Und dieses Leben hier schien atmen wie im Traume,
Nur eine dünne Scheidewand verbarg das andre Sein.
Ich weiß es nicht, warum ich noch nicht ging.
Vielleicht, weil ich an irgendeiner Narrheit hing.

Jetzt brech ich auf. Ich werfe ab die Bürde,
Die ich solang in Leid und Hoffnung trug.
Die Todesnähe schenkt mir freie Würde -
Der Vogel hebt sich auf zu seinem Abschiedsflug.
Ihr seht mir nach. Ihr höret noch mein Singen.
Das Licht von neuen Sternen glänzt auf meinen Schwingen.

Für Hilda Lisa **Reif** erscheint der Gegensatz hingegen so weitgespannt wie der zwischen Licht und Finsternis. Zugleich weiß sie aber auch, dass letztere nicht alles zu verschlingen vermag, sondern selbst in der tiefsten Nacht noch vom Lichtschein des Tages durchwirkt bleibt:

So dunkel kann die Nacht nicht sein,
Dass nicht ein letzter, erster Schein
Vom Tag darin sich fände.
So tief und weh kein Leid der Welt,
Und wenn es bis ins Letzte fällt,
Es fällt in Gottes Hände.

Unter der trotzigen Überschrift "Dennoch" verleiht Ferdinand **Wilke** dem Wort des Psalmisten (Ps. 73, 23-26) Nachdruck und zerstreut alle bangen Zweifelsfragen:

Es kann nicht Trug und Lüge sein,
was du zu uns gesprochen.
Du hast dein göttlich Wort allein
gehalten - nie gebrochen.
Und warten wir auch lange schon
auf dich, du ew'ger Gottessohn,
du wirst uns nicht verlassen.

Und wenn das arme Herz auch bebt
in Zweifeln und in Fragen,
so glaubt es dennoch, und es lebt
getrost an allen Tagen
auf diesen Glauben ganz allein.
Der Glaube reißt den Himmel ein,
bis dass du uns erscheinest.

Denn einmal kommt die Stunde doch,
da wirst du uns erhöhen.
Dann werden unsere Augen noch
viel größere Wunder sehen
als unser Herz sich wünschen kann.
Und alle Wünsche werden dann
in der Erfüllung stehen.

Angesichts des mutwillig vom Zaun gebrochenen, mit rücksichtsloser Härte geführten und schließlich im totalen Ruin geendeten Zweiten Weltkrieges fällt es uns bitter schwer, den furchtbaren Blutopfern, die da erbracht werden mussten, auch nur die Spur eines Sinnes abzugewinnen. Die damals oft zu vernehmende Formel: "Gefallen für Führer, Volk und Vaterland" wirkt auf uns heute wie blanker Hohn. Der große katholische Dichter Reinhold **Schneider,** Schöpfer vieler Sonette von unnachahmlicher Sprachhoheit und Glaubensgewalt, bleibt in seinem Gedicht "Das Opfer", ohne den Schmerz über das verlorene Leben krampfhaft niederzudrücken, gleichwohl bemüht, den an sich so sinnlos erlittenen Tod auf den Schlachtfeldern, unter Bombentrümmern oder auf der Flucht nicht ganz und gar mit dem Malzeichen der Vergeblichkeit zu versehen. Wie Gott sich für uns Menschen geopfert hat, so kann nach der Auffassung dieses Dichters auch ein vom Menschen ohne eigenes Verschulden erlittenes, aber im Aufblick zu Gott vollzogenes Dahinscheiden auf höherer Ebene wie eine sühnende Fürbitte für die gesamte sündhafte und unerlöste Menschheit gewertet werden:

Nun stirbt das Volk, es sterben hin die Reinen,
Die ohne Schuld am tiefen Fall der Welt.
Wenn nicht ein Licht aus reinem Herzen fällt,
Wird bald kein Licht mehr auf der Erde scheinen.

Die Nacht stürmt fort, und lauter wird das Weinen,
Und all der Toten unbeschütztes Zelt
Und all die Schwermut, die kein Trost erhellt,
Und kühne Geister, die sich nie vereinen.

Doch wo ist Hoffnung, wenn im Opfer nicht
Der Unbefleckten, die mit heiligem Mut
In unserer Sünde Todesnacht gegangen?

Um ihre Gräber dunkelt das Gericht,
Es klagt uns an, es fordert unser Blut,
Bis ihre Bitten uns dereinst empfangen.

Dass Gottes Gnade immerfort am Werke ist und der Herr als letzte Auffangstelle für alle bereitsteht, die gefallen sind oder noch dahingehen werden, versucht der später selbst in Russland gefallene junge Dichter Siegfried **Goes** uns in einem schlichten Gedicht nahezubringen:

Alle, die gefallen in Meer und Land,
sind gefallen, Herr, in deine Hand.
Alle, die kämpfen im weiten Feld,
sind auf deine Gnade gestellt.
Alle, die weinen in dunkler Nacht,
sind von deiner Güte bewacht.
Gib uns Augen, dass wir es sehn,
wie deine Hände mit uns gehn!
Gib uns Herzen, die deine Gnad
gläubig ergreifen früh und spat.
Gib uns das Leben durch deinen Sohn,
uns und den Toten vor deinem Thron!

Wenn wir das Schicksal unserer Gefallenen beklagen, wollen wir es in unserem Schmerz oft nicht wahrhaben, dass die Toten uns noch lebenden Erdenbewohnern schon eine große Strecke vorangeeilt sind. Für sie hat die zwielichtige Lebensperiode zwischen Gottes Sonne und dämonischem Blendwerk ein Ende gefunden. Sie stehen, wenngleich sie ihrer eigentlichen Auferweckung noch harren, als Gestorbene bereits im vollen Herrschaftsbereich Gottes. Darum bittet in einem Gedicht von Hannah **Vogt** der gefallene Sohn seine Mutter, sie solle nicht länger klagen und jammern, denn er habe ja längst schon den entscheidenden Grenzübertritt vollzogen:

Halt ein, halt ein, o Mutter, länger nicht
darfst Du Dich selbst mit düstrer Pein beschwören!
Mit des Lebendgen Stimme ruf ich nicht,
Du musst des Toten leise Stimme hören:

Das Leben, das Du gabest, war so süß
und war mir wert, es mit dem Tod zu zahlen.
Lasst mir die Erde leicht sein und begrabt
mich nicht so tief in den selbsteignen Qualen!

0 denkt nicht, dass ich arm bin, ich bin reich
und schenke Euch der Sonne warme Strahlen,
der Wiesen Grün, der Blumen bunte Lust
und Augen, dies zu spiegeln und zu malen.

Ich schenke euch der Töne milde Macht
und alle Verse, die uns die Propheten
und Dichter zugebracht, durch die voll Kraft
der Gottheit hohe Atemzüge wehten.

0 weinet nicht! Ihr ängstigt meine Ruh,
der ich allein in Euren Herzen wohne.
Gesellt mir freundliche Gedanken zu:
Ich bin hindurch. 0, lasst mir meine Krone!

Dass Gottes Wege oft unbegreiflich und seine Gedanken unerforschlich sind und er allem Geschehen erst von seinem Ende her seinen Sinn gibt, lässt Werner **Bergengruen**, ein markanter Dichter und Romanautor unserer Zeit, in einem kleinen Gedicht seine Leser wissen. Es ist "Die himmlische Rechenkunst" überschrieben:

Was dem Herzen sich verwehrte,
Lass es schwinden unbewegt,
Allenthalben das Entbehrte
Wird dir mystisch zugelegt.

Liebt doch Gott die leeren Hände,
Und der Mangel wird Gewinn.
Immerdar enthüllt das Ende
Sich zum strahlenden Beginn.

Jeder Schmerz entlässt dich reicher;
Preise die geweihte Not.
Und aus nie geleertem Speicher
Nährt dich das geheime Brot.

Manfred **Hausmann,** der es wie kein zweiter versteht, unser deutsches Natur- und Landschaftsbild mit christlicher Gedankentiefe zu durchflechten, beschreibt in seinem Gedicht "Weg in die Dämmerung" einen vorwinterlichen Abendspaziergang durch die Worpsweder Heide. Sein Wanderweg gemahnt ihn an den Lebenspfad des Menschen, der bei Eintritt der Dunkelheit und immer dichter werdendem Nebel sich in der Irre zu verlieren scheint, in Wirklichkeit aber zum Ursprung alles Seins zurückführt und von dort einen neuen Anfang erfährt.

Bald will es Abend sein.
Stumm steht das Geheg.
Und ich geh allein
den verschneiten Weg,

der, vom Hang gelenkt,
sich mit leisem Schwung
leiser abwärts senkt
in die Niederung.

Birken, starr von Eis,
Pfahlwerk, unbehau'n,
Dorn und Erlenreis,
ein verwehter Zaun

geben meiner Spur
anfangs das Geleit.
Dann gehört er nur
der Unendlichkeit,

die verdämmernd webt
und ihn unbestimmt
wie er weiterstrebt
in ihr Dunkel nimmt.

Reif erknirscht und Schnee
unter meinem Schuh.
Weg, auf dem ich steh,
dir gehör ich zu!

Wer des Lichts begehrt,
muss ins Dunkel gehn.
Was das Grauen mehrt,
lässt das Heil erstehn.

Wo kein Sinn mehr misst,
waltet erst der Sinn,
wo kein Weg mehr ist,
ist des Wegs Beginn.

Stark von apokalyptischen Brandzeichen geprägt ist für Reinhold **Schneider** die Endphase des Menschengeschlechts, in die er unsere Zeit und unsere Generation bereits mit einbezogen sieht. In seinem Gedicht "Die späte Stunde" hört sich das von dämonischen Gewalten ausgelöste Beben der Erde wie dumpfes Geschützgrollen vor der letzten entscheidenden Schlacht an. Der Endkampf zwischen Gott und Satan erfasst uns alle mit. Darum gilt es, den Herrn anzuflehen und nur um das eine zu bitten, dass uns unser Glaube in der Hitze dieses unausweichlichen Zusammenstoßes nicht zerschmelzen möge. Dass, selbst wenn der Fürst dieser Welt sich noch so ungezügelt gebärden sollte, am Sieg Gottes nicht zu zweifeln ist, verheißen die in unentwegter Leuchtkraft am Himmel strahlenden Sterne:

Dies ist die Abendstunde,
die uns Dein Rat bestellt,
geheimnisvolle Kunde
durchschauert schon die Welt.
Die Ströme und Vögel dringen
tief in die Glut hinein;
Gib auch der Seele Schwingen
und lass uns nicht allein!

Dies ist die Zeitenwende,
wie allen Tuns Gericht;
Dass sich der Lauf noch wende,
wir bitten, Herr, Dich nicht.
Wir bitten, dass der Glaube
nicht in der Furcht vergeht
und dass die mächtige Taube
uns stärke im Gebet.

Dass sich Dein Friede neige,
der auf der Welt nicht ruht,
und schützend übersteige
der Untergänge Glut,
dass uns die Not vereine,
wenn Haus und Erde wankt,
und liebend die Gemeine
Dir bis zum Ende dankt.

Dies ist die späte Stunde,
der keine Stunde gleicht,
auf weitem Erdenrunde
ist jeder Glanz erbleicht.
Nur deine Sterne schauen
herab in reiner Pracht.
Wir trauen, Herr, und bauen
allein auf Deine Macht.

Der am hellsten leuchtende und unser Herz mit größter Hoffnung erfüllende Stern des Himmels aber ist derjenige, der die Geburtsstunde Christi angezeigt hat und der alle Jahre neu wieder von diesem bahnbrechenden Ereignis kündet. Gerade beim Gedenken der Toten und der unabdingbaren Macht, die der Tod ausübt, sollten wir auf ihn unser Zutrauen lenken und uns von ihm den Weg weisen lassen, so wie es Jochen Klepper in seinem sehr eingängigen Adventslied tut:

Die Nacht ist vorgedrungen,
der Tag ist nicht mehr fern.
So sei nun Lob gesungen
dem hellen Morgenstern!
Auch wer zur Nacht geweinet,
der stimme froh mit ein.
Der Morgenstern bescheinet
auch deine Angst und Pein.

Dem alle Engel dienen,
wird nun ein Kind und Knecht.
Gott selber ist erschienen
zur Sühne für sein Recht.
Wer schuldig ist auf Erden,
verhüll nicht mehr sein Haupt!
Er soll errettet werden,
wenn er dem Kinde glaubt.

Die Nacht ist schon im Schwinden,
macht euch zum Stalle auf!
Ihr sollt das Heil dort finden,
das aller Zeiten Lauf
von Anfang an verkündet,
seit eure Schuld geschah.
Nun hat sich euch verbündet,
den Gott selbst ausersah!

Noch manche Nacht wird fallen
auf Menschenleid und Schuld.
Doch wandert nun mit allen
der Stern der Gotteshuld.
Beglänzt von seinem Lichte,
hält euch kein Dunkel mehr.
Von Gottes Angesichte
kam euch die Rettung her.

Gott will im Dunkeln wohnen
und hat es doch erhellt!
Als wollte er belohnen,
so richtet er die Welt!
Der sich den Erdkreis baute,
der lässt den Sünder nicht.
Wer hier dem Sohn vertraute,
kommt dort aus dem Gericht!

Das Geschehen von Bethlehem besagt: Gott will den Menschen nicht sich selbst überlassen und auf ewig verloren geben, sondern sich ihm in menschlicher Gestalt an die Seite stellen und das erfüllen, was der Mensch im Banne der Sünde aus eigenen Kräften nicht zu schaffen vermag. Das gibt Grund zu großer Freude und Dankbarkeit, die aber nur derjenige wirklich aufzubringen imstande ist, der die Verzweiflung an sich selbst und über die unerbittliche Realität des Leides und des Todes durchlebt hat und noch immer hautnah erfährt. Der seit 1944 vermisste, aus Dittmannsdorf in Sachsen stammende junge Dichter Gerhard **Fritzsche** weiß zu bezeugen, dass nur, wer sich bereits am Verdursten befindet, das Labsal des frischen Quellwassers wirklich ganz ermessen kann:

Dass wir deine Herrlichkeit
können recht erfassen,
wirfst du über uns das Leid,
führst uns dunkle Straßen.

Wer noch nicht zerbrochen ist,
findet nicht die Türen,
die zu Dir, Herr Jesus Christ,
in die Freude führen.

Abschließen möchte ich meine literarische Betrachtung zum Toten- oder, wie wir besser sagen sollten, zum Ewigkeitssonntag mit einem Hinweis auf eine bildliche Gestaltung des bekannten Malers Hans **Thoma.** Er hat sie sich zu seinem Motivzeichen erkoren. Sie zeigt ein zähnefletschendes Untier mit einem riesigen Maul. Dieses umschließt die Gestalt eines schutzlosen Knaben, der jedoch keine Notiz davon zu nehmen scheint, dass er in jedem Augenblick von den gewaltigen Zähnen zermalmt werden kann. Ungerührt und unbekümmert bläst er weiter auf seiner Schalmei. Dieser Zeichnung hat der Maler die etwas holprig anmutenden Verse beigegeben:

Ein wunderlicher Rätselrachen
die bunte Welt schließt unsre Seele ein.
Um ohne Furcht sein Lebensspiel zu machen,
muss vertrauensvoll ein Gotteskind man sein.

Täuschen wir uns nicht: Unser menschliches Dasein ist allseits und immer schlimmsten Bedrohungen ausgesetzt. Wir können ihnen nicht entrinnen. Dennoch besteht für denjenigen, der sein ganzes Vertrauen auf Gott setzt, Grund genug, gelassen zu bleiben, ja heiteren Sinnes in den Tag hinein zu leben.
Blicken wir über Weihnachten hinaus auf Ostern, so können wir sagen: Durch Christi Auferstehung ist der Tod schon heute eine überwundene, eine gerichtete Macht. Noch übt er zwar ungehindert sein finsteres Handwerk aus. Und noch oft wird der knöcherne Reiter auf fahlem Pferd über den Erdball stürmen und reiche Ernte einfahren. Mit dem Apostel Paulus aber dürfen wir trotz allem die Zuversicht teilen:

"Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn." (Röm. 8, 38-39.)

Durchgreifend überarbeitet
März 2003.

Joannes Daniel Falk

Freund und Helfer in der Not

Auf dem alten Friedhof zu Weimar entdeckt der Beschauer wenige Schritte seitwärts der ehrwürdigen Gruft Goethes und Schillers einen von den letzten Ruhestätten namhafter Persönlichkeiten aus Weimars klassischer Zeit umsäumten, schlicht gestalteten und von zwei ausgewachsenen Lindenbäumen überragten Familiengrabstein, dessen merkwürdige Inschrift zu stillem Verweilen auffordert:

"Unter diesen grünen Linden
Ist durch Christus frei von Sünden
Herr Johannes Falk zu finden.
Kinder, die aus deutschen Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen fleißig für ihn beten:
Ew'ger Vater, Dir befehle
Ich des Vaters arme Seele
Hier in dunkler Grabeshöhle.
Weil er Kinder angenommen,
Laß ihn einst zu allen Frommen
Als Dein Kind auch zu Dir kommen."

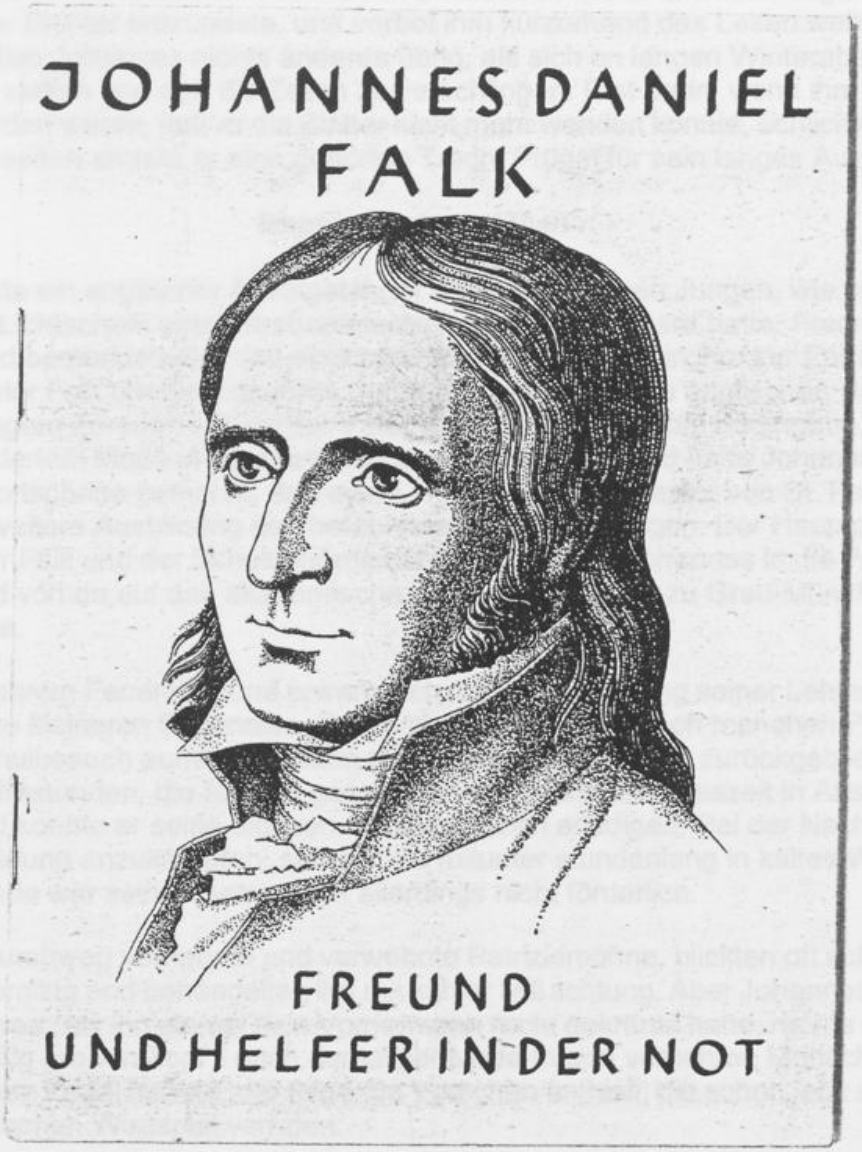
"Hier ruht in Gott
Frau Karoline Falk
geb. Rosenfeld.
Während Gott ihr sieben
der eigenen Kinder nahm,
ward sie fremden Kindern
eine Mutter.
Gott wird abwischen alle
Tränen von ihren Augen."

Manch einer der vielen tausend Pilger, die alljährlich zur Dichterehrung den Weimarer Friedhof aufsuchen, mag diese von hartem Lebensschicksal, kindlichem Gottvertrauen und willigem Opfersinn zeugende Kunde bewegen, den Spuren dieser beiden Menschen in der Vergangenheit nachzugehen und ihr Andenken über den Wandel der Zeiten hinweg lebendig zu erhalten.

Der wissensdurstige Perückenmacherlehrling

Am 28. Oktober 1768 erblickte der hier in Weimar bestattete großherzogl. sachsen-weimar-eisenachische Legationsrat Johannes Daniel Falk in der ehemals freien Reichsstadt Danzig das Licht der Welt. In ärmlichen Verhältnissen wuchs er auf. Sein Vater betrieb das nicht sehr einträgliche Gewerbe eines Perückenmachers. Die Mutter, eine temperamentvolle, doch streng gläubige Frau, die als Kind mit ihren Eltern aus der französischen Schweiz nach Danzig eingewandert war, mußte noch für die sechs Geschwister des kleinen Johannes sorgen. Da war es nicht leicht, alle Tage die hungrige Schar zu sättigen. Vater Falk bestimmte deshalb, daß Johannes schon mit 10 Jahren die Schule verlassen und das väterliche Handwerk erlernen sollte. Beizeiten sollte er sich sein eigenes Brot verdienen.

Doch in Johannes drängte ein ungestümer Geist, der sich nicht in die Enge der Werkstatt einsperren ließ. Er wollte wachsen, sich bilden, Leben und Erkenntnisse in sich aufnehmen. So sehen wir bald den wißbegierigen Jungen, wie er jede freie Minute ausnützt, um sich in der Leihbücherei für seine mühsam ersparten Groschen Lesestoff zu holen. Besonders fesselten ihn die Balladen des Dichters Gottfried August Bürger, die Werke Christoph Martin Wielands und die des jungen Johann Wolfgang


JOHANNES DANIEL
FALK
FREUND
UND HELFER IN DER NOT

Goethe, dessen Name zur damaligen Zeit am deutschen Dichterhimmel wie ein leuchtender Komet aufging. Bei solcher Lektüre lebte und bebte des kleinen Johannes Herz. Da vergaß er den freudlosen Alltag in der armseligen Perückenmacherwerkstatt.

Doch Meister Falk litt es nicht, daß sich sein Sohn an diesem, wie er unwirsch sagte, "eitel Teufels- und Narrenwerk" der Dichter entzündete, und verbot ihm kurzerhand das Lesen weltlicher Bücher in seinem Haus. Da blieb Johannes nichts anderes übrig, als sich an langen Winterabenden unter die Straßenlaternen zu stellen und dort die Zeilen zu verschlingen. Erst dann, wenn ihm die Finger vor Kälte so steif geworden waren, daß er die Blätter nicht mehr wenden konnte, schlich er sich auf leisen Sohlen heim. Nicht selten erntete er eine gehörige Tracht Prügel für sein langes Ausbleiben.

Empor zu lichten Höhen

Eines Tages erblickte ein englischer Privatgelehrter diesen seltsamen Jungen, wie er sich gerade unter dem spärlichen Lichtschein einer Straßenlaterne in ein Buch vernarrt hatte. Freundlich zunickend sprach er ihn an und bemerkte bald, daß eine beachtliche Begabung in ihm zur Entfaltung drängte. Daraufhin bat er Vater Falk um die Erlaubnis, Johannes unentgeltliche englischen Unterricht erteilen zu dürfen. Nach langem Zureden willigte der Vater ein. Er stellte aber die Bedingung, sein Sohn müsse ihm in unvermindertem Maße in der Werkstatt zur Hand gehen. Bald hatte Johannes im englischen Unterricht solche Fortschritte gemacht, daß sein Lehrer dem Hauptpastor von St. Petri dringlich ans Herz legte, für die weitere Ausbildung des befähigten Jungen zu sorgen. Der Hauptpastor konnte es dann auch bei Vater Falk und der Schulbehörde durchsetzen, daß Johannes in die Petrischule aufgenommen wurde und von da auf das akademische Klostergymnasium zu Grau-München in Danzig überwechseln durfte.

Nun lernte er mit wahrem Feuereifer und erwarb sich rasch die Achtung seiner Lehrer. Einige von diesen verhalfen ihm zu kleineren Stipendien. Dennoch mußte er sich noch manchen Pfennig hinzuverdienen, um den Schulbesuch aufrechterhalten zu können. So erteilte er zurückgebliebenen jüngeren Mitschülern Nachhilfestunden, die fast die gesamte unterrichtsfreie Tageszeit in Anspruch nahmen. Erst spät am Abend konnte er seine eigenen Schulaufgaben erledigen. Bei der Nachtarbeit stellte er, um gegen die Ermüdung anzukämpfen, seine Füße mitunter stundenlang in kaltes Wasser. Diese spartanische Methode war seiner Gesundheit allerdings nicht förderlich.

Seine Mitschüler, durchweg vornehme und verwöhnte Patriziersöhne, blickten oft scheel auf den ehrgeizigen Emporkömmling und behandelten ihn mit kühler Mißachtung. Aber Johannes Falk wußte sich seiner Haut zu wehren. Als ihn einmal sein Vordermann recht gekränkt hatte, rächte er sich, indem er an dessen übermäßig großen Zopf - nach damaliger Mode trugen vornehme Menschen Zöpfe - heimlich einen kleinen Zettel heftete, der folgende Verschen enthielt, die schon jetzt seine aufkeimende Freude am satirischen Wortspiel verraten:

„0 welch ein Zopf! Wie wunderschön
hängt er an deinem Köpfchen!
Ja, gegen diesen einz' gen Zopf
sind alle Zöpfe Zöpfchen.
Du Zopf von aller Zöpfe Zopf,
sprich, hat dein Herr auch was im Kopf?
Ich zweifle, liebes Zöpfchen!"

Nach diesem gelungenen Streich hatte er bei Lehrern und Mitschülern die Lacher auf seiner Seite. 1791 sehen wir Falk in Halle, wo er an der dortigen Universität das Studium der Theologie aufnimmt. Einige wohlgesinnte Stadtväter hatten ihm ein ausreichendes Stipendium ermöglicht. Seltsam mag in ihm beim Abschied von Danzig das Wort eines der Ratsherren nachgeklungen haben, das er in seinen späteren Lebensjahren so treu einlösen sollte: "Du bleibst unser Schuldner, Johannes! Wenn einst arme Kinder an deine Tür klopfen sollten, so denke, wir sind es, die alten Ratsherren von Danzig, und weise sie nicht ab!"

Das theologische Studium bereitete ihm allerdings keine rechte Freude. Die ganz im Geist des Rationalismus gehaltenen trockenen Vorlesungen der Professoren stießen seine lebenswarme, gefühlsstarke Natur ab. Weit mehr ließ er sich von den Vorlesungen des berühmten Altertumsforschers Friedrich August Wolf gefangen nehmen, der ihm den Geist der altklassischen Dichtung erschloß und ihn besonders mit Homer vertraut machte.

Überhaupt riß ihn die Dichtkunst immer stärker in ihren Bann, so daß er das Theologiestudium bald ganz aufgab. Hatte Falk schon als Junge, träumerisch am Ostseestrand liegend, seine Empfindungen in naive Verse einströmen lassen, so trieb es ihn nun immer verlangender zu kühnen Attacken auf dem Pegasus.

Zunächst veröffentlichte er einige kleine Seestücke, schrieb Gedichte und Erzählungen, deren Erlebnisse noch auf seine Danziger Kindheits- und Jugendzeit zurückgehen. Dann wandelte sich aber dieser vorwiegend lyrische Ton. In Falk kam der Satiriker zum Durchbruch. Die Werke des Franzosen Jean Jacques Rousseau, des römischen Satirendichters Juvenal und Kants philosophische Schriften hatten seinen tatendurstigen Geist so stark erregt und geschliffen, daß er nunmehr zum Kritiker an den menschlichen Unvollkommenheiten und Schwächen seiner Zeit berufen zu sein glaubte. Unbekümmert um die eigene Sicherheit deckte er mit zündendem Witz und scharfem Spott Unregelmäßigkeiten und Mißbräuche auf, wo sie sich ihm in Staat, Gesellschaft, Kunst und Literatur darboten. Dabei lenkte er mehrfach, besonders durch seine satirischen Werke "Die Helden", "Die Schuhus", und "Die Gebete" den Zorn der Obrigkeit auf sich. 1797 wies ihn die staatliche Behörde aus Halle.

So kam es, daß Falk nach Weimar übersiedelte. Dort suchte er den Schutz seines väterlichen Gönners Wieland. Doch mag ihn darüber hinaus das ganze geistige Fluidum mit zwingender Macht angezogen haben, das von dieser jungen Hochstätte des deutschen Geistes weit in die Lande strahlte.

Noch im Spätherbst desselben Jahres verheiratete er sich als 29jähriger mit der 17jährigen Karoline Rosenfeld aus Halle, der Tochter einer Beamtenwitwe. Seine Zeitgenossen schilderten sie als ein schlichtes, bescheidenes, doch anmutiges Menschenkind.

Mit seinen noch nicht 30 Jahren genoß Falk bereits einen Namen als Dichter. Wieland hatte ihn in der berühmten Literaturzeitschrift "Teutscher Merkur" zum ersten Mal einem breiteren Leserkreis vorgestellt. Der Schöpfer des "Oberon" wie auch der greise Dichtervater Gleim bemühten sich nach Kräften um seine weitere literarische Förderung.

Falks erste Jahre in Weimar sind erfüllt von umfangreicher schriftstellerischer Tätigkeit. Seine flinke Feder ließ ein Büchlein dem anderen folgen. Unter ihnen seien genannt: "Taschenbuch für Freunde der Satire und des Scherzes" in 7 Bänden von 1797-1803, "Kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend" (1803), "Neueste Sammlung kleiner Satiren, Gedichte und Erzählungen" (1804), "Amphitryon" (1804), "Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee" (1805), "Grotesken, Satiren und Naivitäten auf das Jahr 1805 und 1806". Sein wohl bestes dichterisches Werk, das Drama "Prometheus", schuf er im Jahre 1803.

Vor seinen spritzigen Federstreichen war zu jener Zeit kein Mensch in Deutschland sicher. Mit dem bekannten und gefeierten, aber charakterlosen Lustspieldichter Kotzebue geriet er in eine grimmige literarische Auseinandersetzung, die sich sogar zu persönlicher Feindschaft verdichtete. Aber auch der große Goethe blieb von seiner scharfen Kritik nicht gänzlich verschont. Das Verhältnis dieser beiden Persönlichkeiten war überhaupt nicht immer frei von Trübungen. Bei seinen satirischen Fehden schoß das feurige Temperament Falks leicht über die Grenzen des guten Tons. Doch dafür bekam er ebenfalls manche grantige Beere zu schmecken. So spielte einmal ein Weimarer Witzbold auf seine Gewohnheit an, geheizte Lokale , stets mit vorgehaltenem Taschentuch zu verlassen:

"Er weiß sehr wohl, was ihm gesund,
Drum stopft er selber sich den Mund."

Wenn sich Falk mitunter im Maß seiner Kritiken und Spötteleien vergriff, so muß man ihm dennoch seine echte, aus dem Herzen kommende Empörung über die Oberflächlichkeiten und Auswüchse seiner Zeit zugute halten. Mit dem Mittel der bissigen Satire wollte er letztlich nicht aushöhlen, nicht zerstören, sondern das lästige Gestrüpp wegschlagen, um die edleren Triebe der Menschheit zu freier Entfaltung zu bringen. Ein Zeitgenosse und Verehrer Falks beteuerte deshalb: "Unser Johannes Falk ist bei aller seiner Satire ein Mann von bestem Herzen und bei weitem nicht der gallsüchtige Geißelschwinger, zu dem ihn einige, die er getroffen haben mag, verschreien möchten. Er hat unverkennbar die edle Absicht, mit seiner Satire lehren und bessern zu wollen; denn immer wird man finden, daß er Modetorheiten und Vorurteile angreift, bald belächelt, bald geißelt. Der Satiriker ist ein Porträtmaler. Kann er dafür, daß die Originale so schlecht und häßlich sind? Der Maler kann ein herzensguter Mann sein und sieht sich doch. genötigt, schlechte Originale zu kopieren."

Das unruhige Kriegsjahr 1806

Als im Jahre .1806 der französische Kaiser und Feldherr Napoleon zum vernichtenden Schlag gegen Preußen und dessen Verbündete ausholte, erregte Falk durch die Herausgabe einer sehr deutschbewußt und franzosenfeindlich eingestellten Zeitschrift, betitelt "Elysium und Tartarus, Zeitung für Poesie, Kunst und Zeitgeschichte", allgemeines Aufsehen. Manch zündender Aufsatz wider den herrschsüchtigen korsischen Eroberer rüttelte die Gemüter der deutschen Leserschaft wach. Für die sprichwörtliche deutsche Schlafmützigkeit und politische Unentschlossenheit fand er kein Wort der Entschuldigung. Er führte eine kühne, zornige, manchmal unüberlegte, sich fast überschlagende Sprache. So hieß es z. B. in der einen Nummer: "Mit Feigen und Speichelleckern ist der Menschheit in einem Zeitalter nicht gedient, das am Rande des Verderbens und der seelenlosesten Egoisterei steht; aber das jetzige faule Humanitätswesen, das seit ein paar Jahrzehnten in Deutschland bis zur Liederlichkeit getrieben ward, machte zuletzt, daß eine charakterlose Schwäche für das Ziel aller Ausbildung und tüchtigen Bestrebungen in Kunst, Leben und Wissenschaft galt. Denn was ist solche Humanität anderes, als ein beständiges Ausweichen der Kraft, ein feiges Nachgeben der Schwäche und eine gegen die bessere Überzeugung durchgeführte, erkünstelte Nullität. . ." Als dann Napoleon im Herbst 1806 nach Thüringen vorrückte, untersagte die weimarische Regierung das Weitererscheinen von "Elysium und Tartarus". Kein Geringerer als Goethe war die treibende Kraft für dieses Verbot. Durch die Zeitereignisse nervös geworden. wandte sich der sonst so abgeklärte, ausgewogene Dichterfürst an den herzögl. Staatsminister Christian Gottlob von Voigt mit folgendem, in reichlich unwilligem Ton gehaltenen Schreiben: "Ew. Exzellenz, ersuche in so vielen Übeln, daß Falken verboten werde, sein Elysium und Tartarus fortzusetzen, bei Strafe, gleich eingesteckt zu werden. Die Übel sind groß, so ein Narr kann sie noch vermehren. Goethe. "

Am 15. Oktober besetzten französische Truppen Weimar. Die Freunde Falks rieten ihm zu rascher Flucht; denn sie bangten wegen seiner patriotischen Artikel in der eben genannten Zeitschrift um sein Leben. Aber Falk blieb unerschrocken. "Ich werde Gott nicht verleugnen, und wenn der gallische Hahn noch zehnmal lauter in meiner Nähe krähen sollte", entgegnete er ihnen trotzig und verließ die Stadt nicht. Jetzt bewies er durch die Tat, daß mehr in ihm steckte als ein heißsporniger Kritikus und ein vaterländischer Maulheld. Beherzt trat er den Franzosen bei der Plünderung Weimars entgegen. Er ließ bei der Bürgerschaft Lebensmittel für die ausgehungerten Soldaten einsammeln, um sie von der ärgsten Plünderungswut abzuhalten. Auch schaffte er in kurzer Zeit Verbandmaterial für die Verwundeten herbei. Da er die französische Sprache gut beherrschte, nahm ihn der Stadtkommandant von Weimar, Hauptmann Martin, als Dolmetscher in seinen Dienst und überwies ihn später an den Intendanturgeneral Villain nach Naumburg, der von dort aus ganz Thüringen und einen großen Teil des Sachsenlandes zu verwalten hatte.

Als Dolmetscher und Mittelsmann zur Thüringer Bevölkerung gelang es Falk, deren Notstand dem französischen Heereskommando eindringlich darzustellen, daß es schließlich einen bedeutenden Teil der ursprünglich geforderten Leistungen für die Große Armee erließ. Er hätte sich in dieser Vertrauensstellung bei dem französischen General sehr leicht persönlich bereichern können, doch dachte er mit keiner Silbe an den eigenen Vorteil. Ihn beseelte nur der eine Gedanke, seinen Landsleuten in ihrer Bedrängnis dienen und helfen zu können.

Für seine Verdienste um das Wohl von Stadt und Land Weimar während der Kriegswirren des Jahres 1806 ernannte ihn der Herzog und spätere Großherzog Karl August zum Legationsrat und sicherte ihm ein kleines Jahresgehalt zu, das er später mit dem Vorbehalt erhöhte, bei Notständen abermals Falks Dienste in Anspruch zu nehmen.

Jahre der Stille und Einkehr

Für Falk selbst kam jetzt eine ruhige Zeit. Nur zögernd kehrte er zu seiner alten literarischen Betätigung zurück. Seine vormals zum Teil recht trefflichen satirischen Einfälle hatten sich fast erschöpft. Auch hatte sich sein Charakter durch das Kriegserlebnis entscheidend gewandelt. Falks Sinnen und Trachten zeugte jetzt von einer spürbaren Verinnerlichung. In einem Brief aus dem Jahre 1809 bekannte er seinem Freund, warum er seinen bisherigen Schriftstellerweg nicht mehr hatte fortsetzen können: "Sie fragen mich, warum ich feiere. Wenn Buchstaben malen leben heißt, so habe ich freilich seit dem Oktober aufgehört zu sein. Wenn aber leben auch noch in einer besseren Bedeutung vorkommt, so hoffe ich, soll mein jetziges Leben nicht verloren sein. Die Zeit ist näher, als wir uns einbilden, wo die Menschen werden aufhören müssen, Reflexe von Leinwand oder Papier zu sein: Vielleicht bedurfte es gerade einer solchen Erschütterung wie der jetzigen politischen, um die elende, von Dünkel Hochmut und Aufklärung gebaute Scheidewand zwischen Büchern und Menschen einzureißen." Hatte er nach 1806 anfänglich noch einige zumeist als schwächlich zu bezeichnende Dramen, Singspiele und sentimentale Dichtungen geschaffen, so begann er bald, wie sein Tagebuch bekundet, den "Spuren der Offenbarung Gottes in Natur und Menschenwelt" nachzugehen. Zu naturkundlichen Studien wurde er besonders durch Goethe angeregt, dessen Genie er trotz mancher Kontroverse mit dem *Menschen* Goethe stets bewunderte und verehrte. Rosalie Falk, seine Tochter, schilderte die Bemühungen ihres Vaters in dieser Zeit mit folgenden Worten: "Con amore untersuchte er nun jede Erscheinung bis in die Tierwelt hinab; nichts schien ihm gleichgültig, alles nur Glied einer Kette. Von außen kam man allerdings diesem Streben mit wenig Aufmunterung, ja, nicht selten mit Hohn entgegen."

Falk verharrte aber nicht in bloßer stiller Anschauung und Ehrfurcht vor den Werken der Natur, sondern wuchs - anders als Goethe - von daher in ein immer gläubigeres Vertrauen zur Botschaft des lebendigen Gottes hinein, der nicht nur in, sondern als wirkender Geist zugleich erhaben über der Natur steht. Immer klarer erkannte er Jesus Christus als Retter und Heiland der Welt. So vollzog sich seine Wandlung, wie er später selbst einmal sagte, in folgenden Stufen: "Aus dem Satiriker wurde der Dichter, aus dem Dichter der Naturforscher, aus dem Naturforscher ein Philosoph und theoretischer Christ, und endlich aus dem theoretischen auch ein praktischer Christ." Falk wies nach dieser Umbesinnung mit Nachdruck auf die Gefahren hin, welche die Kunst mit sich bringt, wenn wir sie nur um ihrer selbst willen pflegen. An Kunstgenuß und Kunstausübung allein konnte er keine Befriedigung mehr finden. "Die Darstellung der höchsten sinnlichen Schönheit", so bekannte er jetzt mit der beinahe unerbittlichen Strenge eines vom Kernstrahl der Wahrheit Ergriffenen, "ist doch nur eine zeitliche Lüge, und wer bei der Kunst stehen bleibt, ohne durch sie wie durch eine würdige Vorhalle mit gesammeltem Gemüth zur Anschauung des Allerhöchsten hindurch zu gehen, setzt sich der Gefahr aus, mit dem Schönen in der Kunst zuletzt nur eine blinde Abgötterei zu treiben."

In Weimar lebte Falk in diesen Jahren still und zurückgezogen von der Welt. Er war nie ein großer Freund des Lärmens und Feierns gewesen. Allein in seinem Haus am Marktplatz kehrte Leben ein. Nach und nach erfüllten sieben fröhliche Kinderstimmchen Flur und Garten.

Seitdem er seinen Wohnsitz in Weimar genommen hatte, kräftigte und festigte sich sein von den entbehrungsreichen Schul- und Studienjahren angegriffener Gesundheitszustand. Ausgedehnte Wanderungen oder Ritte in die Weimarer Umgebung wie auch längere Sommeraufenthalte in einem Landhäuschen auf dem nahen Ettersberg sorgten für Erholung und Entspannung.

Falks Bildnis aus jenen Jahren zeigt einen hochgewachsenen, schlanken Mann mit vollem hellbraunem Haar und tiefblauen, von dichten Brauen überschatteten Augen. Die mehr breite als hohe Stirn, die festgeschlossenen Lippen, das spitz geformte Kinn und die hervorspringende Adlernase verraten die energievolle, willensstarke Kämpfernatur, während der sinnend in die Ferne gerichtete Blick und die gelassene Haltung des Körpers auf ein gläubiges Herz und ein warmes Gemüt schließen lassen.

Der tatkräftige Nothelfer

Es kam das Jahr 1813, das Falk aus seiner Zurückgezogenheit jäh herausriß. Kaiser Napoleon hatte aus den weiten Ebenen Rußlands fliehen müssen und sammelte seine Truppen in deutschen Landen zur Entscheidungsschlacht gegen die verbündeten Heerscharen von Preußen, Österreich und Rußland.
Wieder hatte die Stadt Weimar, durch die zwei Heeresstraßen führten, unter den durchziehenden Truppeneinheiten schwer zu leiden.
Am 28. April 1813 besetzte der Herzog von Ragusa mit 20000 Spaniern die Stadt sowie die Dörfer Schwabsdorf, Wiegendorf, Oßmannstedt, Umpferstedt und Isserstedt. Barbarisch hausten die demoralisierten Söldner in den Ortschaften. In einem später veröffentlichten "Kriegsbüchlein" schilderte Falk ihr verheerendes Treiben: "Wo die Rammen eines solchen Biwaks den Horizont röten, da wärmt man sich an den Dörfern, an den Mühlen, Scheunen, Häusern, Dächern, Treppen, wie wenn es gewöhnliche Brennmaterialien wären. In 24 Stunden sind, wo solch ein Lager steht, die Felder kahl, die Wohnungen öde, die Einwohner ohne Brot und ohne Obdach. 80 Ochsen zum Frühstück und Nachtessen, so geht über Nacht der ganze Viehbestand einer Gegend dahin. Kleines Vieh, Schweine, Ziegen, alles das wird gleich auf dem Mist erstochen. Hühner, Gänse, Tauben sind zum ersten Anbiß, ehe man sich umsieht, verspeist. Ich sah einen Soldaten, der ein lebendes, schreiendes Schwein auf dem Buckel ins Lager trug, wovon ein anderer Kamerad im Gehen den Hinterfuß nebst Schinken herunterhieb, die Borsten am Feuer absengte, sodann auf der Stelle seine Beute briet und mit großem Wohlgeschmack verzehrte. ... Die Soldaten liefen zu Hunderten mit brennenden Strohwischen in die Häuser der Bauern, durchsuchten sie von Grund aus und nahmen unbarmherzig den Leuten das letzte Mehl aus dem Faß, die letzte Kartoffel aus dem Keller, unbekümmert darüber, wovon jene die folgenden Tage leben sollten...Andere Soldaten wieder schleppten Schütten unausgedroschenen Strohs zur Streu herbei, dessen Körner sie oft stundenweit verzettelten. Bänke, Tische, Stühle, Kessel, Eimer, Töpfe, mit einem Wort das sämtliche Hausgerät der Dorfschaften war ausgewandert. Um bei solchen Auftritten unbewegt zu bleiben, müßte man ein Herz von Stein im Busen haben!"

Um die allergrößten Ausschreitungen der Truppen zu vereiteln, stellte die herzögliche Regierung Falk einen Paß aus und sandte ihn ins Lager des französischen Generals Coehorn. Noch ehe er dort eintraf, trat er den beutegierigen Horden unerschrocken entgegen. Ungeachtet der Schüsse, die in seiner Nähe abgefeuert wurden, herrschte er die Plünderbanden an und wagte sogar, ihnen die geraubten Bündel von den Bajonetten zu reißen, um sie den Eigentümern wiederzugeben. In Wiegendorf und Oßmannstedt gelang es ihm, den verstörten Bauern einen Teil ihres Viehes wieder zu verschaffen. In noch verschonten Ortschaften gab er den Landleuten gute Ratschläge, wie sie ihr Vieh, namentlich die begehrten Schafherden in Sicherheit bringen sollten. Bald gewann Falk das Vertrauen der gesamten Bevölkerung. Die Bauern und Bäuerinnen gaben ihm ihre Geldbeutel, Uhren und Ringe zur Aufbewahrung. In seinem weiten Überrock gelang es ihm, alle diese Schätze glücklich durch sämtliche Gefahren hindurchzuretten, wiewohl ihm - nach eigenem Bericht im ."Kriegsbüchlein" - zuletzt die Schatzkammer so schwer wurde, daß sie ihm an beiden Beinen herabhing und er kaum gehen konnte.

Beim General Coehorn sprach er ganz energisch vor. Er vermochte den französischen Heerführer davon zu überzeugen, daß, wenn die Truppen weiter so ungezügelt das Land verwüsteten, sich die herzögliche Regierung außer Stande sähe, einen Bauernaufstand im Rücken der Großen Armee zu verhindern. Da den Franzosen kurz vorher in Spanien ein solcher Bauernaufstand das Rezept gründlichst verdorben hatte, lenkte Coehorn ein und wies dem weimarischen Legationsrat zwei von einem Kapitän befehligte Kompagnien zu mit dem Auftrag, in den Dörfern rings um Weimar für die Wiederkehr von Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Trotzdem hatte das Herzogtum Weimar noch das ganze Jahr 1813 bis ins Jahr 1814 unter Kriegsunruhen zu leiden. Zu den beständig durchziehenden Truppen gesellten sich verheerende Seuchen, die die Reihen der ausgehungerten Bürgerschaft merklich lichteten. Wir sehen Falk auch dieser Gefahr gegenüber unermüdlich helfen und retten, wo es ihm nur möglich war. Die dankbare Bevölkerung von Oßmannstedt und Wiegendorf verlieh ihm den Beinamen "Freund in der Noth".

Harte Schicksalsprüfung

Falk wurde vor eigenem Leid nicht verschont. Geradezu furchtbar suchte es ihn heim. In dem einen Jahr 1813 entriß ihm der Tod kurz hintereinander vier blühende Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen. Nach diesem entsetzlichen Schicksalsschlag erlitt er einen sehr schweren Nervenzusammenbruch, der ihn wochenlang an das Krankenbett bannte und ihm jegliche Besinnung raubte. Von Gram und Schmerz zutiefst erschüttert, sehnte er sich den Tod herbei.

Aber in diesen entscheidenden Stunden seines Lebens begann auch der eigentliche Durchbruch seines unbedingten Gottvertrauens. Rang er, wie sein Tagebuch bezeugt, noch um die innere Fassung: "Oh, wie schwer ist es doch, in solchen bitteren Prüfungsstunden das ‚Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!' aus rechtem, stillem, aufrichtigem, gottergebenem Herzen zu beten!", so überwand er dennoch alle Verzagtheit in sich und stieg tapfer, wenn auch schmerzgebeugt, den schmalen Pfad des Glaubens hinan. Nach seiner Genesung konnte er seinem Freund schreiben: "Als ich wieder zum Bewußtsein kam, sagte ich zu mir selbst: Gott schenkt dir das Leben, weil er weiß, daß du ein Herz voll Liebe für deine Mitmenschen hast. Das sollst du nun den armen Kindern zuwenden, die ihre Eltern verloren haben."

Die Gesellschaft der Freunde in Not

Schon zu Beginn seiner Hilfstätigkeit in Weimar und Umgebung war es Falk klar geworden, daß die augenblicklichen Maßnahmen nur wie Tropfen auf einem heißen Stein wirken konnten. Er hatte erkannt, daß ein auf geregelter Basis beruhendes Hilfssystem der allgemeinen Not wirkungsvoller zu Leibe zu rücken vermochte. Deshalb hatte er bereits am 11. Mai 1813 in Verbindung mit dem Stiftsprediger und Seminardirektor Dr. Horn einen Aufruf an die Bewohnerschaft Weimars erlassen, in dem er sie zur Linderung des allgemeinen Notstandes aufforderte. Falk appellierte nicht vergebens. Mit Unterstützung der Damen Frau v. Schardt und Fräulein v. Reitzenstein konnte er bald ein Hilfskomitee bilden, das später seinen Ehrennamen annahm und sich als "Gesellschaft der Freunde in der Noth" bezeichnete. Mitglied dieser Gesellschaft konnte jeder Bürger werden, der sich zu einem festgesetzten, regelmäßig zu leistenden Beitrag verpflichtete. Dieser bestand entweder in barem Geld oder in der Übernahme bestimmter Verpflichtungen für die Erziehung der durch den Krieg verwahrlosten und verwaisten Kinder. Hätte hinter dieser Gesellschaft freilich nicht Falks ganze Persönlichkeit, sein organisatorisches Talent und sein energischer Wille belebend gestanden, so wäre sie wohl nie zu großangelegten Hilfsmaßnahmen fähig geworden.

In zweierlei Hinsicht wollte sie den allgemeinen Notstand grundlegend in Angriff nehmen: Erstens sollte den von der Besetzung des Landes schwer betroffenen ländlichen Gemeinden sowie den verarmten Handwerkern geholfen werden, ihre zerstörten Wirtschaften und Werkstätten wieder aufzurichten. Zweitens sollte dafür Sorge getragen werden, daß die im Kriege verwilderte Jugend durch eine praktische christliche Volkserziehung zu einer tüchtigen und tatkräftigen Generation heranwüchse.

Die erste Aufgabe erfüllte die Gesellschaft dadurch, daß sie unverzinslich Geld auslieh, verarmten Bauern das nötige Saatkorn kaufte und ihnen das Schulgeld für die Kinder bezahlte.

Obwohl das Weimarer Fürstenhaus unter Karl August die neugegründete Gesellschaft finanziell sehr wirkungsvoll unterstützte, bedurfte es doch noch weit größerer Mittel, um die eingeleiteten Hilfsmaßnahmen im Fluß zu halten. Falk fand aber stets neue Wege, um die Arbeit weiterzuführen. So wandte er sich einmal mit einer äußerst anschaulichen und fesselnden Darstellung der über Weimar ergangenen Kriegsdrangsale in einer viel gelesenen englischen Zeitschrift an die Inselbevölkerung und bat um Unterstützungsgelder für die Notleidenden. Die Engländer sandten ihm 11 000 Taler, eine für die damalige Zeit sehr beachtliche Summe.

Konnte die erste Aufgabe nach Ablauf einer gewissen Zeitspanne als mehr oder minder erfüllt betrachtet werden, so widmete Falk dem zweiten Anliegen seine gesamte Lebensarbeit. Immer mehr erblickte das Hilfskomitee seine eigentliche Aufgabe in der Fürsorgeerziehung. Es wollte - nach Falks eigenen Worten - "durch einen lobenswerten und Gott wohlgefälligen Betrug die Zuchthäuser und Galgen um recht viele ihrer Kandidaten bringen".

Nicht ohne Grund sah Falk in der Jugendfürsorge die wichtigste und dringendste Forderung der Zeit. Die Geschichtsbücher heben aus den Jahren um 1813 meist nur die positiven Züge der vaterländischen Befreiungsbewegung hervor, selten aber erwähnen sie die schlimmen Begleiterscheinungen der Kriegsunruhen: das Überhandnehmen roher Genußsucht unter den Menschen, der plötzliche Schwund von Sitte und Anstand, die Zuchtlosigkeit der Jugend, das jähe Absinken von Glaube und Frömmigkeit. Gegen alle diese Übel wollte er zielbewußt ankämpfen.
In den Jahren nach 1813 baute er in Weimar sein umfangreiches und groß angelegtes Rettungswerk aus.
Weit über 100 verwahrloste und verwaiste Kinder hatte Falk zu Anfang aufgelesen. Ihre Schar mehrte sich unaufhörlich. Einen beträchtlichen Teil, unter dem sich die verstocktesten und am schwersten anzufassenden Knaben befanden, nahm er in sein eigenes Haus auf. Die übrigen wies er geeigneten Pflegeeltern zu. Jugendliche, die dem Schulalter entwachsen waren, gab er tüchtigen Handwerksmeistern in die Lehre. Sein gesamtes Rettungswerk teilte er in drei besondere Abteilungen (Institute) ein.

Das erste Institut war die Lehranstalt, die sich in Falks Hause befand. In ihr erhielten alle von der "Gesellschaft der Freunde in der Noth" angenommenen Kinder im schulpflichtigen Alter den Elementarunterricht. Falk erteilte ihn zumeist selbst. Unterstützt wurde er dabei von älteren Zöglingen, denen auf Grund ihrer Begabung der Besuch einer höheren Schule möglich gemacht werden konnte. Diesen lag ferner die Aufgabe ob, besonders zurückgebliebenen Schülern Nachhilfestunden zu erteilen. Abends schloß sich an den schulischen Unterricht eine gemeinsame Bibelstunde an, zu der sich oft auch Weimarer Einwohner einfanden.

Das zweite Institut war die Sonntagsschule. Für alle Zöglinge der Anstalt, die bereits in der Lehre standen, fand sonntagvormittags von 10 bis 12 Uhr und sonntagnachmittags von 1 bis 4 Uhr Unterricht statt, den ebenfalls Falk und einige Seminaristen abhielten. Er erstreckte sich auf Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Zeichnen. Alle 4 Wochen kam die große Sonntagsschulgemeinde zusammen. An solchen Tagen mußten auch die auf dem Lande untergebrachten Lehrlinge erscheinen. Alljährlich hatte jeder Lehrling ein sog. Lehrlingsstück bei der Anstalt einzureichen. Diese Lehrlingsstücke wurden dann öffentlich ausgestellt und zu Gunsten der Anstaltsgemeinschaft verkauft.

Das dritte Institut innerhalb der Falk'schen Anstalt war die Spinnanstalt, verbunden mit der Näh- und Strickschule. Hier wurden die schulentlassenen weiblichen Zöglinge unterwiesen. Überdies ließ sich die Spinnanstalt als eine besondere Wohltätigkeitseinrichtung der "Gesellschaft der Freunde in der Noth" im Sinne des 1. Programmpunktes auffassen. Finanziell verschuldete und verarmte Frauen durften hier für den doppelten Spinnerlohn arbeiten. Aus den fertiggestellten Waren wurde der Bedarf für die Zöglinge gedeckt, der Rest verkauft. Guido Schnaubert bemerkt in seinem Buch

"Das Lebenswerk von Johannes Falk" (Weimar 1912): "Die damalige Spinnanstalt beruhte auf denselben Grundsätzen, mit welchen die heutigen Genossenschaften arbeiten. Falks weitschauender Blick auf die Hebung des Volkswohlstandes durch eigene, richtig geleitete Arbeit bewährte sich auch hier auf das glänzendste. Und es ist sehr zu beklagen, daß seine Begabung für eine großzügige Wirtschaftspolitik in der Enge und Armseligkeit der damaligen Zeit erdrückt wurde."

Eine fromme Missionsanstalt

Falk bezeichnete sein Fürsorgewerk sehr treffend als "eine fromme Missionsanstalt, aber nicht in einem fremden Weltteil, sondern unter den jungen Heiden im eigenen Vaterland". Seine Erziehungsarbeit suchte er vor allem den Erfordernissen des praktischen Lebens anzugleichen. In seinem "Aufruf an die Weimarischen Landstände" fragt er die Volksvertreter aus überzeugtem Herzen: "Was helfen dem Staate Spitzbuben, die noch so geschickt lesen, schreiben und rechnen können? Und doch setzt man auf diese Dinge einen so ausschließlich hohen Wert, als ob die schwere Aufgabe der Erziehung mit Unterricht oder Einführung einer neuen Methode gelöst wäre!" Und fährt dann fort: "Unsere Anstalt handhabt 3 Schlüssel: Erstens den Schlüssel zum Brotschrank, zweitens den Schlüssel zum Kleiderschrank, drittens den Himmelsschlüssel, und sobald der letzte nicht mehr schließt, so stockt es auch sogleich mit den beiden ersten." Und eine andere Äußerung Falks bringt uns sein auf die Lebenswirklichkeit gerichtetes erzieherisches Bemühen anschaulich nahe: "Es vergehen oft ganze Jahre, ehe ein Bauernmädchen von dem ihr erteilten Unterricht im Schreiben Gebrauch machen kann, aber dieselbe kann keinen Fuß vor die Tür setzen, es sei nun, daß sie mit einem Korb Eier oder Butter zu Markt oder daß sie allein mit einem jungen Burschen über Land geht, oder daß sie für andere Leute spinnt oder Flachs rauft, wo sie nicht zur Ausübung der reinen Lehren des Christentums, der Ehrlichkeit, der Keuschheit, der Rechtlichkeit Gelegenheit hätte. Hier aber ist das Fundament alles Unterrichts: Religion und Moral." Mit diesen beiden, heute etwas abgestanden wirkenden Begriffen wollte Falk nichts anderes als die schlichte Tatsache bekunden, daß Bibel, Katechismus und Gesangbuch das rechte geistige und seelische Rüstzeug für den heranwachsenden Menschen in sich bergen und daß ihm dieses in Liebe und Zucht erschlossen werden muß. Er bemühte sich nach Kräften, Luther und Paul Gerhardt seinen Kindern in einer Zeit lebendig nahezubringen, wo der flache, auf die bloße Verstandesschulung bedachte Geist des Rationalismus das Bildungswesen durchtränkt hatte und eine gesunde, auf den ganzen Menschen gerichtete Volkserziehung kaum aufkommen ließ.

Falk paukte seinen Zöglingen keineswegs im überkommenen Sinne trockene Moral- und Glaubenslehren ein. Vielmehr trachtete er zu jeder Stunde danach, den Kindern, wie er selbst sagte, das Christentum praktisch "einzuleben" und "einzulieben". Mit Güte und langmütiger Geduld versuchte er, den aus der Bahn geglittenen Kindern wieder zurechtzuhelfen. Wie Christus sich unter die Zöllner setzte, die Sünderin nicht verstieß und in Gleichnissen davon sprach, daß Gott sich des verlorenen Sohnes erbarme, daß er einem hochherzigen Gastgeber gleiche, der auch die Abseitsstehenden, die Bettler und die heruntergekommenen Menschen von der Landstraße zum Festmahl herbeirufe, so erkannte auch er unter den ihm anvertrauten Zöglingen keinen "hoffnungslosen Fall" an. Zwar wurde es ihm mitnter bitter schwer gemacht, an die manchmal kaum noch spürbare göttliche Berufung dieser jungen Menschen zu glauben. Es gab unter ihnen geradezu pathologische Verbrechernaturen. Er wurde von ihnen belogen, bestohlen und niederträchtig hintergangen. Und doch hat sein glutvolles Wesen, das sich fest im Glauben an Gottes von Sünden rettende Kraft gründete, einen sehr großen Teil der verarmten und verkümmerten jungen Seelen wieder auf die rechte Fährte des Lebens gebracht und sie zu tüchtigen Menschen erzogen.

Der gütige Herr Rath

Mit der Betreuung seiner Zöglinge bürdete sich Falk eine Riesenlast auf seine Schultern. Täglich galt es, schwerwiegende Entscheidungen zu fällen: Hier wollten Neuankömmlinge Aufnahme finden; da mußte eine Sammlung bei der Bevölkerung eingeleitet werden, weil die finanziellen Mittel in keiner Weise mehr zulangten. Dort hieß es, einen verdrossenen Handwerksmeister wieder zu besänftigen,

weil er des ihm in die Lehre gegebenen Zöglings nicht mehr Herr werden konnte. Aufgaben über Aufgaben, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten türmten sich vor dem "gütigen Herrn Rath", wie er jetzt von allen schlichten Bürgers- und Bauersleuten ehrerbietig genannt wurde. In seiner Wohnung war ein ewiges Kommen und Gehen. Mit Rat und Tat mußte er täglich seinem Mitarbeiterkreis zur Seite stehen. Seine Tochter Rosalie schrieb: "Feste Stunden, wo seine Tür verschlossen gewesen wäre, kannte mein Vater nicht. Sollten Leute, die oft meilenweit vom Lande hereingekommen waren, unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen? Nein, lieber, verschob er die eigene Eßstunde bis zum späten Nachmittag. Dann wurde wohl von der Mutter eines ihrer Kinder an ihn abgeschickt, um ihn zu Tisch zu rufen. Nur zu häufig war auch diese Mahnung vergeblich. "

Falks erste Wohnung am Weimarer Marktplatz reichte bei der ständig wachsenden Zahl der Zöglinge bald nicht mehr aus. Herbst 1817 fand er an der Esplanade, der jetzigen Schillerstraße, ein ziemlich geräumiges Anwesen, das seinen Zweck als Heimstätte für die Kinder entschieden besser erfüllte. Neben den nötigen Wohn- und Schulräumen konnte er sogar einen Betsaal herrichten lassen, in dem sich das junge Volk zur Andacht und zur Sonntagsschule zusammenfand. Doch mußte er schon nach 4 Jahren diese schöne Wohnung wieder verlassen, da ein kaltherziger Hofmakler das Grundstück aufgekauft und Falk die Kündigung ausgesprochen hatte. Das war ein harter Schlag. 8 Tage vor dem Auszugstermin wußte er noch nicht, wohin er mit seiner großen Kinderschar ziehen sollte. Schließlich bot man ihm das uralte, ziemlich zerfallene Quernersche Haus in der Luthergasse gegenüber dem Marstall an. Obwohl Falk äußerte, "nicht tot wünsche ich mich in dieses Haus", gab es keinen Ausweg für ihn. Er nahm es schließlich als Gottes Fügung hin. Als er am 1. April 1821 in dieses Gebäude zog, sang er mit seinen Kindern das trutzige Lutherlied "Ein feste Burg ist unser Gott". Zur Erinnerung an unseren Reformator, der auf seinen Reisen über Weimar unter diesem Dache einst gewohnt haben soll, gab er seinem neuen Heim den Namen "Lutherhof". Da das alte Haus trotz Umgestaltung im Innern nicht genügend Räumlichkeiten aufzuweisen hatte, entschloß er sich zu einem Neubau. Im Frühjahr 1823 legten die Bauleute den Grundstein. Die Jungen des Lutherhofes mußten beim Steine- und Balkenschleppen rüstig mit zupacken. Aber erst im Jahre 1826, dem Todesjahr des Heimvaters, konnte der Bau vollendet werden.

Der Fortgang seines Erziehungswerkes war ständig in Frage gestellt. Geldmangel, Teuerung, Hungersnot, seine schwache Gesundheit und nicht zuletzt häßliche Anfeindungen von eng begrenzten Weimarer Spießbürgern und Behörden, die den Sinn seines großen Erziehungswerkes nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, stellten sich ihm immer wieder hemmend in den Weg. Und persönliches Herzeleid blieb ihm auch *nach* dem bitteren Jahr 1813 nicht erspart. Im März 1819 starb sein 17jähriger, zu großen Hoffnungen berechtigender Sohn Eduard plötzlich an einer Hirnhautentzündung, gerade als er die Universität beziehen sollte. Und kurz nach dem Einzug in den Lutherhof verschied sein kleiner Sonnenschein, die 6jährige Angelika. So verlor Falk zu seinen Lebzeiten insgesamt 6 eigene Kinder. Von den übrigen 4 starben 2 ebenfalls noch in verhältnismäßig jungen Jahren. Nur 2 erreichten ein hohes Alter.

So wurde ein eigenes Kind nach dem anderen der abgehärmten Mutter jäh entrissen, während fremde Kinder Einlaß begehrten. In seinem Tagebuch schrieb Falk: "Den folgenden Tag kamen noch 4 Kinder aus Weilar mit einem Empfehlungsschreiben des dortigen Pastors. Mein Sohn Eduard stand noch auf der Bahre. Wir haben sie nicht abgewiesen. Der Name des Herrn sei gelobt!" Nichts kann die unbeugsame Glaubenszuversicht dieses Mannes wohl ergreifender zum Ausdruck bringen als jene schlichte Eintragung. Und seine schwergeprüfte Frau stand ihm in dieser edlen Gesinnung allezeit tapfer und selbstlos zur Seite. Schon im Jahre 1816, als sich Falk durch eine große Hungersnot und Teuerung vor die Notwendigkeit gestellt sah, einen Teil seiner Zöglinge zu entlassen, hatte sie ihr bislang sorgsam gehütetes Familienerbgut, kostbare alte Schmuckstücke, im Pfandhaus eingelöst, nur um das Institut zu erhalten. So brauchte Falk nicht eines der ihm anvertrauten Kinder wieder auf die Straße zu schicken.

Es lag ihm ganz besonders am Herzen, seine Fürsorgearbeit nicht nur im ursprünglichen Umfang aufrechtzuerhalten, sondern beständig zu erweitern. Dabei hatte er schwere Kämpfe mit dem großherzoglichen Regierungsconseil zu bestehen, der ihm immer wieder anriet, die Zahl der Zöglinge einzuschränken. Er verlangte vor allem, daß nur Kinder aus dem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach aufgenommen werden sollten, und drohte Falk verschiedentlich, ihm den jährlichen staatlichen Unterstützungsbeitrag für das Institut zu entziehen, wenn er dieser Anweisung nicht Folge leiste. Falk aber ließ sich nicht davon abbringen, auch für die landesfremden Kinder ein offenes Herz zu haben, falls sie seiner Hilfe bedurften. Was für die damalige Zeit der Kleinstaaterei und des noch recht engen konfessionellen Denkens ungewohnt kühn war, tat Falk: Er band die Aufnahme in sein Institut weder an Geschlecht, Stand, Landesherkunft noch Konfession. Kein Kind wies er ab, sobald wirkliche Not vorhanden war. Als sich einmal ein lahmer 16jähriger Bettelknabe aus dem zum Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen gehörenden Arnstadt auf 2 Krücken nach Weimar geschleppt hatte, um Falk im Namen Christi um Erbarmen anzuflehen, gab es für ihn kein Zögern. In seinem Tagebuch finden wir die Eintragung: "Sollte ich ihn abweisen? Was soll ich dann an jenem Tage antworten, wenn der Herr zu mir sagt: ‚Ich bin hungrig gewesen, und du hast mich nicht gespeist, ich bin nackend gewesen, und du hast mich nicht bekleidet. Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!'? Eine milde Anstalt soll zugleich eine christliche, d. h. eine allgemein menschliche sein und kann sich auf so engherzige Unterscheidungen nicht einlassen. "

Letztes schriftstellerisches Schaffen

In den Jahren nach 1813 hat Falk kaum noch Zeit gefunden, sich schriftstellerischen Plänen zu widmen. Das, was sich der durch die nervenaufreibende Leitung des Instituts ständig überarbeitete und überforderte Mann in spärlichen Nachtstunden an geistigen Werken noch abrang, sollte vorwiegend dem Unterhalt seiner Zöglinge dienen. Von folgenden 3 Büchlein kam der gesamte Erlös dem Aufbau des Lutherhofes zugute: "Das Vaterunser, in Begleitung von Evangelien und uralten christlichen Chorälen, wie solches in der weimarischen Sonntagsschule mit den Kindern gesungen und durchgesprochen wird"; "Der christliche Glaube mit Chorälen und Kupfern, wie solcher im Lutherhofe zu Weimar mit den Zöglingen der Freunde in der Noth gesungen und volksmäßig durchgesprochen wird"; "Dr. Martin Luther und die Reformation in Volksliedern". Zu landesgeschichtlichen Darstellungen der Kriegsperiode (1806-13) wird heute noch oft sein schon erwähntes "Kriegsbüchlein ", das er kurz nach 1813 veröffentlicht hatte, als Quelle verwendet. Und von besonderem Wert für die Goethe-Forschung sind seine in Buchform zusammengefaßten Aufzeichnungen "Goethe, aus näherem persönlichem Umgang dargestellt", die seiner Verfügung gemäß erst nach Goethes Tod (1832) der Öffentlichkeit übergeben wurden. Nicht viele Zeitgenossen des größten deutschen Dichters hatten so gute Gelegenheit gehabt wie Falk, ihn als Dichter wie als Menschen aus langjährigem persönlichem Verkehr und Gedankenaustausch beurteilen zu können. Das Wesensbild, das er uns von Goethe vermittelt, trägt daher auch ziemlich wirklichkeitsgetreue, treffsichere und durch keine Idealisierung verbrämten Züge, wenngleich er sich in der Wiedergabe der Gespräche zwischen Goethe und ihm Freizügigkeiten erlaubt hat, die spätere Goethe-Biographen, vor allem Friedrich Wilhelm Riemer, heftig beanstanden zu müssen glaubten.

Nebenbei verfaßte Falk noch eine größere Anzahl Gedichte und Lieder eigens für seine Zöglinge. In Norddeutschland bürgerte sich das "Seemannslied" ein, das im Volksliederanhang unserer älteren Kirchengesangbücher noch zu finden ist:

„Wie mit grimm'gem Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor des Sturmwinds Schlägen!
Einer ist, der in der Nacht,
Einer ist, der uns bewacht:
Christ, Kyrie, Du wandelst auf der See."

Doch sonst sind alle seine Dichtungen heute längst der Vergessenheit anheimgefallen. Nur sein Weihnachtslied, das mit ganz wenigen einfachen Strichen die Versöhnungsbotschaft Gottes ausrichtet und unser Herz zu freudigem Mitschwingen gewinnt, ist Volksgut geworden und wird es wohl für alle Zeit auch bleiben: das Lied ,,0 du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit". Kurz vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1819 hatte Falk nach so manchen vorangegangenen Sorgen, Lasten und Enttäuschungen plötzlich mehrere große Freuden auf einmal erlebt: Gönner hatten ihm eine ansehnliche Fuhre Brennholz ins Haus gesandt, um die Feuerung für den Rest des Winters sicherzustellen. Aus Leipzig war eine unvorhergesehene Geldspende eingetroffen und hatte den Institutsleiter in die Lage versetzt, drückende Schulden abstoßen und den Kindern einige Kleinigkeiten auf den Gabentisch legen zu können. Endlich war auch noch ein aus der Anstalt geflüchteter, besonders hartgesottener Bursche ganz freiwillig und in aufrichtiger Reue zu ihm zurückgekehrt. Voll innerem Jubel schaute deshalb Falk vom Fenster auf die verschneite, in vorweihnachtlicher Erwartung daliegende Stadt. Immer wieder summte er die anmutige und so eingängige sizilianische Volksweise vor sich hin, die er kurz zuvor von durchreisenden italienischen Straßensängern vernommen hatte. Da mochten sich beinahe wie von selbst zu dieser Melodie die schlichten Worte in seinem Mund geformt haben, die mit ihr zusammen bald in alle Häuser und Stuben, Kirchen, Straßen und Plätze der weihnachtfeiernden Christenheit' einziehen sollten:

,,0 du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ward geboren.
Freue dich, freue dich, o Christenheit!"

Arme verwaiste Kinder waren es, die dieses Lied zum Christfest des Jahres 1819 erstmalig mit ihrem frommen Pflegevater anstimmten. Heute hat es sich in die Herzen der ganzen Christenheit eingesungen. Überall dort klingt es auf, wo sich dankbare und freudig bewegte Menschen unter dem trauten Lichtschein des Kerzenbaumes zusammengefunden haben.

Abschied von Leben und Werk

Im Herbst des Jahres 1825 waren Falks Kräfte endgültig verbraucht. Ein heftiges und verzehrendes Gichtleiden warf ihn auf das Krankenbett. Unter qualvollen körperlichen Schmerzen rang er wochenlang mit dem Tode. Doch auch jetzt galt sein ganzes Denken und Fühlen nur dem Institut. Abwechselnd diktierte er seiner Tochter Rosalie und einem seiner Schüler wichtige Briefe und andere geschäftliche Notizen in die Feder. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich zusehends. Noch schleppte sich der sterbenskranke Mann über die Schwelle des Jahres 1826. Am 14. Februar aber schloß er für immer seine Augen. Mit 58 Jahren hatte ihn Gott nach einem verhältnismäßig kurzen, doch wahrhaft erfüllten Leben heimgerufen.

Nach seinem Tode führte die tapfere Lebensgefährtin in Verbindung mit dem Lehrer Rettner die Anstalt weiter. 1830 übernahm das Weimarische Großherzogtum die Oberleitung. Die Zahl der Zöglinge wurde jetzt freilich nach dem Willen der Landesregierung beträchtlich vermindert. Die in ein Gebäude am Schwansee zu Weimar übersiedelte "Landeserziehungsanstalt für verlassene und verwahrloste Kinder" bestand noch bis zum Jahre 1929 unter der Bezeichnung "Falk'sches Institut" weiter. Dann wurde sie in ein Kindererziehungsheim der staatlichen Fürsorge umgewandelt. Heute ist in diesem Gebäude ein städtischer Kinderhort untergebracht, der den Namen "Falk-Heim" noch beibehalten hat.

Mag auch das eigentliche Lebenswerk von Johannes Daniel Falk die Zeiten nicht überdauert haben, so lebt es dennoch in dem großen Werk der Inneren Mission unserer Kirche weiter. Johannes Falk war einer ihrer tatkräftigsten Wegbereiter in Deutschland. Seine Fürsorgeanstalt in Verbindung mit der Sonntagsschule fand allerorten in Deutschland, ja auch jenseits seiner Grenzen Zustimmung und Nachahmung.

Schon zu seinen Lebzeiten bestanden in Ilmenau, Jena und Eisenach Zweiganstalten mit Sonntagsschulen. 1818 gründete sein Schüler Karl Reinthaler im Augustinerkloster zu Erfurt das Martinsstift nach dem Muster des Weimarer Instituts. Im Jahre 1819 stiftete Graf Adalbert v. d. Recke- Vollmarstein, durch Falks Beispiel angeregt, die" Gesellschaft der Menschenfreunde in Deutschland" und rief in Düsseldorf ein großes Fürsorgewerk ins Leben. Selbst auf die Schweiz und auf Amerika wirkte Falk befruchtend. Nicht zuletzt ist auch ein Mann wie Johann Heinrich Wichern, der bekannte Begründer des "Rauhen Hauses" in Hamburg, von derselben Idee wie Falk ausgegangen, "eine fromme Missionsanstalt unter den jungen Heiden im eigenen Vaterland" zu errichten.

Glaubensfroher Dienst

Der große Menschen- und Kinderfreund hat in seiner Erziehertätigkeit nicht wenige Enttäuschungen erleben und Rückschläge in Kauf nehmen müssen. Dennoch ist es ihm im Laufe von nur 13 Jahren gelungen, mehrere hundert Kinder einem Wege zuzuführen, auf dem sie, um mit den Worten Reinthalers zu sprechen, "ihre Wanderschaft hienieden als tüchtige Gesellen fortsetzen konnten, um als fromme Meister einmal droben auch die Heimat zu erlangen."

Falk schaffte dieses Außergewöhnliche nicht nur, weil er über ausgeprägt organisatorische und pädagogische Fähigkeiten verfügte, sondern vor allem, weil er in seinem Leben zu einem Manne gereift war, der Gott gelten ließ und ihm in allen Dingen fest vertraute. Aus dem Worte Gottes schöpfte er Trost, Kraft und Hilfe. Und auf dieses Wort als dem reinen Quell der Weisheit und Erkenntnis wies er seine ihm anvertrauten Kinder mit eindringlichem Ernst.

Doch hörte und lehrte er nicht nur das Wort, sondern trug es auch durch die Tat ins Leben. Nur ein Glaube, der Früchte ansetzt, galt ihm als echt. In seinem Tagebuch, das er unter dem Titel "Mein Leben vor Gott" führte, finden wir u. a. die mahnende Aufzeichnung: "Nur eine fortgesetzte Heiligung durch tätige Liebe, daß wir für andere, nicht aber bloß für einen himmlischen Glaubensegoismus leben, kann uns zu echten Schülern Jesu Christi machen. Wehe dem, der vergißt, daß derselbe Gott, der ihm die Bibel gegeben, ihm auch die Hände und die Augen gegeben hat!"

Falk hatte einen klaren Blick dafür, daß es auf die rechte Einheit von Wort und Werk, von Glaube und Liebe, von Gebet und Arbeit in unserem irdischen Leben ankommt und daß das eine nicht ohne das andere bestehen kann. So sagte er einmal: "Eine Grundidee von deutscher Volkserziehung ist durch unsere Anstalt im Fundament erfaßt: Luther und die Bibel rufen auf der einen Seite "Bete!". Und hundert sausende Webstühle und hämmernde Ambosse und Schmieden antworten auf der anderen Seite: "Arbeite!" Wenn dieser fromme Kinderchorus recht zusammenklingt und -singt, so ergibt das einen schönen, feurigen Lob- und Dankpsalm."

Das beständige Trachten nach dieser gesunden, kraftvollen Harmonie bewahrte ihn vor eitler Scheingläubigkeit ebenso wie vor der Versuchung, welcher Tatmenschen leicht zu erliegen drohen, sich in den eigenen Leistungen zu spiegeln und vor Gott auf die persönlichen Verdienste zu pochen. Sein Lebenswerk empfand er schlicht und demütig als ein gnädiges Geschenk Gottes, wie es seine eigenen Worte kundtun: "Ich war ein Lump mit tausend anderen Lumpen in der deutschen Literatur, die dachten, wenn sie an ihrem Schreibtisch säßen, so sey der Welt geholfen. Es war eine große Gnade Gottes, daß er, anstatt mich als Schreibpapier zu verarbeiten, mich als Charpie * benutzte und in die offene Wunde der Zeit legte."

*Verbandsstoff, aus gezupfter Leinwand

So können wir die von ihm im Hinblick auf sein Ende verfaßten und später in seinen Grabstein eingemeißelten kindlich anmutenden Verse, die uns eingangs begegneten: "Unter diesen grünen Linden / Ist durch Christus frei von Sünden / Herr Johannes Falk zu finden. . ." wohl auffassen als das Bekenntnis und Vermächtnis eines vom Leid heimgesuchten, von seiner Schuldnerschaft überzeugten, doch im Glauben geborgenen und durch selbstlose, hingebungsfreudige Liebe für die empfangene Vergebung tätig dankbaren Herzens.

Es will auch uns Menschen dieser Zeit rufen und ermuntern, mit glaubensfroher Zuversicht an unser Werk zu gehen und uns des gestrauchelten und gefallenen, des verfolgten und verlassenen, körperlich oder seelisch darbenden Bruders in Liebe anzunehmen, ihm aufzuhelfen im Blick zu dem, dessen unumstößlich klare Verheißung unseren Weg zielwärts erhellt:

" Was *ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern - das habt ihr mir getan."*

Niederschrift nach einem am 1. Nov. 1953
in Waldenburg (Sachs.) gehaltenen Vortrag
im November 1954, letzte Überarbeitung April 1956.

Unter gleichem Titel abgedruckt als Heftchen:
Berlin, Evang. Verlagsanst. 1956. 32 S.
Desgl. Stuttgart, Verl. ‚Junge Gemeinde' 1957. 23 S.

Die hier wiedergegebene Fassung ist identisch
mit dem Text des Stuttgarter Heftchens.

"Nun muss der kommen, der dein Kreuz aufrichtet"

Jochen Klepper zum Gedächtnis

Vor 20 Jahren - am 11. Dezember 1942 - schied der Dichter und Schriftsteller Jochen Klepper noch vor Vollendung seines 40. Lebensjahres mit seiner Frau und seiner Stieftochter Renate freiwillig aus dem Leben, nachdem sich die drohende Zwangsdeportation der jüdischen Familienangehörigen nicht mehr hatte abwenden lassen. Dieser Tag gibt Anlass, seines Lebens, seines Werkes und seines besonderen Schicksals zu gedenken.

Aufgeschlossen den Problemen der Zeit gegenüber, voller Pläne, voller Schaffenslust und voller Vertrauen in sein dichterisches Talent war der junge aus Beuthen an der Oder stammende Pfarrerssohn Ende der zwanziger Jahre über Breslau nach Berlin gezogen, um dort bei Rundfunk, Film und in der Literaturbranche sein Glück zu machen. Das theologische Studium hatte er unabgeschlossen hinter sich gelassen. Diesem Absprung waren schwere innere Wirren und Krisen vorausgegangen. Sie wirkten auch noch eine Weile nach. Durch die Liebe zu der elf Jahre älteren jüdischen Rechtsanwaltswitwe Johanna Stein, die er im März 1931 heiratete, fühlte er sich jedoch aus allem Zwiespalt herausgerissen.

Mit dem unbekümmert heiteren Erstlingsroman **Der Kahn der fröhlichen Leute,** der herzerfrischende Begebenheiten aus dem Leben der Oderschiffer erzählt, nahm er Abschied von seiner geliebten schlesischen Heimat. Doch schon, als dieses Buch erschien (1933), hatten sich die nationalsozialistischen Machtherrscher in Deutschland etabliert. Als "jüdisch Versippter" verlor Klepper bald nach der 'Machtergreifung' seine Stelle beim Berliner Rundfunk. Zwei Jahre später musste er auch den dafür eingetauschten untergeordneten Redaktionsposten beim Ullsteinverlag unter dem Druck der Verhältnisse aufgeben. Während in Berlin die SA-Sturmbataillone aufzogen, der Führer des sog. Dritten Reiches im Massenrausch hektische Triumphe feierte, schrieb Klepper in banger Ahnung des sich ausweitenden Unheils, zugleich aber in heißem Verlangen nach einem königlichen Gebieter, der seine Macht als Auftrag Gottes unter dem Zeichen der Vergebung wahrnimmt, die Verse nieder:

Die Völker stehen ganz erstarrt in Waffen,
und der gilt viel, der neuen Tod erdenkt.
Auch wenn sie Sicheln zu den Schwertern schaffen,
bleibt dennoch nur der Untergang verhängt.

Dass sie in gutem Wahne noch vernichtet,
das ist die ärgste Wirrnis dieser Welt.
Nun muss der kommen, der dein Kreuz aufrichtet
und dieses Zeichen über alle stellt.

Die Welt in Waffen ist gar sehr entkräftet,
und mancher sieht den Trug in ihrer Macht.
Vom König, der den Blick aufs Kreuz geheftet,
von keinem sonst, wird Hilfe uns gebracht.

Nur wer das Kreuz sieht, hat von fern verstanden
die Heiligkeit im irdischen Gericht.
Wenn Könige dein Golgatha nicht fanden,
so fanden sie auch ihre Throne nicht.

Und an anderer Stelle lesen wir:

Wo Kreuze sind, hast du dich, Gott, gebunden.
Den Fahnen und den Kränzen bist du fern.
Wo Buße ist, dort bist du schon gefunden,
und über solchem Lande steht dein Stern.

Bittend und flehend schließt das letzte seiner **Königsgedichte**:

Gott, lass uns deiner Ordnung nicht entrinnen.
Bekenne dich doch noch zu unsrer Zeit.
Lass uns am späten Abend noch beginnen.
Die große Stunde ist uns noch zu weit.

Noch leben Söhne fürstlicher Geschlechter,
die du als Ordner unter uns gesandt.
Lass uns nicht ohne Mahner, ohne Wächter;
gib Könige und Propheten allem Land.

Jochen Klepper selbst bekannte sich, trotzdem er die trügerischen Zeichen durchschaut hatte und trotzdem seine Existenz infolge der den Machthabern anstößigen ehelichen Bindung gefährdet war, zu dieser seiner Zeit. Er verzog sich nicht grollend ins Exil, wie es manch anderer in entsprechender Lage getan hatte, sondern setzte sich an seinen Schreibtisch, durchforschte mit unsäglichem Fleiß geschichtliches Quellenmaterial und schrieb einen großen Roman über Friedrich Wilhelm I., den Soldatenkönig. In ihm hatte er jenen Landesvater entdeckt, den er sich für die Gegenwart ersehnte, einen König, der, obschon nicht frei von persönlicher Schuld und Unzulänglichkeit, sich selbst und sein Land unter die Botschaft des Kreuzes gestellt und sich rechtschaffen bemüht hatte, sein hohes Amt als Haushalter Gottes zu führen. Friedrich Wilhelm I. Ausspruch: "Könige müssen mehr leiden können als andere Menschen" setzte er als beherrschendes Motto über dieses Buch. 1937 erschien es unter dem Titel **Der Vater**. Obwohl es seinem Autor zunächst den Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer eintrug, wurde es doch zu einem bedeutenden Erfolg für ihn. Es erregte weithin Aufsehen und Anerkennung. Guten Freunden gelang es, Klepper eine Sondergenehmigung für die weitere literarische Tätigkeit zu erwirken. Er selbst gab ein Jahr später noch zwei Bändchen über Friedrich Wilhelm I. heraus: **In tormentis pinxit** (Unter Schmerzen gemalt) und **Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande**, die das Bild des preußischen Monarchen ergänzten und vertieften.

Der nächste Roman sollte Martin Luther und seinem Hausstand gewidmet sein. Viel Zeit und Mühe opferte Klepper den umfangreichen Vorstudien. Die eigentliche schriftstellerische Arbeit wollte hingegen nur mühevoll voranrücken, ja sie wurde ihm mehr und mehr zu Anfechtung und Qual. Die wachsende Judenverfolgung bedrohte seine familiäre Lage zunehmend. In schwierigen Verhandlungen mit regierungsamtlichen Stellen versuchte er angestrengt, den Seinen Schutz zu verschaffen. Dabei rieb er seine Kräfte auf. Zwar gelang es ihm, seine ältere Stieftochter Brigitte noch rechtzeitig vor Kriegsausbruch in England in Sicherheit zu bringen. Für Renate, die jüngere, und für seine Frau war es 1942 jedoch zu spät, nachdem sich mannigfache Bemühungen, eine Ausreisegenehmigung nach dem neutralen Ausland zu erlangen, zerschlagen hatten und nachdem im Jahr zuvor sein freiwilliger Eintritt in den Heeresdienst ebenfalls keine Wendung hatte herbeiführen können. So suchte er schließlich im Dezember 1942 mit seiner Familie in dem übermächtigen Verlangen, von aller Erdenqual entrückt und des ewigen Friedens teilhaftig zu werden, den gemeinsamen Tod.

Von dem begonnen Roman gab 1951 Kurt Pagel das erste abgeschlossene Kapitel unter dem Titel **Die Flucht der Katharina von Bora** heraus, das schmerzlich erkennen lässt, welches groß angelegte Werk hier im Entstehen begriffen war.

1956 erschienen aus dem Nachlass Kleppers Tagebuchaufzeichnungen der Jahre 1932-1942, betitelt **Unter dem Schatten deiner Flügel**. Sie offenbaren der Nachwelt in erschütternder Offenheit die inneren und äußeren Schwierigkeiten, Nöte und Leiden der vom nationalsozialistischen Regime verfemten Menschen. Mochte es Klepper aus angestammtem lutherischen Obrigkeitsgehorsam ferngelegen haben, sich aktiv in die Widerstandsfront gegen die Hitlerherrschaft einzureihen, so ist er doch in den entscheidenden Punkten stets fest geblieben: Seiner Familie hat er in wahrhaft aufopfernder Weise die Treue gehalten; seinen christlichen Glauben hat er unverdrossen bekannt und sich von keiner staatlichen Kritik daran hindern lassen.

Das Kriegstagebuch des Jahres 1941 mit dem Titel **Überwindung** und vor allem auch die 1960 von Eva-Juliane Meschke herausgegebene Briefsammlung **Gast und Fremdling** stellen uns noch einmal den Menschen Jochen Klepper in all seiner schlesischen Liebenswürdigkeit und Betulichkeit, seiner dichterischen Empfindsamkeit, seinem pedantischen Häuslichkeits- und Ordnungssinn, aber auch in seiner preußisch ernsten Pflichtauffassung und seiner unbedingten Gottesgewissheit vor Augen. In dem Sammelbändchen **Nachspiel** des Eckart-Verlages finden wir einige der wesentlichsten literarischen Beiträge vereint, die Klepper in Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht hat. Besondere Beachtung verdienen "Der christliche Roman" und "Das göttliche Wort und der menschliche Lobgesang". Beide Aufsätze lassen erkennen, wie sehr Klepper, obwohl er es einst abgelehnt hatte, die Kanzel zu besteigen, um sich statt dessen als freischaffender Schriftsteller zu betätigen, im Grunde seines Herzens doch Theologe geblieben ist. Er erhebt es hier geradezu zum Programmpunkt, sich als Schriftsteller aller künstlerischen Eigenregungen zu enthalten, um Gottes frohe Botschaft rein und lauter auslegen und verkündigen zu können.

Aus solcher Gesinnung hatte er inmitten der notvollen Jahre des 'Dritten Reiches' einen Kirchenliederzyklus unter dem Namen **Kyrie** ausgehen lassen, dessen Verse bei aller Schlichtheit ihrer sprachlichen Gestaltung vielen Menschen bis zum heutigen Tag Trost, Hilfe und Zuversicht geschenkt haben. Diesen Dienst werden sie ganz gewiss auch in Zukunft weiter ausrichten. Ja, vielleicht dürfen wir die Gedichte des "Kyrie", die auch schon in mannigfachen Vertonungen vorliegen und zu einem Teil Aufnahme im "Evangelischen Kirchengesangbuch" gefunden haben, als sein schönstes, tiefstes und reifstes Vermächtnis gelten lassen.

Jochen Klepper gehörte zu den Stillen im Lande. Durch seinen tragischen Tod ist sein künstlerisches Lebenswerk unvollendet geblieben. Und doch können wir nichts Schöneres darüber sagen, als dass es allerorten Herzen bewegt, beschenkt und reicher gemacht hat.

Niederschrift Herbst 1962.
Abgedr. in: Die Botschaft. Hannover.
Jg. 17.1962, Nr. 49 vom 9. Dez., S. 5.



Jochen Klepper

"Gott hat sein Reich schon aufgerichtet"

Vor 60 Jahren wurde Jochen Klepper geboren

Hätte den Dichter und Schriftsteller Jochen Klepper während des Krieges nicht ein tragisches Geschick ereilt, könnten wir am 22. März mit ihm seinen 60. Geburtstag begehen. So aber gemahnt uns dieses Datum, seiner und seines Werkes rückblickend zu gedenken.

Viele Kirchengemeindeglieder kennen Jochen Klepper als Verfasser des 1938 unter dem Namen **Kyrie** erstmalig erschienenen und seitdem wiederholt aufgelegten kleinen Bandes geistlicher Lieder. Jahrzehnte hindurch hatte diese Art Dichtung in Deutschland ziemlich darniedergelegen. Als aber die Nationalsozialisten nach ihrer Machtübernahme versuchten, die Kirchen unter Druck zu setzen, um ihre inneren Bindungen aufzuweichen, erfolgte - gleichsam als Gegenreaktion - eine überraschende Neubelebung der Kirchenmusik und des Kirchenliedes. Vor allem war es der im vorigen Jahr heimgerufene Rudolf Alexander Schröder gewesen, der den Gemeinden wieder bekenntnisstarke Lieder schenkte. Ihnen hat Jochen Klepper mit seinem "Kyrie" ein ebenbürtiges Werk an die Seite gestellt. Es enthält etwa 20 Gedichte zu einzelnen Festen des Kirchenjahres, dazu noch einige andere für besondere Anlässe und Tageszeiten. Die Verse sind schlicht und einfach gestaltet und halten sich vielfach eng an den biblischen Wortlaut. Aber gerade der dem Dichter so selbstverständliche Verzicht auf künstlerisches Gestaltungsstreben, um allein Gottes Wort verkünden zu können, verleiht ihnen ihr besonderes Gepräge und die ihnen innewohnende Überzeugungskraft, denken wir z.B. an die auf Psalm 4,9 bezogenen Strophen aus dem "Abendlied":

Ich liege, Herr, in deiner Hut
und schlafe ganz mit Frieden.
Dem, der in deinen Armen ruht,
ist wahre Rast beschieden.

Du bist's allein, Herr, der stets wacht,
zu helfen und zu stillen,
wenn mich die Schatten finst'rer Nacht
mit jäher Angst erfüllen.

Dein starker Arm ist ausgereckt,
dass Unheil mich verschone
und ich, was auch den Schlaf noch schreckt,
beschirmt und sicher wohne.

Die Gedichte aus dem "Kyrie" sind mehrfach schon vertont worden. Zu bedauern bleibt, dass nur drei von ihnen Eingang in den Hauptteil des von mancherlei Schlacken zwar wohltuend bereinigten, dafür aber allzu stark archaisierten Evangelischen Kirchengesangbuches gefunden haben.

Einen großen Leserkreis hat Jochen Kleppers über 1000 Druckseiten umfassender Roman **Der Vater** gewonnen, der den Lebensweg des unter dem Beinamen "Soldatenkönig" in die Geschichte eingegangenen preußischen Monarchen Friedrich Wilhelm I. nachzeichnet. Der Autor hatte es jedoch nicht darauf abgesehen, ein Loblied auf den preußischen militärischen Drill, der mit dem Namen dieses Königs eng verbunden ist, zu singen. Ihm war es vielmehr darum gegangen, dem Mann auf dem Thron ins Herz zu blicken, in das trutzfeste und doch so angefochtene, sich sorgende, leidende und zürnende, stets aber an dem Wort der biblischen Verheißung sich aufrichtende Vaterherz. Das ist ihm in einem Maße gelungen wie sonst nur ganz selten einem Schriftsteller in der heute kaum noch gepflegten Kunstgattung des historischen Romans. Über jedem einzelnen Kapitel dieses Werkes steht als Motto ein Wort aus der Heiligen Schrift. Dem hektisch-zynischen Machtanspruch der Herrscher des 'Dritten Reiches' wurde hier die besonnene Erkenntnis Friedrich Wilhelm I. gegenübergestellt: "Könige müssen mehr leiden können als andere Menschen".

Was Jochen Klepper nach den Worten Reinhold Schneiders erst "den ihm gebührenden Rang in der geistigen Realität dieser Zeit" verschaffte, war das im Jahre 1956 aus dem Nachlass herausgegebene Tagebuch der Jahre 1932-1942, betitelt **Unter dem Schatten deiner Flügel.** Der Dichter hatte nicht in der Absicht einer späteren Veröffentlichung Tagebuch geführt, sondern lediglich, um Zwiesprache mit Gott zu halten, um all das, was ihm in den schicksalsschweren zehn Jahren beunruhigte, bedrängte und erschütterte, Gott ans Herz zu legen und dadurch für sich selbst neue Kraft und neues Vertrauen zu gewinnen. Es ist ihm, seiner jüdischen Frau und den beiden ebenfalls jüdischen Stieftöchtern wahrlich nicht wenig aufgebürdet worden: der durch die Ehe bedingte Verlust seiner ursprünglich so aussichtsreichen Position beim Berliner Rundfunk, der zeitweilige Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer, der Abriss seines Hauses infolge des Baues der Ost-West-Achse und nicht zuletzt die wachsende Verfolgung der jüdischen Staatsbürger mit ihren einschneidenden Auswirkungen bis hin zur unabwendbar gewordenen Zwangsdeportation. Doch wie ein roter Faden durchzieht dieses Buch der Ausspruch Martin Luthers: "Gott reißt das Übel nicht von der Person, sondern die Person vom Übel". Nicht ohne Seufzen, doch mit bewundernswerter innerer Fassung haben sich Klepper und die Seinen in ihr hartes Los gefügt. Als jedoch die Klaue der Machtherrscher unbarmherzig und unnachsichtig das letzte familiäre Band zu zerreißen trachtete, zerbrach die Widerstandskraft des äußerst sensibel veranlagten Mannes. In der Nacht vom 10. zum 11. Dezember 1942 wählte die Familie den gemeinsamen Freitod. Klepper war sich der Tragweite der Sünde, die er mit diesem Schritt auf sich lud, voll bewusst, doch hoffte er, auch ihrer werde sich Gott einst erbarmen. Das Tagebuch, das kommenden Geschlechtern als eines der aufrichtigsten und erschütterndsten Dokumente aus dem Zeitalter nationalsozialistischen Rassenwahns Kunde gibt, schließt mit den Worten:

"10. Dezember 1942 / Donnerstag. Nachmittags die Verhandlung auf dem Sicherheitsdienst. Wir sterben nun - ach, auch das steht bei Gott - . Wir gehen heute nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben."

Noch etliche andere Werke Kleppers von Rang und Namen ließen sich aufzählen: den unbeschwertheiteren Erstlingsroman "Der Kahn der fröhlichen Leute" (1933) etwa, der das Leben und Treiben der Oderschiffer anschaulich und humorgewürzt schildert und heute in den Heimatvertriebenen die Erinnerung an ein Stück unverwechselbar deutschen Landes wach hält, die beiden Ergänzungsbücher zum Friedrich-Wilhelm-Roman: "Der König und die Stillen im Lande" und "In tormentis pinxit" (Unter Schmerzen gemalt); nicht zuletzt aber das 1951 von Karl Pagel unter dem Titel "Die Flucht der Katharina von Bora" herausgegebene Fragment eines groß angelegten, aber unvollendet geblieben Luther-Romans. Dieses erste fertiggestellte Kapitel befasst sich mit der Flucht der Nonne Katharina von Bora aus dem Frauenkloster zu Nimbschen bei Grimma und ihrer Ankunft in Wittenberg. Gerade an diesem Bruchstück wird schmerzlich offenbar, was uns Jochen Klepper noch alles hätte geben können. Dass all unser Wissen, Wirken und Schaffen freilich ohnehin Stückwerk bleiben muss und seinen Sinn nicht in sich selbst trägt, sondern allein von Gottes Walten empfängt, hat Klepper selbst in seinem Werk immer wieder betont, so in seinem "Reformationslied":

Gott hat sein Reich schon aufgerichtet,
wenn wir noch tief im Kampfe liegen.
Selbst Tod und Hölle sind vernichtet.
Sein Wort ist Leben, Wirken, Siegen.

Gelobt sei Gott! Mit großen Scharen
hat er sein Wort zu uns gesendet,
dass wir durchs Wort zum Himmel fahren,
wenn aller Streit der Erde endet.

Niederschrift Winter 1962/63.

Abgedr. in: Oldenburger Sonntagsblatt.
Jg. 1963, Nr. 12 vom 24. März, S. 4.

Geburtstagslied

Betrachtungen zum gleichnamigen Gedicht Jochen Kleppers

Ein mit so einer biederen Überschrift versehenes Gedicht lässt kaum mehr erwarten als ein paar mit guten Wünschen für das weitere Wohlergehen ausgestattete Liebenswürdigkeiten. Im Falle dieser im Sommer 1938 niedergeschriebenen und noch im gleichen Jahr dem Bändchen "Kyrie" zugesellten fünf Strophen verhält es sich aber ganz anders. Trotz bewusst schlichter Wortwahl weisen ihre Verse in das ganz Große, Universale. Sie zeugen von der Allmacht und Majestät des Schöpfers, aber auch von seiner Liebe und Zuneigung zu jedem einzelnen Menschenkind, das sich in der unermesslichen Tiefe des Raumes und der Zeit verlassen und verloren dünkt.

In religiös fundierten Gedichten geschieht es leicht, dass sich das Ich zum Mittelpunkt erhebt. Es bekennt, wie es sich zu Gott durchgerungen hat, wie es von seinem Anruf entscheidend getroffen und gewandelt wurde, wie es Trost und Zuversicht gefunden hat. Im "Geburtstagslied" Jochen Kleppers sieht der Verfasser hingegen ganz von der eigenen Person ab. Er überlässt Gott allein das Feld. Auf ihn und die Macht seiner Gnade weist er den mit Du angeredeten geliebten Mitmenschen, dessen Geburtstag ansteht.

Wie allen anderen Gedichten in dem kleinen Band "Kyrie" hat der wegen ehelicher Verbindung mit einer Jüdin, aber auch wegen seines eindeutigen christlichen Bekenntnisses von den nationalsozialistischen Gewaltherrschern beargwöhnte und Ende 1942 gar zu Tode gehetzte Dichter auch dem "Geburtstagslied" Worte der Heiligen Schrift vorangestellt. Das Wort Gottes war ihm Ausgangspunkt all seines Denkens und Dichtens, immer aber auch in innerer Anfechtung, diesem hohen Anspruch auch wirklich gerecht werden zu können. Sein 1956 aus dem Nachlass herausgegebenes Tagebuch "Unter dem Schatten deiner Flügel" bezeugt solches eindrucksvoll. Unter dem 10.3.1936 findet sich folgende Eintragung: "Weil aber die Welt ausgerichtet ist auf ein Buch, die Bibel, ist Bücherschreiben eine so große Sache, dass es eben nicht anders als mit Zittern und Zagen vor sich gehen kann."

Ehe wir hier den einzelnen Aussagen des Gedichtes unsere Aufmerksamkeit widmen, sei nachfolgend der Text in seiner Gesamtheit vorgestellt:

Der Selige und allein Gewaltige, der König aller Könige
und Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat,
der da wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann,
welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann -
fürwahr er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns.
Denn in ihm leben, weben und sind wir. *Die Bibel*

Gott wohnt in einem Lichte,
dem keiner nahen kann.
Von seinem Angesichte
trennt uns der Sünde Bann.
Unsterblich und gewaltig
ist unser Gott allein,
will König tausendfaltig,
Herr aller Herren sein.

Und doch bleibt er nicht ferne,
ist jedem von uns nah.
Ob er gleich Mond und Sterne
und Sonnen werden sah,
mag er dich doch nicht missen
in der Geschöpfe Schar,
will stündlich von dir wissen
und zählt dir Tag und Jahr.

Auch deines Hauptes Haare
sind wohl von ihm gezählt.
Er bleibt der Wunderbare,
dem kein Geringstes fehlt.
Den keine Meere fassen
und keiner Berge Grat,
hat selbst sein Reich verlassen,
ist dir als Mensch genaht.

Er macht die Völker bangen
vor Welt- und Endgericht -
und trägt nach dir Verlangen,
lässt auch den Ärmsten nicht.
Aus seinem Glanz und Lichte
tritt er in deine Nacht:
Und alles wird zunichte,
was dir so bange macht!

Nun darfst du in ihm leben
und bist nie mehr allein,
darfst in ihm atmen, weben
und immer bei ihm sein.
Den keiner je gesehen,
noch künftig sehen kann,
will dir zur Seite gehen
und führt dich himmelan.

Trotz verhaltener Ausdrucksweise und des Verzichtes auf sprachliches Gepränge wohnen dem Gedicht Bauelemente inne, die Gemeinsamkeiten mit einer sinfonischen Komposition aufweisen. Die schroffe Gegenüberstellung zweier völlig unterschiedlich gearteter Themen zu Beginn, die dann folgende Verflechtung miteinander und schließlich ihre Auflösung zu neuer, befreiender Harmonie schließt Wesenszusammenhänge des Weltganzen auf im Sinne des großen göttlichen Kontrapunktes, der allem Geschehen Stimme, Klang und Erfüllung zukommen lässt.

Ohne Umschweife, ganz unmittelbar und mit nüchterner Selbstverständlichkeit umreißt der Dichter in zwei knappen Sätzen die Situation, der wir Menschen ausnahmslos ausgeliefert sind. Er enthüllt den Grund unserer tragischen Weltverlorenheit in seiner ganzen Tiefe und Schwere:

Gott wohnt in einem Lichte,
dem keiner nahen kann.
Von seinem Angesichte
trennt uns der Sünde Bann.

Eine schier unüberbrückbare Kluft hat sich zwischen Gott und uns gesenkt. Die ursprünglich projizierte gradlinige Verbindung zu ihm haben wir Menschen durch eigenes Verschulden getilgt. So finden wir uns vor als auf uns selbst Zurückgeworfene, unvermögend, den über uns verhängten Bann von uns aus wieder zu lösen. Ohne pathetische Aufdringlichkeit, doch mit zwingender, geradezu unerbittlicher Vollmächtigkeit setzt, nachdem der weltenweit gespannte Rahmen abgesteckt worden ist, das majestätische Leitthema ein und kündet den unbedingten, unumschränkten Herrschaftsanspruch Gottes:

Unsterblich und gewaltig
ist unser Gott allein,
will König tausendfaltig,
Herr aller Herren sein.

Vor Gott gibt es kein Ausweichen, kein Entrinnen. Er, der "in einem Lichte wohnt, dem keiner nahen kann", dem wir uns entfremdet haben, fordert dennoch unsere Anbetung und unseren Gehorsam. Er duldet keine anderen Herren neben sich.

Auf dieses harte, durchdringende Majestoso der Trompeten und Posaunen folgt - gleichsam von Streichern und Holzbläsern vorgetragen - das Gegenthema. Es mutet mild, warm, gewinnend in seinem Klangbild an, wiewohl es sich in seiner Linienführung durchaus klar und bestimmend vom ersten Thema abhebt:

Und doch bleibt er nicht ferne,
ist jedem von uns nah.

Es will die eherne Strenge der ersten Aussage nicht im geringsten einschränken oder gar bestreiten, wohl aber um Wesentliches ergänzen:

Ob er gleich Mond und Sterne
und Sonnen werden sah,
mag er dich doch nicht missen
in der Geschöpfe Schar.

Ohne sich lockend und werbend aufzuspielen, gewinnt das zweite Thema immer mehr an Melodik und Gehalt. Es bezeugt, wie sehr der Allmächtige trotz seiner erhabenen Königswürde an einem jeglichen seiner Menschengeschöpfe hängt und sich nach dessen Vertrauen sehnt:

Will stündlich von dir wissen
und zählt dir Tag und Jahr.

Er, der selbst alles weiß und sieht, Tage und Jahre zumisst, möchte dennoch vom Menschen selbst die Antwort hören. Ja, noch weiter schreitet dieses Thema und erfüllt auch das scheinbar ganz Nebensächliche und Unwesentliche mit seinem warmen Anhauch:

Auch deines Hauptes Haare
sind wohl von ihm gezählt.
Er bleibt der Wunderbare,
dem kein Geringstes fehlt.

Nun aber meldet sich in unverminderter Kraftfülle und Weite das erste Thema wieder:

Den keine Meere fassen
und keiner Berge Grat ...

Doch es will nicht mehr in strenger Ausschließlichkeit mit hämmerndem Paukenschlag alles um sich zum Schweigen bringen. Mit dem zweiten Thema schließt es sich versöhnend zum Kreis und kündet mit ihm zusammen im Unisono das Ja des Schöpfers zu seinem Geschöpf:

hat selbst sein Reich verlassen,
ist dir als Mensch genaht.

Der Höhepunkt des Gedichtes ist erreicht, die entscheidende Aussage getan. Der Unsterbliche, der Hehre und Gewaltige hat sich in seine Schöpfung zurückbegeben. Er ist selbst als Mensch auf die Erde gekommen und hat sich dem Gefallenen liebend zugewendet.

In knappster kontrastierender Aussage stehen sich beide Themen in der 4.Strophe noch einmal gegenüber, doch lässt gerade die schroffe Aufeinanderfolge die ganze Spannweite von Gottes Vaterwesen uns offenbar werden. Es ist beharrend, ja sogar furchterheischend, doch zugleich voller Zuneigung und Hingabe:

Er macht die Völker bangen
vor Welt- und Endgericht -
und trägt nach dir Verlangen,
lässt auch den Ärmsten nicht.

Wir leben im Zeitalter atomarer Vernichtungsstrategie. Staaten und Völker zittern vor drohendem Verderben. Derselbe Gott aber, der die apokalyptischen Reiter über die Erde gesandt hat, ringt um die Seele selbst des Entferntesten. Er will sie vor dem klaffenden Abgrund zurückreißen. So enthüllt sich das Geheimnis des Glaubens allein von Gott her. Er selbst facht ihn in uns an. Er zersprengt die ehernen Fesseln und tritt in unseren Bannkreis. Zu glauben vermag nur einer, der sich von Gott gerettet sein lässt:

Aus seinem Glanz und Lichte
tritt er in deine Nacht:
Und alles wird zunichte,
was dir so bange macht!

Mit jähem Schlage zerstiebt die Angst vor dem Unheimlichen und Unheilvollen, löst sich das drückende Gewicht der persönlichen Schuld von unserem Herzen. Ein anderer, Christus, hat sie auf sich genommen, hat für uns gelitten, gesühnt und überwunden. Wo er kommt und angenommen wird, ist Sieg, ist Leben, ist wiedergeschenkte Freiheit.

Nach dem erdrückenden, schier ausweglosen Beginn, welch schwereloser Ausklang! Beide Themen durchdringen sich gegenseitig in fugenartigem Linienspiel. Trost, Frieden und tiefinnere Beseligung strömt aus jeder Zeile:

Nun darfst du in ihm leben
und bist nie mehr allein,
darfst in ihm atmen, weben
und immer bei ihm sein.

Noch einmal klingen zum Schluss die Grundakkorde auf, noch einmal markieren sie das weiträumig abgesteckte Spannungsfeld dieses Gedichtes, doch läutern, lösen, versöhnen sie sich zu strahlender Harmonie, die die frohmachende Verheißung in sich schließt:

Den keiner je gesehen
noch künftig sehen kann,
will dir zur Seite gehen
und führt dich himnmelan.

Der hier unternommene Versuch, Parallelen zwischen einem ganze 40 Verszeilen umfassenden Erzeugnis der Lyrik und der ins Riesenhafte gesteigerten Tonarchitektur eines Bachschen Oratoriums oder einer Sinfonie Anton Bruckners zu ziehen, mag fragwürdig erscheinen und sollte nicht überstrapaziert werden. Dennoch gibt es so manches Verbindende. Trotz ganz unterschiedlicher Empfindungs- und Ausdrucksweisen künden die Musiker wie der Dichter das gleiche: Gott regiert unumschränkt und unaufhaltsam nach seinem Plan und Willen. Mag die Hölle aufbrechen, mag Gott in unnahbarer Ferne scheinbar versinken, der Sieg ist dennoch sein. Der Mensch aber bleibt mit aller Natur, die ihn umgibt und deren Teil er ist, eingefriedet in seine Fürsorge. Alles, was ihn erschreckt und ängstigt, hat Gott in Wirklichkeit schon überwunden.

Unter Musik versteht man gemeinhin die Fähigkeit des Menschen, sich in Tönen auszudrücken. Solcher Kunst ist der Mensch aber nur mächtig, weil die ganze Schöpfung selbst lauter Musik ist, weil sich ihr heilsgeschichtlicher Weitergang als eine tiefverzweigte Sinfonie urgewaltigen Ausmaßes darbietet. Der Mensch kann nicht mehr, als den Klängen und Rhythmen der ihn umgebenden Sphäre nachlauschen, nachempfinden und ihrer inneren Gesetzlichkeit entsprechend nachschaffen.

Ebenso verhält es sich mit der Dichtung. Welt und Leben gründen sich allein auf Gottes Wort. Der Dichter kann nur Gedanken hervorholen und aussprechen, die Gott seiner Schöpfung eingeschrieben hat. Alle Kunst ist schöpferischer Nachvollzug mit dem unzulänglichen Mittel menschlichen Denk- und Formvermögens. Nur wenige Kunstwerke, die großes Können verraten, gehören der wirklich großen Kunst an; denn große Kunst ist auch im Kleinen, im Detail dem Universalen aufgeschlossen, weiß sich ihm zugeordnet. Sie sucht den ganzen Gedanken, die ganze Wahrheit, die der Schöpfung innewohnt, zu erfassen und ihre Tiefe in Ton, Wort oder Bild transparent erfahrbar werden zu lassen. Sie lehnt es ab, mit mutwillig aus dem Ganzen herausgebrochenen Splittern tändelnd zu spielen. Große Musik ist ganz Wort, ist Offenbarung, und wahrhaft große Dichtung ganz Musik, ganz klingende Verkündigung. So betrachtet, berührt sich das "Geburtstagslied" Jochen Kleppers in seinem Wesen, seinem Aufbau und seiner Aussage denn auch ganz eng mit der orchestralen Klangwelt unsterblicher Tonschöpfungen. In seiner schlichten Sprache lässt es uns unmittelbar mitempfinden, miterleben, wie Gott, der unsichtbar über alles Geschehen hinausragt, dennoch mitten in unsere Welt und unsere Zeit hineinwirkt, wie er, der in universalen Räumen denkt und lenkt, sich auch die kleinste und unscheinbarste Alltäglichkeit zugeordnet hat und nichts verloren gibt.

Der Mensch unserer Tage will es oft nicht mehr wahrhaben und begreifen, wie er mit seiner ganzen menschlichen und natürlichen Existenz ganz und gar einbezogen ist in den Bereich göttlicher Allmacht, göttlichen Herrschaftswillens und göttlicher Liebe. Kühn und stolz erfüllt er den Erdkreis mit den Werken seines an sich bewundernswerten Geistes. Er baut gigantische Kraftwerke. Seine Sputniks und Raketen durchjagen den Weltraum. Er verringert das Elend der Massen, besiegt Krankheiten, ermöglicht Wohlstand und Lebensfreude. Auf Gott glaubt er nicht mehr angewiesen zu sein. Von Verantwortung ihm gegenüber will er nichts hören, will er nichts wissen. Doch krankt das seiner selbst so sichere Menschenvolk an der Vermessenheit seines Begehrens und Tuns. Seine staunenerregenden Leistungen können Gott nicht beeindrucken. Er wertet ganz anders. Er sieht, wie der Mensch der Sünde heil- und hilflos anheimgefallen ist und wie seine Maßlosigkeit ihn innerlich und - die schrecklichen Kriegskatastrophen der älteren und jüngeren Geschichte beweisen es - oft genug auch in seiner äußeren Existenz zugrunde richtet. Aber er will ihn nicht in selbstverschuldeter Finsternis weiter irren lassen, sondern retten, befreien. Er hat sich ihm in Christus als Mensch gleichgemacht, um ihn an die Hand zu nehmen und ins Reich des Lichts zu führen.

Das "Geburtstagslied" Jochen Kleppers verdeutlicht uns, mit welch kühler souveräner Selbstverständlichkeit Gott über Menschenplan und -trug hinwegschreitet. In seiner ergreifenden sinfonischen Thematik lässt es uns aber zugleich nachhaltig spüren, wie stark Gott um den Menschen ringt, wie fest er ihn in den umschützenden Kreis seiner allmächtigen Liebe eingeschlossen hat und wie verlangend er auf die Erwiderung seines Anrufes hofft. Wo er in Nacht und Not eintritt und wo seine ausgestreckte Hand dankbar ergriffen wird, muss alle aufgebäumte Selbsteitelkeit wie ein Kartenhaus in sich zusammensacken und der Weg zur Ewigkeit sich auftun.

Niederschrift Dezember 1959.

Geringfügig überarbeitet
März 2003.

Eine Stimme von drüben

Vom erzählerischen Werk des mitteldeutschen Pfarrers Karl Hüllweck

Bis heute ist das literarische Schaffen des in Köthen (Anhalt) lebenden Pfarrers und Dichters Karl Hüllweck weithin unbeachtet geblieben. Die Tatsache, dass die maßgebenden Literatur-Organe des DDR-Staates den Namen und das Werk des christlich orientierten Autors mit Schweigen übergehen, kann angesichts ihrer weltanschaulich so ganz andersartigen Ausrichtung nicht weiter verwundern. Eher befremden muss da schon, dass auch auf westlicher Seite so gar keine Notiz genommen worden ist und, wie kürzlich eine im Rahmen des Leihverkehrs der deutschen Bibliotheken vorgenommene Umfrage ergab, die öffentlichen Bibliotheken der Bundesrepublik nicht eines seiner Bücher in ihren Beständen aufzuweisen haben. Dabei hat die Berliner Evangelische Verlagsanstalt seit 1951 fast Jahr um Jahr, wenn auch jeweils in beschränkter Auflagenhöhe, ein neues Bändchen des nun bald Sechzigjährigen herausgebracht. Auch ist von der Thematik her sein Werk alles andere als regional begrenzt zu bezeichnen.

Hüllwecks Erzählungen, Novellen und Legenden zeichnen sich hinsichtlich ihrer Form durch einen dichten, beherrschten und von keinem modischen Schnickschnack durchwachsenen Sprachstil aus und geben die besondere Fähigkeit ihres Verfassers zu erkennen, menschliches Handeln wie menschliches Versagen aus ihren letztgründigen Bindungen zu deuten und zu erhellen. Dabei treten uns in den von ihm gezeichneten Gestalten durchweg echte Menschen von Fleisch und Blut und keineswegs theologisch abgeleitete Lehrsatzfiguren entgegen. Die tief verankerte christliche Aussage seiner Bücher drängt sich dem Leser nicht auf. Dieser muss sie sich vielmehr selbst mit erarbeiten. Um so nachhaltiger bleibt dann aber auch der Erkenntnisgewinn.

In seiner ersten größeren Novelle, **Das Selbstbildnis** (Berlin, Evang. Verlagsanst. 1952), lässt Hüllweck den einst von sinnenfroher Daseinsbejahung ergriffenen französischen Maler Alphonse Courbet in deutscher Kriegsgefangenschaft und später in seinem Heimatort die Maskenhaftigkeit unserer Existenz durchschauen. Als er in ätzender Selbstzergliederung vor dem Spiegel hinter seinem eigenen Antlitz immer wieder die Züge des Brudermörders Kain erspäht, treibt ihn die Verzweiflung zum Versuch, seinem Leben ein Ende zu setzen. Doch Baptiste, der Freund, hilft ihm zu der Einsicht, dass Gott den Menschen zwar hart angreift, oft "bis an das Mark in den Knochen", dass er allein aber auch das schonungslos Bloßgestellte mit seiner Liebe bedecken kann, so wie der Vater im biblischen Gleichnis den Mantel um seinen vom Laster- und Lotterleben gezeichneten Sohn gehüllt hat.

Im Band **Die an Gott leiden** (Berlin, Evang. Verlagsanst. 1955) hat der Köthener Dichterpfarrer vier Erzählungen zusammengefasst, die eindringlich schildern, wie Gott oft gerade dann, wenn ihm der Mensch in unmittelbarer oder auch nur mittelbarer Auflehnung den Stuhl vor die Tür gesetzt hat, zu schroffster Umkehr und zu ganzer Hinwendung an den unliebenswert erscheinenden, unbequemen, ja abstoßend wirkenden Nächsten zwingt. In der Erzählung "Das Lob Gottes" überwindet sich der Bildhauer Lorenzo, nachdem er sein gesamtes künstlerisches Lebenswerk einer grausamen Vernichtung anheimgefallen sieht, den todkranken Teofilos hinab in die Gehenna, die Höhlenstadt der Aussätzigen, zu begleiten, um mit diesen ärmsten und elendsten aller Menschen seine verbliebenen Lebenstage zu teilen. In einer anderen Erzählung entrüstet sich der von brennendem Wahrheitsdurst erfüllte Pfarrerssohn Hans-Georg über das selbstsicher zur Schau gestellte, doch im Grunde so fadenscheinige Frömmigkeitsgebaren seiner Eltern und verweigert trotzig das Konfirmationsgelübde. Doch als er dann erlebt, wie unter diesem Schlag sein Vater bis ins Letzte erschüttert wird und sogar körperlich zusammenbricht, begreift er, dass auch Wahrheit, wenn sie hart, lieblos und unerbittlich verfochten wird, zu töten vermag. So findet er schließlich als Versöhnter den Weg ins Elternhaus zurück. Eine weitere Erzählung versetzt uns in ein durch Bomben halb zerstörtes Kloster im Apennin, das der Mönch Fra Silvio allein noch bewohnt. Plötzlich nistet sich in die Einsamkeit seiner Behausung der flüchtige Wehrmachtsgefreite Fritz Kulicke ein, um dort das Kriegsende abzuwarten. Dieser Kulicke

quält und drangsaliert den frommen, feinsinnig gebildeten Klausner schließlich in so brutaler und niederträchtiger Weise, dass dieser die in ihm aufkommenden Hassgefühle kaum noch zu dämpfen vermag. Doch als die Häscher die Fährte des Deserteurs aufgegriffen hatten und vor der Pforte standen, geschieht das Unerwartete, dass der Mönch seinen Peiniger in einem geheimen Kellergewölbe verbirgt und sich selbst an seiner Stelle von der Feldgendarmerie abführen und erschießen lässt.

Auch in seinen folgenden Werken geht es Hüllweck entscheidend um das Gebot der Nächstenliebe. **Odyssee durch den Tod** (Berlin, Evang. Verlagsanst. 1961) heißt der Titel der Lebensgeschichte des arbeitslosen Goldschmiedegesellen Vittorio, der aus Verzweiflung über das armselige Dahinvegetieren beschlossen hat, sein Leben mit eigener Hand auszulöschen. Doch immer von neuem sieht er sich gehindert, dieses makabre Vorhaben auszuführen; denn jeweils kurz vor dem Vollzug kreuzt irgendein Mensch seinen Weg und bittet ihn um Rat und Hilfe. Willfährt er anfangs nur widerstrebend solchem Ersuchen und gibt seinen ursprünglichen Plan noch nicht auf, so spürt er schließlich mit wachsender Deutlichkeit, dass trotz seiner drückenden Notlage und der fehlenden Aussicht auf baldige Besserstellung sein Leben einen Sinn bekommen hat, weil überall jemand da ist, der ihn braucht und auf ihn wartet.

Was es bedeutet, den Nächsten ganz zu lieben, versucht die kurze Legende vom heiligen Corban im Band **Ein Mensch in der Tür** (Berlin, Evang. Verlagsanst. 1960) zu veranschaulichen. Weder Askese noch Gebet, ja nicht einmal der entsagungsvolle Einsatz um das Wohlergehen seiner Mitmenschen, sondern erst das Opfer des eigenen Heiligenscheins um des anderen willen verleiht dem Leben Corbans letzte Erfüllung. Dass der Mensch freilich auch im besten Leben noch als Schuldner auf Gottes Barmherzigkeit angewiesen bleibt, gibt im gleichen Band die Erzählung "Herr und Frau Munot oder Die vollkommene Liebe" zu verstehen. In einer Diskussionsrunde fragender Menschen über das Thema, ob "vollkommene Liebe, wie sie der göttliche Stifter unserer Religion gelehrt hat", möglich sei, einigt man sich rasch auf den Namen des jüngst verstorbenen Doktor Philippe Munot, eines kernigen Philanthropen im Zuschnitt Albert Schweitzers, der in einer Welt des Hasses und der Selbstsucht mit den von ihm begründeten und unter völliger Aufopferung seiner Person geleiteten Anstalten die Fahne der Menschlichkeit hochgehalten hatte. Einer der älteren Gesprächsteilnehmer aber weiß aus persönlicher Bekanntschaft mit Munot zu berichten, was der Öffentlichkeit verborgen geblieben war und was den Kreis der Diskussionsteilnehmer zutiefst nachdenklich werden lässt: Die Frau des großen Menschenfreundes hatte zunehmend unter der Vernachlässigung durch ihren stets mit großen Aufgaben überbürdeten Gatten gelitten und ihr stark zerrütteter seelischer Zustand schließlich die Überführung in eine Nervenheilstätte unumgänglich gemacht. Dort war sie bald darauf gestorben. Munot selbst war die Tragik erst nach Hereinbruch der Katastrophe voll zum Bewusstsein gekommen. Doch als er anlässlich seines 70. Geburtstages als hochgeehrter Mann von Journalisten nach seiner Selbstbiografie befragt wurde, beschied er sie mit dem knappen Hinweis, sie stünde bereits auf dem Grabstein seiner Frau. Keiner von ihnen hatte diese Bemerkung ernst nehmen wollen. Unter dem Namen der verstorbenen Emilienne Munot aber hatte er in kleiner, doch eherner Schrift den Satz einfügen lassen: "Mea culpa, 0 mea maxima culpa!" (Meine Schuld, o meine übergroße Schuld!).

Neben dem ernsten Grundton seiner wesentlichen Werke findet sich bei Karl Hüllweck aber auch manches Heiter-Besinnliche. In seinem letzten Büchlein **Mein Alter ego** [Mein anderes Ich] (Berlin, Evang. Verlagsanst. 1963) plaudert ein ausgedienter und dem Lumpenmann bereits überantworteter Talar über merkwürdige, manchmal einer drastischen Komik nicht entbehrende Begebenheiten, die sich während seines langjährigen Umganges mit Amtsträgern aller Schattierungen abgespielt haben. Ein kräftiger Schuss Ironie gibt der im übrigen freundlich bemessenen Kritik die rechte Würze.

Humorvolle und nachdenkliche Betrachtungen vereinen sich in den **Italienischen Impressionen** (Berlin, Evang. Verlagsanst. 1962). Hier hat Hüllweck seine Eindrücke und Erlebnisse als Kurprediger auf der Insel Capri im Sommer 1958 dichterisch verarbeitet. Dabei führt er den Leser an die Geburtsstätten der alteuropäischen Kultur. Er schildert die für das südliche Italien charakteristischen Formen des

römischen Katholizismus ebenso eingehend wie Landschaft, Kunstwerke und Menschen in ihrer Buntheit und Fülle. Dabei übersieht er nicht die dunklen Schatten, die das soziale Elend auch heute noch über weite Landesteile der Apenninhalbinsel breitet.

In dem heiteren Anekdotenkranz **Fridolin** (Berlin: Evang. Verlagsanst. 1956) lässt der Dichter auch einmal die "gute alte Zeit" lebendig werden. Schmunzelnd, mitunter laut auflachend, quittiert der Leser die vielen drolligen Situationen, die der wackere Landpastor Fridolin im Laufe seiner 50jährigen Amtszeit in einer kleinen Dorfgemeinde heraufbeschworen hat. Mochte es dem biederen Gottesmann auch stets große Mühe gekostet haben, seinen sonntäglichen Predigtstoff zusammenzuhalten, mochte er unentwegt Hüte, Regenschirme und Rucksäcke verwechselt haben, so war er doch ein wirklicher Seelsorger seiner Gemeinde, der ganz für sie lebte, sich mit ihr freute, aber auch ihre Kümmernisse teilte. In seiner unerschütterlichen natürlichen Herzensart hatte er zuwege gebracht, woran ein theologisch versierterer, aber weniger volksverbundener Geistlicher mit Sicherheit gescheitert wäre, das in sittlicher Hinsicht so bedenklich auf die schiefe Bahn geglittene Gemeindekind Lieschen Haschernich aus dem berüchtigsten Viertel der Großstadt wieder freizukämpfen, zur Mutter zurückzuführen und ihm zu einem neuen, guten Lebensstart zu verhelfen.

Karl Hüllweck hat sich in seinen Werken von politischer Tönung gänzlich freigehalten. Nichts anderes wollen sie bewirken, als den Lesern einzuschärfen, dass der Mensch neben allen gesellschaftlichen, staatsbürgerlichen und beruflichen Verpflichtungen nach Gottes Geheiß in erster Linie die schlechthin menschliche Aufgabe zu erfüllen hat, die ihm keine Institution abnehmen kann, dem Nächsten beizustehen, der in oder vor der Tür seines Hauses harrt und dringender Hilfe bedarf. Wir, die wir im westlichen Teil des gespaltenen deutschen Vaterlandes leben, sollten dieser einsamen und doch so eindringlichen Stimme von drüben unsere Aufmerksamkeit nicht versagen; denn der Dienst am Mitmenschen kennt keine Grenzlinien.

Niederschrift Februar 1965.
Unveröffentlicht.


karl hüllweck ein mensch in der tür
ein mensch in der tür
karl hüllweck

Zum 60. Geburtstag Karl Hüllwecks

Am 13. Mai d.J. vollendet in Mitteldeutschland ein Schriftsteller geistlichen Standes sein 60. Lebensjahr, der bis heute weithin ein Unbekannter geblieben ist: Karl Hüllweck. Gewiss erwartet er aus Anlass dieses Tages keine breiträumige Würdigung, hat er doch in seinen Werken nur die kleine Form gesucht und auf dickleibige Romane oder anspruchsvolle Dramen verzichtet. Dennoch ist den meisten seiner Novellen, Erzählungen, Legenden und Betrachtungen deutlich abzuspüren, dass sie keineswegs aus bloßer nebenstündlicher Fabulierfreude, sondern aus echtem, ja leidenschaftlichem Verlangen herangereift sind, dem auf der Kanzel verkündeten Wort auch künstlerische Anschaulichkeit zu verleihen.

Der Hang zum Bildnerischen und Bildhaften ist diesem Autor zweifellos vom Vater mitgegeben worden, dem Kunstgewerbeprofessor Friedrich Hüllweck, der der Nachwelt einige markante Skulpturen hinterlassen hat. Es weist aber nicht allein die Tatsache, dass in mehreren seiner Dichtungen Maler oder Bildhauer im Mittelpunkt des Geschehens stehen, auf das väterliche Erbe hin, sondern auch der straffe erzählerische Aufbau, die diszipliniert gestalteten Sätze und der Verzicht auf modische Effekte und eitlen Zierat. Allem Geschriebenen ist abzuspüren: Hier waltete ein strenger Meißel sprachlicher Zucht.

Begreiflich, dass Italien, dem Land der klaren Linien und Konturen, Hüllwecks tiefe Zuneigung gehört. Besonders nachhaltig hat die Erzählung *Odyssee durch den Tod* das Kolorit der Apenninhalbinsel und ihrer Bewohner eingefangen. 1958 verbrachte er einen Sommer als Kurprediger auf der Insel Capri. Als Frucht dieses Aufenthaltes entstand der teils humorvoll, teils nachdenklich gehaltene Band *Italienische Impressionen*. In ihm preist er nicht nur die Schönheiten der Landschaft und die Erhabenheit der Kunst- und Kulturstätten, sondern geht auch den Schattenseiten des sozialen Elends nach und durchleuchtet kritisch zwar, doch ohne verletzende Bissigkeit die für das südliche Italien charakteristischen Erscheinungsformen des römischen Katholizismus.

Nach Dessau, dem Geburtsort des Dichters, fand dessen Vater sein berufliches Betätigungsfeld in Warmbrunn (Schlesien) und Flensburg. Der spätere Lebensweg Hüllwecks führte über das theologische Studium in den mitteldeutschen Bereich zurück. Heute amtiert er als Pfarrer in Köthen (Anhalt). Erst als über Vierzigjähriger entfaltete er seine literarische Wirksamkeit.

Häufig begegnen uns in seinen Werken verbitterte Einzelgänger, von menschlicher Dumpfheit und Niedrigkeit Angewiderte, aber auch an Gottes Gerechtigkeit und der Welt Befindlichkeit Verzweifelnde. Dass Gott den Menschen oft aber gerade dann zur Umkehr nötigt, wenn dieser ihm brüsk den Rücken zugewendet hat, muss der fromme Klausner Fra Silvio in *Der verlorene Gott* ebenso erfahren wie der Künstler Lorenzo in *Das Lob Gottes* oder der Pfarrer Nils Ringdal in der Titelerzählung des Bandes *Ein Mensch in der Tür*.

Die Schuldfrage und die Frage der Mitverantwortung hat Hüllweck nie aus dem Auge gelassen. In *Herr und Frau Munot oder Die vollkommene Liebe* schildert er mit packender Einprägsamkeit, wie ein großherziger, uneigennütziger, um das Allgemeinwohl bis zur Erschöpfung besorgter Philanthrop gerade den ihm nächstgestellten Menschen entscheidend vernachlässigt. In der Erzählung *Meine Schuld hat mich eingeholt*, die in abgewandelter Gestaltung auf das tragische Lebensende Jochen Kleppers anspielt, kommt die Reue darüber, dass man einst einen unschuldig gebrandmarkten Menschen gedankenlos hat dahinkümmern und aus dem Leben scheiden lassen, zu spät.

Dass der Autor aber auch zu durchaus heiteren, amüsanten Tönen befähigt ist, hat er in den herzerfrischenden Anekdoten über den wackeren, in Ehren ergrauten Landpastor Fridolin bekundet sowie in seinem letzten Büchlein *Mein Alter ego*, worin er einen ausgedienten und dem Lumpenmann bereits

überantworteten Talar aus der Schule plaudern lässt. Mit schalkhafter Ironie versetzt seine Feder hier einem in Erstarrung und Leerlauf geratenen geistlichen Amtskult treffliche Hiebe.

Nach einem Zwischenaufenthalt in der Schweiz notierte Hüllweck auf der Rückreise in die mitteldeutsche Heimat, er sei im Grunde froh, nicht in jene beruhigte, satte und selbstzufriedene Welt zu gehören, sondern „mit meiner ganzen Existenz in ein Land voll schicksalhafter Unruhe". Darin erblickt er letzten Endes Auftrag und Erfüllung, seinen von politischen Zumutungen und sonstigen Drangsalen angefochtenen Landsleuten gleichnishaft und glaubwürdig nahe zubringen, dass es weniger darauf ankommt, was man – wie es in *Die Genesung* heißt – „für eine Kokarde an der Mütze trägt und was man für eine Idee vertritt", sondern was man im Bewusstsein des eigenen Ungenüges für den notleidenden, an äußerer wie innerer Hilfe bedürftigen Mitmenschen tut und wie man für ihn einsteht. Diese Art Weisung gilt für die im lauwarmen Schonklima der Bundesrepublik Lebenden aber keineswegs minder als für die jenseits der Trennungslinie Wohnenden.

Niederschrift April 1965.

Diese Ausarbeitung lag wie die voranstehende
der Kulturredaktion der Zeitung *Die Welt* vor.
Beide Fassungen blieben aber unberücksichtigt.

Brüder und Knechte

Zu Willy Kramps gleichnamigem Bericht

Vortrag, veranstaltet von der Lippischen Landesbibliothek, am 2. Dezember 1965 im Vortragssaal des Lippischen Landesmuseums Detmold

Das Hitlerreich, seine Ursachen und Folgen lassen uns Deutsche nicht zur Ruhe kommen; denn noch immer erscheinen zahllose Bücher, die sich mit dem vielstrapazierten Thema der Vergangenheitsbewältigung auseinandersetzen. Unter ihnen verdient das im letzten Frühjahr bei Biederstein in München herausgegebene Werk ‚Brüder und Knechte' des heute 56jährigen Autors Willy Kramp unsere besondere Beachtung. Obwohl es den Federstrich eines kundigen Schriftstellers keinesfalls verleugnet und Abschnitte von starker dichterischer Gestaltungskraft enthält, ja sich teilweise fast so spannend wie ein Roman liest, nennt es sich im Untertitel ganz schlicht "ein Bericht". Diese Bezeichnung ist nicht als Ausdruck literarischer Bescheidenheit zu verstehen. Tatsächlich beabsichtigte der Verfasser nur dieses, einen Bericht zu liefern, der im Dienste der Wahrheitsfindung nichts verschweigen, nichts beschönigen, aber auch nichts überhöhen soll.

Willy Kramp, der 1909 geboren wurde und in Pommern und Ostpreußen aufgewachsen ist, stand vor dem Abschluss seines philologischen Studienganges, als Hitler an die Macht gelangte. Er hat den verhängnisvollsten Abschnitt deutscher Geschichte somit von Anfang an bewusst durchlebt und, wie wir sehen werden, auch durchlitten. Schon im Jahre 1932 hatte sich der stark unter dem Einfluss der Jugendbewegung stehende junge Mann mit einem Romanwerk zu Wort gemeldet, dem in den evangelisch ausgerichteten Literaturzeitschriften wie 'Eckart' und 'Die Furche' kleinere Beiträge folgten, ehe er als Dreißigjähriger mit seinem bisher erfolgreichsten Buch 'Die Fischer von Lissau' vor einen breiten Leserkreis trat. In diesem Roman zeichnete er "das Ringen des sittlich verantwortlichen Geistes mit den dumpfen Naturmächten der Triebe und Laster" (Heinz Flügel) auf dem Schauplatz seiner ostpreußischen Heimat mit so packender Realistik und Lebensfülle, dass er noch heute zahlreiche Freunde findet. Trotz der "bildreichen, vom Geheimnis der Natur und der östlichen Landschaft kündenden Sprache" - wie Heinz Flügel im 'Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur' den Schreibstil der frühen Werke Kramps charakterisierte - blieb er auf Grund seiner protestantischen Bekenntnistreue nicht nur in diesem, sondern auch in dem kurz darauf veröffentlichten Roman 'Die Jünglinge' davor bewahrt, auf die von den nationalsozialistischen Kulturfunktionären für verbindlich erklärte "Blut-und-Boden"-Ideologie einzuschwenken.

Nachhaltig wirkte auf alle nach 1950 erschienenen Bücher das Erlebnis des Krieges und der sowjetischen Kriegsgefangenschaft. In seinem Schaffen beschränkte er sich auf kleinere Prosawerke, von denen ich die fesselnde Erzählung 'Die Prophezeiung' hervorheben möchte, in der er echtes, gläubiges Gottvertrauen jenem blinden Wahn gegenübergestellt hat, dem ein an magische Voraussagen sich klammernder Mensch anheimfallen kann. Vorrangig schrieb er in diesem Zeitabschnitt feinsinnige Essays und Betrachtungen. Ich nenne einige Titel: 'Die Spiele der Erde', 'Die treuen Helfer', 'Wenn ich es recht bedenke', 'Vom aufmerksamen Leben'. Sie alle kreisen um Grundfragen des Lebens und Seins auf dem blutdurchtränkten Erlebnishintergrund des letzten Weltkrieges und lassen die Forderung des Angelus Silesius aufleuchten und für die Gegenwart verpflichtend werden:

> Mensch, werde wesentlich;
> denn wenn die Welt vergeht,
> dann fällt der Zufall fort;
> das Wesen, das besteht!

20 Jahre nach Kriegsende liegt nun als Ergebnis eines langen Reifungsprozesses Willy Kramps jüngstes Buch, der Bericht 'Brüder und Knechte', vor. Was den Autor zur Niederschrift gedrängt hat, bekundete er selbst bei der Präsentation:



Willy Kramp

In diesem Buch, das meine Erlebnisse und Erfahrungen als Soldat und Kriegsgefangener zum Gegenstand hat, habe ich versucht, mir Antwort auf die Frage zu geben, die wir uns in jener schlimmen Zeit immer wieder entsetzt stellten: "Wer sind wir Deutsche?" Ich weiß heute, dass man eine Antwort - jenseits von Pauschalurteilen - am ehesten in den Lebensäußerungen jener Zeit findet; und so berichte ich von Männern des Widerstandes, von ebenso redlichen wie schuldhaft ahnungslosen Soldaten, von geschundenen Gefangenen, die einander verrieten und einander beistanden, kurz: von Menschen, die angesichts tödlich ernster Gefahren und Entscheidungen zu zeigen hatten, wer sie waren.

Wir beginnen unsere Betrachtung mit einer Darstellung des äußeren Handlungsablaufes, namentlich für diejenigen Zuhörer, die das Buch noch nicht selbst zur Hand genommen haben.

Im Frühjahr 1944 absolviert der Verfasser einen Oberfähnrichslehrgang in Insterburg. Mit schrillem Kasernenhofsgetöse setzt die Ouvertüre ein. Während eines kurzen Osterurlaubes besucht er seine Schwester, die Frau eines zur Wehrmacht eingezogenen Pfarrers. Sie hält in ihrem Haus eine vor der Deportation geflüchtete Berliner Judenfamilie verborgen. Verzweiflung, ja fast schon Resignation spiegelt sich auf den Gesichtern der Verfolgten, Furcht und Nervosität auf denen der Beschützer. Über den Königsberger Arzt, Graf Hans Lehndorff, den späteren Verfasser des erschütternden 'Ostpreußischen Tagebuches', lernt Willy Kramp einen Major namens Hößlin kennen. Dieser, aus alter Offiziersfamilie stammend und Ritterkreuzträger, ein Mann von Bildung, aufrichtiger Gesinnung und innerem Adel, reklamiert den erfolgreichen Schriftsteller und soeben ernannten Leutnant als außerplanmäßigen Dozenten für die geistige Weiterbildung seiner Offiziersbewerber. In einem Gespräch unter vier Augen gibt der über die katastrophale Kriegslage tief betroffene Major seine Verbindung zu einem anti-hitlerischen Verschwörerkreis unumwunden zu erkennen. Mit Kramp und dessen früheren Studienkollegen und jetzigen Chef-Adjutanten Ltn. Krämer hofft er, einen Kreis von weiteren Offizieren zu gewinnen, um sich am Tage X sofort in Marsch setzen zu können. Doch ehe sich etwas Greifbares erreichen lässt, zündet Oberst Stauffenberg am 20. Juli die Bombe im Führerhauptquartier. Der Berliner Putschversuch wird im Keime erstickt. Obwohl sich Major Hößlin äußerlich ruhig und gefasst gibt, muss er in jedem Augenblick mit seiner Verhaftung rechnen.

Bei einem sog. Herrenabend bezichtigt Hauptmann Grotza, ein besonders martialisch sich gebärdender und regimetreuer Mann, seinen Vorgesetzten offen des Defaitismus. Wenige Tage später wird Kramp von der inzwischen nach Thüringen verlegten Einheit zum Dienst bei einer in Galizien stationierten Feldtruppe beordert. Als noch wenig felderfahrener Nachrichtenoffizier hat er es zunächst sehr schwer, sich im Kreise der kampferprobten aktiven Offiziere durchzusetzen. Erst nach einer schwankend zwar, doch erfolgreich durchstandenen Alkoholprobe, bei der es 12 Glas Genever mit anschließendem Step-Tanz zu verkraften galt, wird er von den rauen Kriegern einigermaßen für voll genommen.

Stets aufmerksam und aufgeschlossen für die in seinem Umkreis sich abspielenden Dinge sucht Kramp Kontakt zur einheimischen Bevölkerung. Mehrfach bittet er die katholischen Ortsgeistlichen um Erlaubnis zum Orgelspiel. In manchem Gespräch erspürt er den durch keine Erschütterung zu trübenden polnischen Widerstandswillen, doch erfährt er zuweilen auch Freundlichkeits-, ja Fürsorglichkeitserweise des unterdrückten Volkes. Besonders fasziniert ihn Maria Wisniewska, eine junge, von leidenschaftlichem Patriotismus erfüllte, aber sich für alles Literarisch-Geistige sehr empfänglich zeigende Witwe. Als er eines Tages entdeckt, dass Maria Wisniewska in einer Scheune mehrere geflüchtete Teilnehmer vom Warschauer Aufstand verborgen hat, gerät das bislang freundschaftlich-lockere Verhältnis in die Zerreißprobe. Kramp erstattet jedoch keine Anzeige.

Aus einem Brief Leutnant Krämers erfährt er, dass Major Hößlin unterdessen von der Gestapo verhaftet und hingerichtet worden ist. Sein derzeitiger Kommandeur, Oberst Bicker, erweist sich als typischer Uniformträger und kleinkarierter Befehlsgeber, unter dessen Anordnungen Offiziere wie Mannschaften stöhnen. Hatte das Bataillon bislang nur etliche Partisaneneinsätze zu bestehen gehabt, so setzt im Spätherbst auf breiter Front eine neue Offensive der Russen ein. Nach heftigen Kämpfen

findet sich der Verband bald von allen Seiten eingeschlossen. Ein Durchbruchversuch nach Westen bleibt hängen. Zuletzt kommt der Befehl durch, sich in kleinen Gruppen zur HKL (Hauptkampflinie) durchzuschlagen. Mit dem Bataillonsarzt Dr. Maeger irrt Kramp kreuz und quer durch das Niemandsland, oft nur mit letzter Kraftanstrengung sich vor russischen Kugeln bergend. Schließlich werden die beiden aber doch entdeckt und gefangengenommen. Uhren und Schuhwerk bieten den beutegierigen russischen Muschkoten ein willkommenes Opfer.

Bald stoßen sie auf andere Gefangenentrupps. Von Petrikau beginnt nach mehreren Durchfilzungen und Ausplünderungen, bei denen die Gefangenen buchstäblich bis auf das Hemd ausgezogen wurden, der Abmarsch ins Hinterland. Die Plennies, kaum mit Verpflegung und wärmenden Kleidungsstücken und nur mit notdürftig zusammengebastelten Ersatzschuhwerk versehen, leiden furchtbare Qualen. Um einen Eimer Trinkwasser und achtlos von den Posten weggeworfene Papyrossa-Kippen prügeln sie sich wie Tiere. Weil sie nichts anderes in den Magen bekommen, schlürfen manche gierig den schmutzig-kalten Schnee von der Landstraße. Ruhrartige Erkrankungen grassieren. Völlig Erschöpfte und Entkräftete werden von den russischen Wachmannschaften am Ende des Zuges kurzerhand erschossen.

Die der körperlichen und seelischen Auflösung nahen Gefangenen pfercht man bei Debica in ein Barackenlager. Hungerrationen und Seuchen dezimieren ihre Zahl unablässig. Von einer etwas besseren Seite zeigt sich das Sammellager Przemysl, durch das ich etwa ein halbes Jahr früher als der Berichterstatter auch geschleust worden bin, ehe der Abtransport bis hinter die Wolga erfolgte. Hier findet man sogar die Kraft zu kleinen kulturellen Veranstaltungen. Kramp hält Vorträge über Luther und Goethe und gestaltet in Ermangelung eines Geistlichen Lagergottesdienste. Zugleich beginnt aber auch in mehr oder minder systematischer Form die politische Beeinflussung, namentlich die der Offiziere. Um nicht als "Faschist" gebrandmarkt, sondern möglichst vorzeitig in die Heimat entlassen zu werden, treten diese in Scharen der kommunistisch gesteuerten Antifa-Bewegung bei.

In Lemberg kommen die Gefangenen schließlich in ein Arbeitslager. Die harte Normenpeitsche fordert ihnen teilweise schwersten körperlichen Einsatz ab. Doch eines Tages schanzt der Antifa-Leiter des Lagers, kein eingefleischter Primitiv-Proletarier, sondern eher ein humanitätsgläubiger Linksintellektueller, Kramp ein so mildes und doch makabres Arbeitskommando zu, dass dieser sich Gewissensbisse macht. Er soll einem ukrainischen Beamten bei der Sichtung einer von den Nazis angelegten und im Kloster der Stadt untergestellten Zentralkartei ehemaliger und inzwischen umgekommener jüdischer Einwohner Beistand leisten. Seine Tätigkeit besteht jedoch nur darin, die Cellophanhüllen von den Karteikarten abzustreifen, damit sie der Ukrainer auf dunklen Wegen verschachern kann. Mehrfach kommt er mit dem Pförtner des Klosters ins Gespräch, einem sehr feinsinnig veranlagten bildenden Künstler, der ihm zusätzliche Mahlzeiten verschafft und ihm gestattet, an besonderen gottesdienstlichen Handlungen in der Klosterkapelle teilzunehmen. Ein anderer Arbeitseinsatz führt ihn in das Universitätsgebäude von Lemberg, das die Kriegsgefangenen mit höchst unzulänglichen Mitteln neu vorrichten müssen. Als er in seiner Eigenschaft als Arbeitsbrigadier die Räume des Kunsthistorischen Instituts betritt, begegnet er hier der wissenschaftlichen Assistentin Zofia, einem bemerkenswerten Mädchen, frei von Hassgefühlen und ganz im Reich der Kunst, die sie als einzig reale Welt empfindet, beheimatet. Zofia ermuntert den zerlumpt einhergehenden deutschen Plenni zu weiteren Besuchen und gibt ihm lang entbehrte Bücher zu lesen.

Ganz unversehens kommt Kramp Ende März 1946 in ein straffer organisiertes Arbeitslager bei der Stadt Dnjepropetrovsk. Hier liegt die Lagerleitung in deutschen Händen, selbstverständlich aber unter strenger russischer Bewachung und Weisungsvollmacht. Bezeichnenderweise haben sich gerade diejenigen Gefangenen mit der schäbigsten Gesinnung und den rücksichtslosesten Ellenbogen der Führungs- und Verwaltungsposten bemächtigt. Kaltherzig und zynisch terrorisieren Erfüllungsgehilfen wie der Lagerführer Oberltn. Köche und Büttelkreaturen wie der volksdeutsche Dolmetscher Deutschmann ihre eigenen Kameraden. In diesem Lager kreuzt sich Kramps Weg mit demjenigen des ehemaligen Majors Fritz Busch, der sich mit Energie und Tatkraft bemüht, Vernunft, Ordnung und Ge-

rechtigkeit auch unter drückender Gefangenschaftsfron in Geltung zu halten. Zwischen diesen beiden Männern ergeben sich trotz unterschiedlicher Wesensart und Weltanschauung enge kameradschaftliche, ja freundschaftliche Bande, die sich zu bewähren haben, als Busch - von Köche denunziert - im Kerkerverlies des MWD körperliche und seelische Folterungen über sich ergehen lassen muss. Auch Kramp wird seit diesem Vorfall auf Schritt und Tritt überwacht und darf an keinem Arbeitseinsatz außerhalb des Lagers mehr teilnehmen. Als die Kriegsgefangenen Major Busch wenige Tage nach seiner Entlassung aus dem Kerker zum Vorsitzenden des sog. Demokratischen Selbstverwaltungsausschusses gewählt hatten, findet die deutsche Lagerführung im Verein mit der russischen Lageraufsicht rasch einen Vorwand, um den unbequemen Mann erneut in die Dunkelarrestzelle einzuliefern. Kramp dringt mit einer Verteidigungsschrift bis zur berüchtigten "scharfen Ecke", dem MWD-Büro, vor. Doch bereits nach dem dritten Satz seiner Verlesung genügt eine Kopfbewegung des MWD-Gewaltigen, um ihn dem gleichen Schicksal zu überantworten wie seinen Freund. Nach vielen unsäglich qualvollen Hafttagen erfolgen ebenso qualvolle und mit dem Ziel der völligen Preisgabe seiner Persönlichkeitswürde geführte Vernehmungen. Wie Hammerschläge sausen die Fragen des Untersuchungsrichters auf ihn hernieder, ständig begleitet von massiven Drohungen. Kramp soll Major Busch belasten, Anführer einer neonazistischen Verschwörung im Lager zu sein, und sich selbst als üblen NS-Propagandisten im Stile eines Goebbels beleumunden. Alle Hinweise auf seine Gegnerschaft zum Hitlerstaat, seine Verbindung zum Widerstandskreis des 20. Juli und seine aktive Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche zählen absolut nichts, ja lassen ihn in den Augen des MWD nur als ganz besonders tückischen und abgefeimten Faschisten erscheinen. Als Kramp - auf die angebliche Verschwörertätigkeit im Lager festgenagelt - statt beim strikten Nein zu bleiben, schließlich zermürbt die ausweichende Antwort gibt, "ich kann darüber nichts aussagen", gilt er als überführt, muss einen unleserlichen russischen Schriftsatz unterschreiben und erhält seinen Urteilsspruch.

Ziemlich unvermittelt, beinahe abrupt folgt der Schluss des Buches. Lediglich in fragmentarischer Form teilt der Verfasser dem Leser mit, dass er wider Erwarten wenig später aus der Kerkerhaft entlassen wurde, jedoch noch bis zum Jahre 1950 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft ausharren musste, während sein Freund Busch - zuerst zur Todesstrafe verurteilt, später zu 25 Jahren Straflager "begnadigt" - nach der vom seinerzeitigen Bundeskanzler Adenauer ausgehandelten Generalamnestie Ende 1955 als schwergeprüfter Mann wieder deutschen Heimatboden betreten durfte. Wie er noch andeutet, hätten ihre beiderseitigen weiteren Erlebnisse einen zweiten Band füllen können.

In diesem inhaltlich soeben skizzierten, durchaus sachlich und doch mit stilistischer Könnerschaft geschrieben Bericht, dem jeder, der damals Ostfeldzug und sowjetische Kriegsgefangenschaft durchstehen musste, nur bescheinigen kann, dank der realistischen Situationsschilderungen, nicht zuletzt auch dank des unverblümt wiedergegebenen Landserjargons, die Atmosphäre der Katastrophenjahre ganz unmittelbar und lebendig ins Gedächtnis zurückgerufen zu haben, erhebt sich über die reine Erlebnisdarstellung immer wieder die nachdenkliche Frage: Was ist mit uns Deutschen geschehen? Sind wir im Mahlwerk zweier diabolischer Mächte völlig zerschlissen und zermalmt worden oder haben sich nicht doch Teile der inneren Substanz unversehrt hindurchretten können? Auf der Suche nach Antwort hütet sich der Autor mit gewissenhafter Strenge vor schnellfertigem Pauschalurteil ebenso wie vor billiger Rechtfertigung. Vielmehr versucht er, in einer wahren Fülle an prägnanten Einzelbildern und -beobachtungen die ganze Variationsbreite menschlichen Verhaltens während dieser Zeitspanne sichtbar zu machen. Eine Analyse ist angesichts solcher Vielfalt keinesfalls einfach und doch dem Leser mit zwingender Notwendigkeit aufgegeben.

Zunächst ist festzustellen: Kramp bewertet die Menschen seines Umkreises zwar schon, aber doch nicht vorrangig nach ihrer Parteizugehörigkeit oder -gegnerschaft, nach ihrer militärischen oder antimilitärischen Einstellung, nach ihrem standesmäßigen Herkommen oder religiösem Bekenntnis. Für ihn waren sie, wie es der Titel des Buches fast simpel und doch vielsagend ausdrückt, Brüder und Knechte. Er schaute also weniger auf ihre weltanschaulich und anderweitig bestimmten Ansichten als auf ihr praktisches Tun und Lassen der herrschenden Staatsmacht ebenso wie dem zur Seite gestellten Mitmenschen gegenüber. Das suchte er vor allem zu erforschen und zu ergründen, ob der zum Dienst

berufene deutsche Mensch in der ihm auferlegten besonderen Situation sein Möglichstes hergegeben und es gewagt hat, knechtende Bande zu sprengen, oder ob er an dieser Aufgabe gescheitert, vom eigentlichen Ziel abgewichen und ein willfähriges Opfer des gewaltsam gelenkten Massenstromes geworden ist.

Viele Beispiele ausgesprochen knechtischer Haltung und knechtischen Gebarens hat das Buch notiert.

Dabei sollten wir keineswegs verkennen, dass strenger Autoritätsgehorsam, Treue zur Obrigkeit und zum bekundeten Gelöbnis grundsätzlich durchaus als Tugenden zu gelten haben und sich in Furchtlosigkeit und hochgradiger Tapferkeit äußern können. Hauptmann Grotza z.B. ist zweifellos ein unerschrockener, mutiger Kämpfer und nicht für umsonst mit Orden reich dekoriert. Imponieren muss auch, um eine Nebenszene des Buches zu streifen, wie die beiden blutjungen MG-Schützen in ihrem Deckungsloch, während rechts und links von ihnen alles in kopfloser Flucht zurückflutete, unverdrossen ausharrten und bis zur letzten Patrone aus dem Lauf feuerten. "Unsere Ehre heißt Treue", so lautete der Wahlspruch der Waffen-SS. Und es ist eine Tatsache, dass sich die Einheiten dieser militärischen Organisation fast überall dort, wo sie in die Feldschlacht geworfen wurden, kämpferisch hervorragend geschlagen haben.

Autoritätsgehorsam und Gelöbnistreue erfüllen ihren Wert jedoch nur dann, wenn sie einer Obrigkeit entgegengebracht werden, die ihrer würdig ist und die sich in ihrer Machtfülle nicht selbst vermisst. Dort nämlich, wo die Obrigkeit den Bogen überspannt, überfordert sie nicht nur ihre Untergebenen, sondern verstrickt sie zwangsläufig auch in Schuld und Verhängnis. Und so kam es denn, dass Führerbefehle, die auf hartes, gnadenloses Vorgehen drangen, mit vehementer Rücksichtslosigkeit und unter Ausschaltung jeglichen menschlichen Gesichtspunktes verwirklicht wurden. Von dem eben erwähnten Hauptmann Grotza heißt es im Buch: "Er ist einer - der - wenn sie ihm das Messer nehmen - noch die Zähne in den Nacken des Gegners schlägt". Und er selbst sagte von sich: "Ich habe die Russen einzeln kaltgemacht, wenn es darauf ankam. Und ich nehme jeden auf den Dolch, der sich heute am Führer vergreifen will. Mit Leuten wie mir muss man rechnen!"

Ein besonders markantes Beispiel für blindwütige subalterne Landsknechtsgefolgschaftstreue liefert jener ältere schwerköpfige Polizeioffizier mit den stupide malmenden Kinnbacken, wenn er noch im Gefangenenlager für die im Osten verrichteten Schandtaten mit den lapidaren Worten eintrat: "Wird's befohlen, wird's gemacht. Basta." Unter die gleicher Kategorie ist Oberst Bickers bündige Devise einzureihen, die jegliches "Fraternisieren" mit der polnischen Bevölkerung strikt untersagte: "Humanität im Kriege ist falsch".

Kennzeichnend für verbissenen Trutz- und Treue-Starrsinn, wie ihn das einstige Hitlerjugendlied strophierte:

> "Wir werden weiter marschieren,
> wenn alles in Scherben fällt",

kennzeichnend überhaupt für hart verpackte ideologische Hörigkeit ist das geradezu krampfhafte Beiseitedrängen des vernünftigen, einsichtsvollen Denkens. Auf die Nachfahren jener Zeit muss es seltsam wirken, wenn sie lesen, wie - mitten im Zusammenbruch, auf der Flucht vor den hart nachdrängenden Russen und weit abgesprengt vom eigenen Verband - der gewiss nicht unintelligente Dr. Maeger noch mit vollem Ernst erklären konnte: "Ich habe immer an den Führer geglaubt, und ich glaube auch jetzt noch an ihn".

Weiter enthüllt das Buch aber nun, dass in der Regel der Weg vom blinden Kadavergehorsam zum krassen Egoismus nur sehr kurz ist, weil jenem die von echter Liebe erfüllte Hingabe weithin mangelt. So wandelt sich nach dem Sturz vergötterter Autoritäten der pathetische Leitspruch, "Führer befiehl,

wir folgen dir", unverzüglich in den schnöden Richtsatz: "Hauptsache, ich komme durch", und offenbart damit, dass der vorangegangene Treueschwur in Wirklichkeit nur verkappter Ausdruck innewohnender Selbstsucht gewesen ist. Man hatte nicht aus Glaubensheroismus der vorgesetzten Instanz seine Dienstbarkeit erzeigt, sondern, weil es sich so bequemer leben ließ, vor allem auch, weil es in reichlichem Maße Auszeichnungen, Beförderungen und Belobigungen einbrachte. In der Kriegsgefangenschaft aber triumphiert der nackte Selbsterhaltungstrieb. Da schreitet man erbarmungslos über die vor völliger Entkräftung Zusammengesunkenen hinweg. Da entwickelt sich der seriöse Studienrat zum raffinierten Kameradendieb. Da denunzieren sich Offiziere in schändlichster Weise gegenseitig. Eine besonders eindrucksvolle und bezeichnende Szene für scham- und rücksichtsloses Vordrängeln hat Kramp im folgenden Absatz wiedergegeben:

Die Kälte!
Dieses Jammern vor der Tür ist wie das lästige Summen eines Insekts: immer der gleiche Ton dicht am Ohr. Man kann das Insekt verjagen, so oft man will, es kommt wieder und wieder. "Lasst mich rein, ich habe Fieber! Lasst mich rein, ich kann nicht mehr! Lasst mich rein, ich habe acht Kinder!" Dabei ist die Bude schon gesteckt voll von Männern, also beim besten Willen...
"Lasst mich rein! Nur ein ganz, ganz kleines Plätzchen neben der Tür! Habt Mitleid, lasst mich rein!"
"Geht es denn wirklich nicht mehr?" frage ich. "Dieser eine Mann!"
"Nein", sagen alle. "Irgendwann muss Schluss sein."
Aber die Litanei ist so lästig, dass wir es endlich nicht mehr aushalten. Maeger öffnet die Tür.
Der Heuler kippt herein.
"Danke!" stammelt er. "Danke, danke!"
Draußen melden sich andere, die auch ins Warme wollen; nicht ganz so jammervoll-aufdringlich wie dieser hier, aber sie betteln und rufen unausgesetzt, mit leisen demütigen Stimmen; sie machen kleine Pausen, um auf Antwort zu lauschen, dann fangen sie wieder an. Der Mann, der zuvor so kläglich um Einlass gefleht hat und nun neben dem Eingang hockt, wendet sich gegen die Tür zurück, schlägt mit den Fäusten gegen das dumpf aufdröhnende Holz. "Hört endlich auf mit dem verfluchten Geflenne!" kreischt er. "Sucht euch einen anderen Platz, ihr elenden Arschlöcher, wir quetschen uns hier selbst schon einen ab. Aber nein, das kann sich nicht zufrieden geben, das ist wie's liebe Vieh!"
Nicht viel Zeit vergeht, und der Mann sitzt dicht am Feuer. Schlangenhaft glatt und dreist hat er sich einen Weg gebahnt; ein Entfesselungskünstler, der sich durch jede Öffnung würgt. Er hält sein Gesicht gierig der Wärme hin. Wenn man ihn so sieht, könnte man meinen, er selber habe das Feuer angemacht. (S. 171 f.)

Knechtsnaturen, die nach oben buckeln und nach unten kräftig treten, bezeichnet man im deutschen Sprachschatz treffend als Radfahrer. So ein Radfahrer ist z.B. auch jener Oberleutnant Köche, über den Kramp schreibt:

Der deutsche Lagerführer stand da, ein wohlgenährter schöner Mann in nagelneuem, grünglänzendem Polizeioffiziersmantel, und schrie mit scharfem Tenor: "Ich werde euch gleich Beine machen, ihr lahmen Hammel!" Er machte uns Beine, der Herr Oberleutnant Köche; er ließ uns zügig auf dem Appellplatz marschieren, wenn es beim Einmarsch abends am Tor nicht zackig genug zugegangen war, und verpasste uns nach Feierabend zusätzlich jede Menge Verschönerungsarbeiten im Lager. Ein Mann von großer, böser Energie, seines Zeichens Reisevertreter, dem Vernehmen nach Liebhaber der russischen Dolmetscherin und ergebener Mitarbeiter der MWD-Offiziere. Natürlich 'Antifaschist'. Dabei ganz aus dem Holz, aus dem man ehedem die echten deutschen 'Faschisten' geschnitzt hatte. (S. 219 f.)

Aus dem eben Gesagten ergibt sich als weitere Folgerung: Autoritätswechsel fällt knechtisch gesinnten Menschen selten schwer, weil sie letzten Endes nur den persönlichen Vorteil im Auge haben. Jener ehemalige Landgerichtspräsident, der sich seinen hohen Justizposten nur dank exzessiver Hitler-Hörigkeit ergattert hatte und ohne Spur von Bedrückung oder Schuldgefühl auf sein hartes Durchgreifen im Warthegau zurückblickt, sucht im Kriegsgefangenenlager sehr bald Unterschlupf bei den Antifaschisten. Damit, so stellt Kramp fest, "tat er im Grunde nur, was er auch zuvor für selbstverständlich gehalten hatte: dass man sein Gewissen an die jeweils herrschende Macht verkaufte".

Nun weiß das Buch aber auch von Vorkommnissen ganz entgegengesetzter Art zu berichten. In einer

Zeit, wo das Menschliche so ernstlich in Frage gestellt war wie im Berichtsabschnitt 1944-50, zerbrach wohl manch morscher Stamm, der vordem trutzig erschienen. Es fand sich aber auch manche helfende Stütze, wo man sie zuvor nicht vermutet hätte. Wenn es bei Hölderlin heißt: "Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch", so rief denn auch während des Dritten Reiches, im Inferno des Hitlerkrieges und im Wirrsal der Nachkriegszeit die Not den Helfer auf den Plan.

Wir haben eingangs gehört, wie Kramps Schwester eine Judenfamilie in ihrem Haus verbarg, um sie vor dem Abtransport in eines der gefürchteten Konzentrationslager zu bewahren. Entschlossen, dem Einbruch des Unheils mit der ihm zu Gebote stehenden Widerstandskraft entgegenzuwirken, so steht Major Hößlin vor uns als ein von wirklichem Verantwortungsbewusstsein für Volk, Nation und die ihm unterstellte Mannschaft durchdrungener Mann, der dem Autor bekannte:

Ich bin Soldat gewesen mit Leib und Seele, und in Ehren. Erst dieser Kerl (Hitler) hat dem Soldatsein die Ehre genommen, weil er befiehlt, sich an hilflosem Leben zu vergreifen, weil er seine Offiziere zu Marionetten erniedrigt - ah! Glauben Sie mir, wenn die Menschen auf der Straße mein Ritterkreuz anstarren --- ich schäme mich! Aber nicht darum geht es jetzt, es geht einfach darum, dass dieser Wahnsinnige nicht weiterhin Millionen unschuldiger Menschen einfach einstampfen darf. Sollen etwa alle unsere Städte kaputtgemacht werden? Soll die Rote Armee noch weiter nach Deutschland vordringen? Darum geht es. Und darum muss Hitler sterben! (S. 21.)

Diese vom Ethos geprägte Gewissenshaltung besiegelte er mit dem eigenen Tod.

Im Gefangenenlager nahm es der unbeugsame Major Busch trotz vorangegangener schwerer Einkerkerung beim MWD und trotz warnender Stimmen auf sich, im Rahmen der demokratischen Selbstkontrolle jenen Missstand zu beseitigen, der darin bestand, dass sich die Dolmetscher und Antifa-Leute ihre Taschen auf Kosten der einfachen Lagerinsassen laufend füllten.

Kramp bezeugt aber auch etliche Fälle von schlichter Kameradschaftlichkeit und aufrichtender Mitmenschlichkeit sowohl an der Front wie in der Gefangenschaft, die das Odium des Heroischen völlig entbehren und dennoch den Aufbruch helfender Kräfte inmitten ratloser Verzweiflung erkennen lassen. Eine Szene möge hier für andere stehen:

Eines Nachts erhebt sich in einer mit Kriegsgefangenen zum Bersten vollgestopften, von außen verrammelten und vom Gestank der Durchfallkranken erfüllten Baracke ein panikartiges Geschrei. Die Gefangenen glauben zu ersticken. Da feuert der russische Posten zwei bis drei Schüsse in den Raum. Das Toben verebbt mit einem Schlage. Nur einer wimmert jämmerlich, der Getroffene, bis auch er verstummt.

Und in die angstvolle Stille hinein ertönt die hochdeutsche Stimme des Oberstabsveterinärs, eine empörte Stimme aus einer anderen Welt: "Seid ihr eigentlich noch Soldaten, oder was seid ihr! Nehmt doch Vernunft an, Leute!" Was er da soeben sagte, ist ganz in den Eimer gegangen, kein Zweifel. Die Männer fühlten sich im Augenblick vielleicht ein wenig beschämt; aber sie können diese hochdeutsche Stimme gerade jetzt nicht vertragen. Der Ton ist falsch, der Ton gehört in den Vortragssaal, in die Familie, ins Kasino, aber nicht in diesen Stall, wo hungrige Männer ohne Waffen und ohne richtige Uniform und Rangabzeichen von ihrem eigenen Gestank erwürgt werden. Es gibt ein kurzes böses Schweigen, dann ruft einer laut und frech: "Halt du nur dein Maul, du Kriegsverlängerer!" Um der Disziplin willen müsste der Veterinär den Schreier jetzt sofort hinausstoßen oder niederschlagen; aber dazu hat er keine Kraft mehr, er sieht den Mann nicht einmal, der da gebrüllt hat. Andere wenden sich gegen den Schreier, ein wüstes Durcheinander entsteht. Und dann, als der Lärm für einen Augenblick abschwillt, hört man eine andere Stimme, ruhig und nicht allzu laut: "Lasst doch mal den Arzt zu dem Verwundeten, Sportsfreunde, ist das wohl zu machen? Hat noch einer ein Hindenburglicht?" Diesmal ist das Schweigen anders. Die Stimme des jungen Hauptmannes, der in den letzten Tagen mehr und mehr die Führung der Kolonne übernommen hat, diese Stimme hat all das Elend barsch abgetan; es ist die Art Offiziersstimme, zu der die Landser im Einsatz Vertrauen hatten, wenn es ganz schlecht aussah. Diese Stimme wendet sich an die unerschrockenen alten Soldaten, die sich immer erst in aller Ruhe das Maul abwischten und eine Zigarette ansteckten, ehe sie sich hinter das MG legten. Schon brennt irgendwo ein Kerzenstummel. "Reich mal her den Kronleuchter!" sagt der Hauptmann. Und dann geht er mit Maeger zu dem Verletzten. Er fragt: "Hat noch jemand Verbandszeug?" Tatsächlich, er bekommt es. Denn jetzt geschieht etwas. Mehr ist gar nicht nötig: nur dass etwas geschieht. Irgendetwas. (S. 165-167.)

Schließlich verdient auch folgendes Erlebnis, das von innerer Überwindung um der Kameraden willen zeugt, als Beispiel brüderlichen Handelns festgehalten zu werden: Ein in den Bunker des Gefangenenlagers gesperrter junger Leutnant sollte, um wieder frei zu kommen, einen Schriftsatz unterschreiben, durch den er sich zur Denunzierung seiner Kameraden verpflichtet hätte. Hinterher bekannte er:

Um ehrlich zu sein, ja, ich habe unterschrieben. Sie hatten mir solche Angst gemacht, niemals würde ich sonst die Heimat wiedersehen, sondern in Dunkelheit verrecken. Außerdem werde ja gar nichts Unrechtes von mir verlangt. Nur die Kriegsverbrecher solle ich ihnen finden helfen, das liege doch im Interesse eines jeden guten Demokraten. Ich habe also tatsächlich unterschrieben. Aber dann tat es mir leid, und ich dachte: Man darf seinen Nächsten nicht verraten, mag kommen, was will. Und als sie mich wieder holten, sagte ich, ich hätte es mir überlegt und zöge meine Unterschrift zurück... Und dann? Deutschmann hat mich mit den Absätzen in den Bauch getreten. Aber sie haben mich laufen lassen. (S. 273.)

Diesen Betrachtungspunkt soll ein Satz aus Kramps Traktat 'Vom aufmerksamen Leben' beschließen: "Man wird Mensch, indem man den Drohungen und Herausforderungen des Lebens durch Verantwortung antwortet; man überwindet seine Sorge, indem man zu einem für andere Sorgenden wird."

Wenn der Berichterstatter gewissermaßen als zusammenfassende Antwort auf die ihn so bewegende Frage "Was waren wir Deutsche in jenen schlimmen Jahren?" seinem Buch den Titel 'Brüder und Knechte' verliehen hat, so wäre es doch sicherlich verfehlt, jede im Bericht vorkommende Person, jede Szene nach dem Schwarzweiß-Verfahren aufzuschlüsseln. Was bei der Lektüre so beklemmend deutlich wird, ist ja gerade, dass beides, das Brüderliche wie das Knechtische, sehr dicht beieinander wohnt, ja dass es sich oft in ein und derselben Brust gegeneinander reibt. Diese Feststellung wollen wir an einigen Beispielen erhärten:

Obgleich sich der schon erwähnte Oberst Bicker als neuer Kommandeur so unangenehm barsch und engstirnig einführte, dass ihn seine Untergebenen als Gottesgeißel bezeichneten, obgleich er so erbarmungslos den Grundsatz verfocht, dass Humanität im Kriege falsch sei, konnte er auch eine menschlich-vornehme Gesinnung bekunden. Zotige und gotteslästerliche Reden verbannte er aus dem Offizierskasino. Dem Autor des Buches ließ er bei aller militärischen Strenge eine fast väterlich-wohlwollende Besorgnis zuteilwerden, nachdem er ihn im engeren Kreise näher kennengelernt hatte.

Dann erzählt uns das Buch, wie mancher raukantige Haudegen, der im Kampfeinsatz dem Feind keinen Pardon zu geben bereit war, im Privatleben den liebevollsten, zärtlichsten Familienvater verkörperte.

Wenn wir vorhin auch über die törichte Hitler-Gläubigkeit des Dr. Maeger den Kopf geschüttelt haben, so müssen wir ihm gerechterweise doch bescheinigen, als Arzt und Mensch seinen Kameraden selbst unter schwierigsten Umständen jederzeit helfend zur Seite gestanden zu haben.

Unwillkürlich hält der Leser an der Stelle erschrocken inne, wo er erfährt, dass der so sympathisch erscheinende Lagerelektriker Hans, der so wagemutig war, ein Loch in die Kerkerwand zu bohren, um den Inhaftierten stärkende Nahrung zuzustecken, ehemals Gestapomann gewesen ist und als solcher einst unschuldige Menschen gefoltert hat.

Nachdenklich stimmen muss andererseits, dass sich die dem Widerstandskämpfer Major Hößlin nahestehenden Offiziere nach seiner Verhaftung in schäbiger Weise von ihm distanzierten und dass sich im Gefangenenlager die sonst so Gutwilligen und Redlich-Gesonnenen verstört und ängstlich zeigten, als es galt, für ihren in den Kerker geworfenen Kameraden einzutreten.

Hat ein vaterlandsliebender, mit Ernst und Eifer nach Gerechtigkeit, Ordnung und Zucht trachtender Mensch vor dem Einbruch dämonischer Gewalten bewusst oder unbewusst die Augen verschlossen, muss ihn hernach die Anklage, das rechte Wort, das rechte Handeln versäumt zu haben, besonders hart treffen. Major Fritz Busch, dieser von Grund auf gradlinige, zupackende, kampfesmutige Offizier,

der vor allem deshalb unsere innere Anteilnahme gewinnt, weil sich in seinem Charakter so viele Züge kern-deutscher Wesensart widerspiegeln, braucht einen langen Weg bis zum schmerzlichen Eingeständnis, einem verhängnisvollen Irrglauben gefolgt zu sein. Ich verlese nachfolgend einen längeren Dialog zwischen ihm und Willy Kramp, in dem sich das eigentliche Anliegen des Buches in besonders einprägsamer Weise entfaltet.

Busch: "Du magst es mir glauben oder nicht: aber ich erfahre hier im Lager zum ersten Mal, was mit den Juden geschehen ist. Natürlich habe ich davon gehört, dass sie in den Osten transportiert wurden; na schön, dachte ich, warum nicht, man lässt sie eben arbeiten, so wie auch alle anderen jetzt über ihre Kraft arbeiten müssen. Aber Vernichtung ... Vergasung ... nein!"
"Und wenn es dir jemand gesagt hätte, vor einem Jahr, vor zwei Jahren, drei Jahren - hättest du es geglaubt?"
Der Major zögert mit der Antwort. Dann erwidert er schroff: "Natürlich nicht."
"Weil du es nicht glauben wolltest!"
"Nein. Sondern weil ich dergleichen im deutschen Volk für unmöglich hielt. Ich hätte mir damit selbst den Boden unter den Füßen weggezogen."
"Mag schon sein. Aber dann hättest du auch begriffen, dass der 20. Juli notwendig war ... unsere letzte Hoffnung...!"
"Es fällt mir schwer das anzuhören. Auch jetzt noch."
Schweigen.
"Aber es geht um die Wahrheit!"
"Die Wahrheit ist: wenn ich damals von der Verschwörung erfahren hätte, so wäre mir nur die Wahl geblieben, entweder hinzugehen und euresgleichen vor den Volksgerichtshof zu bringen oder mir selbst eine Kugel in den Kopf zu schießen. Meinen Fahneneid jedenfalls hätte ich nicht gebrochen!"
"Deinen Fahneneid hattest du einem eidbrüchigen Massenmörder geschworen. Und sobald du erkennen musstest, dass dein Gehorsam dazu missbraucht wurde, das Böse zu fördern - "
"Ich kann nicht zugeben, dass ich Böses getan habe, indem ich für mein Vaterland kämpfte!"
"Böses getan? Wer sagt das? ...Aber du hast das Böse, dem du dientest, nicht erkannt. Darin liegt deine Schuld und unser aller Unglück. Du hast das unheimliche Vorzeichen nicht gesehen, das vor der Klammer stand und alles verdarb, was unter normalen Umständen gut und nobel und nützlich hätte sein können. Es ist keine Schande, das nachträglich zuzugeben."
Der Major antwortet nicht. Er errötet ein wenig; es ist bewegend zu sehen, wie er die Demütigung annimmt. Aber ich muss wohl von allen guten Geistern verlassen sein; ich reiße die Wunde noch tiefer auf.
Ich sage: "Auch dein Stolz darauf, dass du bis zum letzten Augenblick gekämpft hast, ist problematisch."
"Stolz? Ich bin dankbar dafür, dass ich deutsche Frauen vor den Russen retten konnte."
"Gewiss. Wenn auch vielleicht nicht endgültig. Und du hast dabei viele deiner Männer geopfert."
"Meine Verluste hielten sich in Grenzen. Und zwar gerade deshalb, weil wir bis zum Schluss gekämpft haben, wie sich das gehörte".
"Verzeih! Du hast mir von dem Überläufer erzählt, den du getötet hast ... das gehörte sich auch so?"
Der Major schweigt eine Weile; sein Gedicht verdüstert sich.
"Das kann nur verstehen, wer in solchen Kämpfen damals selbst gestanden hat. Wochen und Wochen und Wochen kämpfend auf dem Rückzug. Rechts und links quält sich das Elend der Zivilisten hin. Zuletzt krallten wir uns einfach fest. So nahe lagen wir den Russen gegenüber, dass wir schon in ihre Bereitstellungen feuern konnten. Feindliche Artillerie sucht uns. Panzer brechen ein, werden mit Panzerfäusten vernichtet. Ganz dicht lassen wir die Russen herankommen, schießen in genau festgelegter Reihenfolge: Sturmgeschütz, Panzerfaust, MG, Sturmgewehr. Und dann Gegenstoß mit den par Männern ...
Wir sehen die Haufen Toter drüben. Hören, wie die russischen Offiziere brüllen, um die Rotarmisten zum Angriff zusammenzubringen. Tag um Tag und Nacht um Nacht, kannst du dir das vorstellen? Wir sind todmüde, ausgesaugt bis auf die Knochen, dreiviertel wahnsinnig, wollen trotzdem und jetzt erst recht nicht weiter zurück. Und da sehe ich dann ... sehe ich einen Mann das Gewehr wegwerfen und zu den Russen überlaufen. Einfach überlaufen! – Wie gesagt, das kann nur verstehen, wer in der gleichen Lage gewesen ist. Außerdem ... er hätte den Russen verraten, wie schwach wir waren."
"Dass es mit euch nicht mehr weit her war, wussten sie wohl ohnehin."
"Nicht in dieser besonderen Situation. Außerdem wären andere dem schlechten Beispiel gefolgt, wenn man sie nicht abschreckte."
"Weil sie leben wollten."
"Sie hatten zu kämpfen. Der Krieg war noch nicht aus."
"Doch. Er war aus."

"Das ... ist Ansichtssache. Schließlich bist du selbst ja auch Offizier gewesen und hast gekämpft bis zum Ende - oder nicht?"
"Ja. Ich bin Offizier gewesen. Auch nach dem 20. Juli noch. Ich habe mich verhalten, als handle es sich um einen Gerechten Krieg. In Wirklichkeit war ich davon überzeugt, dass er böse sei"
Pause.
"Wer konnte damals Gut und Böse wirklich unterscheiden?" sagt der Major gequält. "Und wenn wir missbraucht wurden ... waren alle die blutig schweren Opfer deshalb weniger wert?"
"Wir wurden nicht nur einfach missbraucht. Wir haben auch selbst Missbrauch getrieben. Bei uns waren Lüge und Hochmut und Grausamkeit im Spiel".
"Lüge? Bewusst habe ich nie gelogen. Ich habe bestimmte Befehle, die Lügen enthielten, meiner Truppe nicht vorgelesen. Hochmut? Das müsstest du mir näher erklären. Und ... Grausamkeit? Ja. Sicher. Aber das Leben ist grausam. Der Krieg ist grausam. Meinst du, ich denke nicht auch manchmal an jenen Überläufer? 0 nein, nein - das ist gar nicht schön, wenn einer zu dir heraufstiert und leben will, nichts als leben, um jeden Preis leben. Aber damals kam es mir so jämmerlich vor, leben zu wollen, während sie Deutschland plattwalzten, die Frauen schändeten. Ich habe die blutigen Schleifspuren gesehen, du nicht. Ich habe die Eisenkeile in ihren Schößen ... ach Gott! Ja, ich bin grausam gewesen, mir tut jetzt jeder leid, den ich umbringen musste. Aber das war eben ...! Du hast nicht töten müssen, freu dich! Du hast dich nicht schuldig gemacht ---!"
"Nicht schuldig gemacht? Leute meiner Art sind schuldiger als du. Weil wir gewusst haben und trotzdem Schritt für Schritt mitgegangen sind ... mit ein bisschen Protest zwar und allerlei inneren Vorbehalten, aber doch immer weiter ...! Trotz der Konzentrationslager, in denen unsere Freunde verschwanden. Trotz des Unrechts, das bis in die feinsten Verästelungen unseres Lebens hineinwucherte. Heimlich haben wir an unserer Arche gebastelt für die Zeit der Sintflut..."
Der Major sieht mich nachdenklich fragend an. Zorn und Unmut sind einer tiefen Traurigkeit gewichen.
"Das Vaterland" sagt er. "Glaub mir, wenn ich an Deutschland denke, dann..."
Er dreht sich eine Machorkazigarette, zündet sie an. Tief zieht er den Rauch in die Lunge ein; die beiden senkrechten Falten in seinen Wangen sind wie schlecht verheilte Narben. "Ich werde einfach nicht fertig damit", fügt er bekümmert hinzu.
"Womit?"
Pause. Wieder ein paar tiefe Züge aus der unförmigen Zigarette.
"Mit. .. ja, womit? Ich frage mich immer wieder, ob nicht der schwarze Kern in dieser faulen Frucht die Sehnsucht unseres Volkes gewesen ist nach einer Ordnung, die ... das Leben des einzelnen ... zu einem Wert hätte machen können. Nach einer Ordnung, wie sie vielleicht das Heilige Römische Reich Deutscher Nation einmal..."
"Nein! Verzeih. Der schwarze Kern in dieser faulen Frucht ist der egoistische Wunsch gewesen, die Last des Schicksals abzuwerfen. Die fatale Neigung, zu sagen: Diesen da schlagt tot, der hat schuld!"
"Aber unser Volk hat doch seine Lasten getragen! Es hat gehungert, nicht nur nach Brot, auch nach Gerechtigkeit. Es hat sich zu der zweifelhaften Schuld bekannt, dass es den Ersten Weltkrieg angezettelt hätte. Sei doch gerecht! Hast du vergessen, wie es bei uns aussah, als Hitler kam?"
"Unsere Not war die Not der Welt, und sie musste gemeinsam mit den anderen Völkern überwunden werden. Wir waren auf dem Wege dazu. Und alles Schlechte, Unzulängliche, das es natürlich auch gab, war nichts im Vergleich zu dem, was dann kam im Namen der sogenannten Ordnung: Lüge, Mord, Heuchelei!"
Der Major hat schon bei meinen letzten Worten ungeduldig den Kopf geschüttelt. "Du verstehst mich nicht!" ruft er mit einem Unterton von Verzweiflung aus. Und fährt dann fort, die Stimme gewaltsam herabdämpfend: "Ich leugne das alles ja gar nicht! ... Ich weiß heute, was es auf sich hatte mit 'Führer befiehl!', mit ‚arteigen' und 'Herrenrasse'. Ich muss dir ja glauben, dass scheußliche Verbrechen im Namen dieser Dogmen verübt worden sind - was bleibt mir anderes übrig? Dennoch... dennoch frage ich mich, ob hinter diesem vielen Bösen nicht irgendwo ein Stück Gutes gesteckt hat..."
"Und das wäre?"
Er sucht angestrengt nach Worten.
"Ich frage mich: war das, was wir in Deutschland erlebt haben, nicht auch der Protest gegen eine Welt, die sich mehr und mehr aus ihren naturgegebenen Bindungen reißt und...?"
"Aber ich bitte dich, Fritz - gerade die Ideologie Hitlers hat doch den Menschen aus seinen letzten Wurzeln herausgerissen, hat ihn mit den 'naturgegebenen Bindungen' Schindluder treiben lassen. Unsere wirklichen Götter hießen 'Plan', 'Macht', 'Maschine', 'Wissenschaft' - ich sehe nicht den geringsten Unterschied zu dem, was in der Sowjetunion oder in Amerika angebetet wird!"
Busch reckt sich im Sitzen auf; sein Trotz hat etwas Hilfloses.
"Und alle Tapferkeit", sagt er, "aller Gehorsam, alle Gläubigkeit, aller Fleiß, alle Hingabe ... diese unsägliche Mühe und Anstrengung ...! Das alles siehst du nicht!"

"Doch. Aber genau das war das Schreckliche! Denn bei seinen guten Eigenschaften hat der böse Geist unser Volk gepackt. Gerade seine Tugenden hat er sich dienstbar gemacht."
Der Major sieht mich an.
"Das ist ein Brocken", sagt er langsam und bitter, "an dem ich lange zu würgen haben werde." (S. 249-253.)

Wenn ich mir das soeben mitgeteilte Gespräch durch den Kopf gehen lasse, muss ich zunächst sagen, dass mir einige Wendungen Kramps wie "Unsere Not war die Not der Welt" zu glatt formuliert, politisch-historisch gesehen nicht fundiert genug erscheinen und ein zu karges Verständnis für die z.T. durchaus berechtigten Wünsche und Sehnsüchte eines Volkes bekunden, das nach dem unglücklich verlorenen Krieg von 1918 tief gedemütigt worden war und das nicht ohne Grund jubelte, als der neue Reichsführer die Versailler Fesseln mit kühnem Griff zerschlug. Ich mache gar kein Hehl daraus, dass meine Sympathien beim Lesen unwillkürlich dem Major als ehrlichem Fürsprecher unserer Nation zufielen. Gleichwohl muss ich aber einräumen, dass Kramp die Dinge unter apokalyptischem Aspekt in einem schärferen Lichte sieht. Zweifellos sind während der totalitären Hitler-Herrschaft Dämonien zu Tage getreten, die auf der Ebene politisch-historischer Betrachtung allein nicht erfasst und ausgedeutet werden können und die nicht mit einem Wegsehen, einem Nichts-davon-wissen-wollen beantwortet werden dürfen. Zwar haben, auch wenn immer wieder Gegenteiliges behauptet wird, die meisten Angehörigen unseres Volkes von den systematisch durchgeführten, aber nach außen hin sorgsam abgeschirmten Massenvernichtungen jüdischer Menschen nachweislich keine Kenntnis erhalten, alle jedoch mehr oder minder deutlich mitbekommen, wie die führenden Kräfte des Reiches infernalischen Hass gegen andersrassige und andersdenkende Menschen ausstreuten, wie in der sog. Reichskristallnacht jüdische Geschäfte demoliert und Synagogen angezündet wurden, wie unbequeme Zeitgenossen in Konzentrationslagern verschwanden. Selbst unkritischen Naturen konnte es auf Dauer schwerlich ganz verborgen bleiben, dass sich der ursprünglich berechtigte Kampf gegen das Versailler Schanddiktat längst in einen rücksichtslosen Eroberungsdrang verwandelt und dass das Vorzeichen vor der Klammer einen negativen Wert bekommen hatte.
Doch so unnachgiebig, ja unerbittlich Kramp den Finger auf die Wunde legt, ist er doch kein Mann des kaltherzigen Urteils. Spürbar leidet er darunter, dass so viele deutsche Menschen dem unheilvollen Wahn erlegen waren. Nichts liegt ihm daran, nach Art und Weise mancher unserer Massenmedien den Leichnam des NS-Systems nachträglich noch mit Fußtritten zu traktieren, aber .alles, dem von der Krankheit des Systems befallenen und noch immer angefochtenen Gefährten die Augen zu öffnen und ihn zur Erkenntnis der Wahrheit zu verhelfen.

Das leidenschaftliche Ringen um dieses Zieles willen ist nicht vergeblich geblieben. Zu den ergreifendsten Szenen des Buches gehört, wie der Mensch Fritz Busch, einst begeisterter Ideenträger und stolzer Waffenträger des nationalsozialistischen Staates, nach unsäglichen Leiden und Läuterungen im Kerker die Hassgefühle gegen seine Peiniger überwindet und im Zutrauen auf eine höhere Gerechtigkeit den Satz niederschreibt: "Gott ist gut, auch zu mir."

Der Bericht 'Brüder und Knechte' wäre dann eine kaum erträgliche Lektüre, wenn ihn Kramp in der schulmeisterlichen Pose des Besserwissers mit erhobenem Zeigefinger abgefasst und die eigene Person vom Schuldspruch ausgeklammert hätte. Doch bereits einleitend ließ er verlauten:

Meine Generation ist tief verwundet durch die Erkenntnis, wie klein der Schritt zum Schuldigwerden ist. Auch ich selbst habe erfahren, dass es fast unmöglich war, unter der Herrschaft des totalitären Systems ohne Schuld zu bleiben.

Wohlgemerkt, er spricht hier nicht bloß - wie das so häufig geschieht - von *unserer* Schuld, sondern bekennt freimütig sein *eigenes persönliches* Versagen. Obwohl er zu denen gehörte, die schon zu Beginn der neuen Herrschaft die trügerischen Zeichen durchschaut und sich nicht von der tosenden und lärmenden Hitler-Begeisterungswoge hatten überspülen lassen, gesteht er, sich schuldiger gemacht zu haben als ein Mann wie Major Busch, weil er trotz klarer Erkenntnis dem fortschreitenden Unheil nur mit inneren Vorbehalten, nicht aber mit rückhaltlosem Mut entgegengetreten, weil es ihm

letzten Endes mehr um das Über- als um das Widerstehen gegangen sei. "Sogar diese Uniform trage ich gar nicht so ungern", sagte er einst im vertraulichen Gespräch zu Major Hößlin. "Am liebsten möchte ich fortlaufen und alles vergessen, was ich weiß. Oder - noch schändlicher - ich möchte das Odium des Verräters meiden und dennoch sagen können: Habe ich nicht das meine getan, die Tyrannei zu stürzen? ... So sieht es in mir aus."

Ehe er für den in schwerster Einzel- und Dunkelhaft schmachtenden Major Busch eine Verteidigungsschrift entwarf und sie persönlich dem MWD-Gewaltigen aushändigte, peinigten ihn Gewissensqualen. Denn im tiefsten Grunde seiner Seele hatte er aufgeatmet, als der inhaftierte Busch einem anderen Lagergefängnis überstellt worden war, glaubte er doch, auf diese Weise der inneren Verpflichtung entronnen zu sein, etwas für ihn tun zu müssen.

Verrat ist die elementarste Beziehung zwischen Menschen ... Ich konnte mit Trauer an ihn denken, wie an einen Toten; vielleicht war diese Trennung für uns beide besser - nein, für mich besser, rundheraus gesagt! Es ist das Allernatürlichste und Allerleichteste, einander zu verraten. Es geschieht wie von selbst, man braucht fast nichts dazu zu tun. Es genügt, die Braue zu heben, die Mundwinkel herabzuziehen. Alle unsere Worte und Gedanken sind immerfort von Verrat durchtränkt. (S. 276.)

Nach Buschs Verhaftung überkommen Kramp Angstzustände, deren er sich kaum zu erwehren weiß:

Die Angst, die mich bisher nur vage und gestaltlos umkreist hatte, trat plötzlich auf mich zu wie ein lebendes Wesen, griff nach mir. Alles wurde falsch, was ich in diesen Wochen tat; ich redete falsch, ich lachte falsch, ich ging und stand falsch, sogar mein Herz schlug falsch unter dem Bleigewicht der Angst ... Als ich zu Köche komme, um nach Vorschrift den Gottesdienst anzumelden, bin ich von einer Erbötigkeit, die mich selbst anekelt. ... Den Gottesdienst halte ich weiter, aber ich fühle, dass meine Predigt dünn und fade wird. Nicht einmal im Schlaf verlässt mich die Angst. ... Ich zeige der Antifa meinen guten Willen, und ich schäme mich. Ich bin genau wie alle anderen, die ich verachtet habe wegen ihrer Unterwürfigkeit vor den Mächtigen im Lager. (S. 260.)

Schließlich vertuscht er bei seiner Selbsterforschung auch jene Situationen nicht, in denen er rein menschlich nicht so gehandelt hat, wie er es an sich hätte tun sollen. Hierfür nur ein Beispiel: Während des Marsches zum Sammellager hatte er sich seine kärgliche Brotration sorgsam eingeteilt. Als er sich anschickte, den Rest zu verzehren, verfolgte ein jüngerer Kamerad jeden einzelnen Bissen mit geradezu flehentlicher Gier. Der Essende empfand diesen unverhüllten Brotneid als so widerwärtig, dass er nicht willens war, auch nur einen einzigen Brocken abzugeben. Am nächsten Morgen aber trug man eben diesen jungen Kameraden als Toten aus der Baracke.

Das Buch 'Brüder und Knechte' vermittelt Einblicke in die dämonisch-grausame Struktur politischer Zwangsherrschaft unter Hitler und Stalin, die in ihrer Eindringlichkeit den Leser nur erschüttern können. Doch ungleich tiefer und nachhaltiger noch sollte ihm die Aussage zu denken geben, dass die im Schattenbereich der Diktatur lebenden Menschen einer Schuldverhaftung selbst dort nicht zu entrinnen vermochten, wo sie mit ehrlichem Willen und redlichem Bemühen - sei es in innerer Distanz oder im bewussten Widerstand zur bestehenden Tyrannei, sei es in kämpferischem oder tätig-helfendem Einsatz für Kameraden und Volk - ihrer Daseinsverpflichtung nachzukommen suchten.

Etwas befremden mag, dass Willy Kramp - zumindest zeitweilig - die Tendenz erkennen lässt, den deutschen Schuldanteil kompromisslos in den Brennpunkt zu rücken, denjenigen der Russen dagegen mehr als naturbedingte Gegebenheit hinzunehmen. Gibt er damit nicht die eingangs zum Prinzip erhobene Unvoreingenommenheit in der Berichterstattung preis? Nun sollte gewiss ein jeder, statt die Schuld des anderen zu markieren, sich zuerst um das kümmern, was er selbst mit zu verantworten hat. Doch unablässig immer nur die deutsche Schuld zu beteuern und diejenige der anderen Nationen zu ignorieren, nährt letzten Endes nur deren unangebrachte Selbstgerechtigkeit und hindert sie, auch mal vor ihrer eigenen Tür zu kehren. Außerdem fordert diese Haltung - ich denke an die Drohbriefaktionen der letzten Wochen - als Gegenschlag einen höchst unerwünschten Neonationalismus im eigenen Lande heraus. 20 Jahre nach Kriegsende ist es wahrlich an der Zeit, die geschehenen Dinge in

den richtigen Perspektiven zu sehen und in der heiklen und vielschichtigen Schuldfrage endlich so nüchtern und sachgerecht wie möglich Stellung zu beziehen. Allerdings - und das hat Willy Kramp gewiss betont, aber im Unterschied zu manchen anderen Verlautbarungen der Nachkriegszeit nicht würdelos unterstreichen wollen - können die Untaten und Verbrechen der anderen unseren eigenen Fehlbetrag keinesfalls gegenstandslos machen. Obgleich nur eine verschwindend kleine Personengruppe unseres Volkes unmittelbaren Anteil an jenen furchtbaren Massenvergasungen in den Judenlagern hatte, stehen wir als Nation noch immer unter ihrem Bannfluch, der sich nicht wie ein schmutziges Hemd einfach abstreifen lässt. Darum gilt es, mit der ganzen Kraft unseres Herzens um echte, befreiende Versöhnung zu ringen.

Wenn überhaupt, lässt sich unsere Vergangenheit freilich nicht in rückwärtsgewandter Zerknirschung, sondern nur in dem Maße wirklich bewältigen, wie wir die Aufgaben der Gegenwart meistern. Indem Willy Kramp über das Jahr 1945 hinaus- und in den sowjetischen Machtbereich hineinblendet, hat er bereits die Richtung gewiesen. Auf den letzten Seiten des Berichtes lenkt er seinen Blick sogar unmittelbar auf unsere heutige Zeit und die jetzt heranwachsende Generation - und dies mit begründeter Sorge. Denn Denunziationen, Verhaftungen und staatlich geschürte Hasskampagnen haben in unseren Tagen doch nicht aufgehört, sondern versetzen weiterhin Menschen in Angst und Schrecken. Als ehemaliger Bewohner der sowjetischen Besatzungszone kann ich es zur Genüge bezeugen, wobei ich nicht verhehlen darf, wie dort unsere Landsleute unter dem Überdruck entnervender staatlicher Nötigungen unausweichlich in neue Schuld verkettet werden. Ohne Zweifel hätte ich selbst wesentlich tapferer, wesentlich beherzter und besonnener zugleich auftreten müssen, um hier mit unbelasteten Gewissen sagen zu können, drüben meinen Mann gestanden zu haben. Gerade weil es mir um diese Erkenntnis sehr ernst ist, schmerzt es mich aber auch, mit welcher verbiesterten Einseitigkeit meinungsbildende Organe in der Bundesrepublik immer nur auf den während der Nazizeit begangenen Schandtaten herumreiten, ohne sehen und ohne begreifen zu wollen, wie jenseits von Werra und Elbe diese, wenn auch unter anderen Symbolzeichen, ihre Fortsetzung erfahren. Wahrlich besser, als ständig Neuauflagen kollektiver Schulddeklarationen über den Zeitabschnitt 1933-45 zu liefern, wäre es, aus den Erfahrungen mit jener unseligen Gewaltherrschaft die richtigen Schlussfolgerungen zu ziehen und mit ganzer Willensstärke den derzeitigen Herausforderungen zu begegnen.

Dass die erwähnten Gefahren nicht nur aus östlicher Richtung uns massiv bedrohen, sondern auch unter der Decke unserer westdeutschen Wohlstandsgesellschaft lauern, sollte kein Geheimnis sein. Auf die Frage:

Ist nicht - jedenfalls in unserer 'westlichen Welt' - das Unrecht gezähmt, die Gewalt an die Kette gelegt, die ideologische Seuche zum Erlöschen gebracht?

gibt der Autor die warnende Antwort:

Täuschen wir uns nicht. Der Virus der Lüge übersteht alle Angriffe. Überall findet das Böse Risse, aus denen es unversehens emporzüngelt. Die Gewalt weiß sich unkenntlich zu machen. Und der Mensch, der leben will und nichts als leben, ist stets versucht, sich den rohen Fakten unterzuordnen. Auch verführt die unverdiente, billige Freiheit zu jener schrecklichen Selbstsucht, die der Tyrannei und der Ungerechtigkeit immer wieder den Boden bereitet (S.356)

Nun aber sei noch ein letztes Wort gesagt. Obwohl uns die Lektüre des Buches mit zwingender Schlüssigkeit veranschaulicht hat, wie schwer die Verfehlungen der Vergangenheit und analog die Versäumnisse der Gegenwart auf uns lasten, legen wir es nicht ohne Trost und ohne Hoffnung aus der Hand. Denn immer wieder ließ der Verfasser durchscheinen, dass es - wie er zusammenfassend betont - "sowohl unter der Tyrannei Hitlers als auch während der düsteren Fron der Gefangenschaft Augenblicke völliger Freiheit gegeben hat", Augenblicke, in denen es möglich war, "die Identität mit sich selber und eine elementare Mitmenschlichkeit zu wahren". Und er schließt mit den Worten:

Vor der Gewalt und Leuchtkraft solcher Augenblicke verlor das Knechtende seine Macht. Und es blieb die Kontinuität des Menschlichen gewahrt - in aller Not des Gewissens, in allem Versagen und in aller Angst. (S. 357.)

Wenn aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, bis zum heutigen Tage trotz aller verheerenden Stürme und Katastrophen, deren Spuren sich tief in den Erdball und nicht zuletzt auch in unser deutsches Vaterland eingefurcht haben, das Menschliche nicht völlig zuschanden wurde, sondern sich je und je zu oft nur unscheinbarer, brüchiger und dennoch verbindender Brüderlichkeit erhoben hat, wenn allenthalben in unser dunkel verhangenes Dasein mit hellern Lichtstrahl Stunden hereingebrochen sind, die, um es mit Kramps eigenen Worten auszudrücken, "die Krusten des Bösen zu sprengen und neuen Ursprung zu setzen" vermochten, dann weist uns das auf die Wirkungsmacht einer unerklärbaren und doch unauslöschlichen Gnade. Uns Kriegsentlassenen und Nachwachsenden, denen jetzt die Gestaltung einer neuen Zeit obliegt, sollte es - im Sinne des Buches von Willy Kramp - Ruf und Auftrag sein, unseren Bau auf dem von so erbarmender Hand gelegten Fundament immer wieder neu zu prüfen, zu richten und zu festigen.

Im letzten D-Zug-Wagen

Betrachtung zu einer Erzählung Wilhelm Schäfers

In dieser Kurzgeschichte schildert der Autor, wie ein Eisenbahnzug auf freier Strecke ruckartig zum Stehen kommt und die Insassen durcheinanderwirbelt, nachdem ein junges Pferd unter die Räder der Lokomotive geraten war. Noch ehe der Zug seine Fahrt fortsetzen kann, fährt der nachfolgende auf ihn auf und zertrümmert den letzten Wagen. Im Mittelpunkt der Erzählung steht das von den Fahrgästen eines Abteils dieses Wagens zwischen bei den Ereignissen geführte Gespräch. Es kreist um die Frage des Todes. Der Autor gibt sich nicht als unmittelbarer Zeuge des Wortwechsels zu erkennen. Darum verzichtet er auf die sonst üblichen Anführungszeichen bei Wiedergabe der Dialoge. Die Personen, so verschiedenartig sie sich auch äußern und verhalten, stellt er dem Leser in erster Linie nicht als individuell geprägte Charaktere vor, sondern als typische Vertreter des Menschengeschlechts ganz generell.

Der Soester Müller ist der erste, der sich nach dem plötzlichen Aufprall wieder gefangen hat. Zwar steckt auch ihm der Schreck noch gehörig in den Gliedern, doch mit betont hervorgekehrter Kaltblütigkeit und Schnoddrigkeit sucht er ihn hinwegzuwischen. Dieser Mann ist gewohnt, das Leben von seinen vergnüglichen Seiten zu nehmen und tiefere Fragen auszuklammern. Das ihm zugeschriebene Farbattribut "rot" soll seinen Optimismus und sein Zweckmäßigkeitsdenken unterstreichen. So hält er sich zugute, mit dem letzten Wagen die richtige Wahl getroffen zu haben, weil man vorn viel eher allen möglichen Gefahren ausgesetzt sei. Indem das Unheil aber gerade von hinten todbringend gegen den sich so selbstsicher Gebenden heranrollt, wird die ganze Brüchigkeit seiner scheinbar so klugen und umsichtigen Berechnungen sichtbar.

Noch bestürzender wirkt der Gegensatz zwischen Wahn und Wirklichkeit bei dem jungen Studenten, der vom Tod einfach nichts hören und sogar jede Wette darauf eingehen will, noch Jahrzehnte zu leben, derweil ihm das Schicksal nur noch eine ganz kurze, nach Sekunden zu messende Frist beschieden hat.

Der begüterte Onkel des jungen Mannes wiederum hat sich über den Tod und das Weiterleben danach seine eigene Philosophie zurechtgelegt. Seine Denkweise entspricht so ganz seinem gepflegten Äußeren. Das Leben, so wähnt er, sei nicht der Weg zum Tode und dieser nicht das Ende des Lebens, sondern nur die Stufe zu seiner Fortsetzung in höherer Sphäre. Solch eine Vorstellung hat ihm aber ganz offensichtlich nur das Verlangen eingegeben, sein jetziges so angenehmes Leben nicht in Frage stellen zu müssen. Die jäh hereinbrechende Katastrophe lässt das so wohlgefügte Idealbild vom harmonischen Ausklang des irdischen Daseins wie eine Seifenblase zerplatzen.

Der Kaplan hat wohl die klarste Erkenntnis vom Tod und vom Leben in der Ewigkeit als neuer, von Gott gesetzter Anfang. Demzufolge müsste er Überzeugungskraft und Zuversicht ausstrahlen und auch seinen Mitreisenden ein wegweisendes Wort sagen können. Aber gerade dieses bleibt er ihnen schuldig. Nur ein stammelndes Entrüsten über die oberflächliche Gedankenwelt der Abteilgenossen vermag er über die Lippen zu bringen. Ihn selbst hält die Todesfurcht noch stärker als jene in ihren Bann. Als Mensch versagt er kläglich.
Am sympathischsten wirken die bei den Mitreisenden, die sich an dem Gespräch mit keinem Wort beteiligen: der Bahnarbeiter, der sich nach verrichteter Tätigkeit grußnickend mit seinem Werkzeugkasten in das Abteil gesetzt hat, und die junge Mutter, die ihr ganzes Sinnen und Trachten ihrem Kindchen zuwendet, indem sie ihm beruhigend zuflüstert, als die Bremsen kreischen. Freilich, auch sie hat, wie ihre nach dem ersten Schock in die Augen tretenden Tränen beweisen, die Daseinssorge beklemmend gepackt. Dass es selbst dem von ihr behüteten unschuldigen jungen Leben nicht beschieden ist, dem furchtbaren Schicksalsschlag zu entrinnen, bedrückt den Leser am allermeisten und rückt ihm den Tod in seiner ganzen Grausamkeit vor Augen.

Innerlich scheinbar unbeteiligt, ja unterkühlt, erzählt der Autor seine Geschichte. Ihr Ende aber offenbart uns: Wir selbst sind es, die im Abteil sitzen. Die verhohlen oder unverhohlen zu Tage tretenden Sorgen und Ängste der Fahrgäste spiegeln unsere eigenen wider. Die Zugreise ist unsere Lebensfahrt, deren Ende viel näher sein kann als wir ahnen. So gilt es wohl, ohne Verzug dem Leben zu dienen in Liebe und Hingabe. Uns von den Fesseln des Daseins freizukämpfen und dem Tod furchtlos zu trotzen, wird uns wohl kaum ganz gelingen. Vielleicht ist es aber doch möglich, das Blickfeld über die vier Wände unseres Abteils zu erweitern und Vertrauen zu gewinnen, dass der von uns selbst nicht zu ergründende und zu erklärende Fahrplan des Schicksals letztendlich doch einer höheren Einsicht entspringt.

Niederschrift Sommer 1974,
überarbeitet Februar 2003.

Unveröffentlicht.

Hermann Löns als Molluskenforscher

Als meisterhafter Schilderer der einheimischen Tierwelt erfreut sich Hermann Löns ganz unabhängig davon, was die zeitgenössische Literaturkritik gegen sein dichterisches Schaffen sonst auch einzuwenden haben mag, auch heute noch– und dies zu Recht – allseitiger Wertschätzung und Beliebtheit. Was aber selbst gute Kenner seiner Tiernovellistik häufig nicht wissen, ist, dass er sich in jüngeren Lebensjahren, ehe er den aufreibenden Beruf eines Journalisten ergriff, mit wertvollen wissenschaftlichen Studien auf zoologischem Gebiet ausgezeichnet hat.

Neben den Psociden (Holz- und Bücherläusen) gehörte seine Forschungsleidenschaft den Mollusken. Der Anstoß hierzu erfolgte, wie es häufig zu geschehen pflegt, aber mehr aus äußerer Zufälligkeit als aus innerer Planung. Der Wissenschaftler Leberecht Treu aus Münster war hierfür verantwortlich. Wegen starker beruflicher Inanspruchnahme suchte er einen aufgeweckten jungen Menschen, der die von ihm begonnenen Nachforschungen über die Molluskenfauna Westfalens fortsetzen und vollenden könnte. Von Hermann Löns' großer Zuneigung zu den Tieren hatte er vernommen und eines Tages den sonst recht spröden und eigenbrödlerischen Gymnasiasten zu sich beschieden. Obwohl dieser, auf seinen künftigen Berufswunsch angesprochen, zunächst recht großspurig geantwortet hatte: „Löwenjäger", verstand es Leberecht Treu in behutsamer und humorvoller Art doch bald, den in seinem Wirklichkeitsverständnis noch ziemlich Unausgegorenen umzustimmen und ihm nahezulegen, sein Glück nicht unbedingt in der Ferne zu suchen, da auch die engere Heimat viele lohnende Aufgaben bereithalte. So trat der junge Mann schließlich willig in die Fußtapfen des um Jahre älteren und ließ sich von ihm in die Methodik des wissenschaftlichen Arbeitens und in die Systematik der Mollusken einweihen. Dank seines Eifers und guten Gedächtnisses eignete er sich diese gleichsam im Handumdrehen an.

Wenig später vernahm die wissenschaftliche Fachwelt zum ersten Mal seinen Namen. In der Sitzung der zoologischen Sektion des Westfälischen Provincialvereins für Wissenschaft und Kunst vom 22.7.1885 wartete der Vorsitzende, Prof. Hermann Landois, als münsterisches Stadtoriginal im ganzen Westfalenland ein Begriff, mit der Mitteilung auf, der „stud. Löhns" – zum damaligen Zeitpunkt allerdings noch Primaner - habe eine für Münster neue Schneckenart, die Aceka menkeana (Bezahnte Achatschnecke), entdeckt. (Jahresbericht d. Westf. Prov. Vereins f. Wiss. u. Kunst. Münster 14/1885, S. 21).

In den folgenden Jahren veröffentlichte Löns, nunmehr eingeschriebener Medizinstudent, etliche kleinere Abhandlungen über die Ergebnisse seiner Forschungen, ehe er die beiden größeren Arbeiten, „Die Gastropodenfauna des Münsterlandes" (Malakozool. Blätter N. F. Bd. 11. 1891, S. 121-157) und „Die Molluskenfauna Westfalens" (Jahresbericht d. West. Provincialvereins f. W. u. K., Münster, 22. 1893/94, S. 81-98) herausbrachte. Diesen beiden Werken rühmten die Fachkundigen Klarheit, Gründlichkeit, strengkritisches Verwerten der Einzelliteratur und eine in bescheidenem Ton gehaltene, gleichwohl treffende, durchsichtige Sprache nach. Der „Gastropodenfauna des Münsterlandes" bescheinigten sie, das Muster einer Lokalfauna-Beschreibung zu sein.

Den Publikationen war allerdings eine Unsumme mühsamer Detailuntersuchungen vorausgegangen. Da Löns bei seinem schmalen Geldbeutel nicht alle Regionen Westfalens persönlich bereisen konnte, blieb er auf schriftliche Mitteilungen und Schalenzusendungen eines gleichgesinnten Mitarbeiter- und Freundeskreises angewiesen. Soweit seine Korrespondenz erhalten geblieben ist, lässt sie erkennen, wie viele diesbezügliche Wünsche und Fragen er auf dem Herzen gehabt hatte. Die Stadt- und Landesbibliothek Dortmund verwahrt einige seiner an den Landwirt und regsamen Naturerkunder Richard Becker aus Hilchenbach gerichtete Briefe und Postkarten mit originellen Randzeichnungen von Schnecken. Dabei ging es Löns vor allem um die fast nur auf das Sauerland beschränkte Art Bythinella dunkeri Frauenfeld. So schrieb er am 27.1.1891: „Nehmen Sie es bitte nicht übel, dass ich Sie schon wieder belästige. Ich möchte Sie nur bitten, falls Sie gelegentlich Bythinella in Mengen erhalten können, für mich so viel wie möglich aufzubewahren .... Von allen Seiten ist große Nachfrage darnach."

Hermann Löns fühlte sich zu der herben, klangreinen, auch heutigentags noch stark beeindruckenden Naturlyrik der westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff lebhaft hingezogen. Ihr zu Ehren nannte er eine von ihm in der Nähe des Rüschhauses entdeckte Variante zu einer Tellerschneckenart Planorbis socius var. drostei.

Auf die Dauer konnte ihm die Forschungsarbeit allerdings keinen ausreichenden Lebensinhalt und –unterhalt gewähren. Darum verließ er, der sein Universitätsstudium ohne Examen abgeschlossen hatte, im Jahre 1891 Münster und übernahm in Kaiserslautern die Stelle eines Hilfsredakteurs für den Unterhaltungsteil des dortigen Lokalblattes. 1893 wurde er Berichterstatter für den neugegründeten ‚Hannoverschen Anzeiger'. Zugleich entfaltete sich seine schriftstellerische Produktion. Die Mollusken spielten nun nicht mehr die überragende Rolle in seinem Leben. In der Erzählung ‚Ein ekliges Tier' aus dem Schnurrenbuch ‚Der zweckmäßige Meyer' (Hannover 1911) erinnerte er sich aber noch einmal schmunzelnd seiner einstigen Lieblingsbeschäftigung, insbesondere seiner Versuche mit der Gemeinen Wegschnecke (Arion empiricorum Fér., jetzt allgemein als Arion rufus L. bezeichnet), der nach seiner Ansicht der sel. Baron de Férussac besser den Artnamen «politicus» hätte verleihen sollen, weil sie sich farblich so treffend anzupassen verstehe und in der münsterländischen Tiefebene schwarz, im Lehmlande braun und „dahinten endlich in der Bergen auf dem strengen Kalke im allerlinkesten Feuerrot prangt". Seine Bemühungen, hinter die Geheimnisse der Farbunterschiede bei den Jungtieren zu gelangen, seien eines schönen Tages daran gescheitert, dass die neue Magd in der naiven Annahme, den Tieren Luft verschaffen zu müssen, die Zuchtkästen aufgedeckt habe, woraufhin wenig später der gesamte elterliche Haushalt von kleinen Arions jeglicher Schattierung nur so gewimmelt habe und er „allen Menschen alles andere eher als ein Wohlgefallen" gewesen sei. Im übrigen lässt er den vielfach verabscheuten Tieren durchaus Gerechtigkeit widerfahren, da sie als unersättliche Abfallvertilger der Natur einen nicht zu unterschätzenden Dienst leisteten. Nur in einer bestimmten Hinsicht erteilt er den malakologisch Beflissenen den wohlmeinenden Ratschlag, allzu intime Berührungen tunlichst zu vermeiden. Doch hören wir ihn lieber selbst:

Ich war nämlich als Studio im Nebenamte unbesoldeter Wärter im Zoologischen Garten zu Münster und widmete mich besonders den Tieren, die nach meiner Meinung nicht rationell genug gefüttert wurden, versorgte die Meerkatzen mit Spatzen, damit sie sich nicht die eigenen Schwänze anknabberten, und machte mich sonst noch beliebt und angenehm. Als ich nun eines Tages dabei ging, allerlei Tiere mit Wegschnecken zu füttern, stieß ich allseitig auf ablehnende Haltung. Sowohl der Bussard, wie die Krähe, der Storch wie der Marabu, ja sogar das Wildschwein lehnten höflich aber bestimmt ab, und als der Strauß happig, wie er nun einmal ist, eine überschluckte, flog sie sofort im hohen Bogen wieder aus ihm heraus, und der biedere Vogel benahm sich höchst entrüstet und traute mir seitdem nicht mehr über den Weg.
„Merkwürdig!" dachte ich, und als Jünger der strengen Wissenschaft nicht gesonnen, mich durch Vorurteile abschrecken zu lassen, strich ich mit dem Zeigefinger über eine Schnecke und kostete ein wenig von dem Schleime. Der Erfolg war glänzend; erstens gebärdete ich mich ungefähr so, wie der Strauß, zweitens musste ich eine Kognak trinken, und als auch das nichts half, einen Bitteren und dann noch einen, drittens verlor ich für drei Tage den Appetit, und viertens die Zuneigung eines sehr hübschen Mädchens, dem ich in meiner unglaublichen Torheit von meinem Versuche Mitteilung machte, was zu Folge hatte, dass ich drei Wochen schwer an Dichteritis erkrankte und eine ganze Kommodenschublade voller Lyrik Lenauscher Art anfertigte, die zum Glück der Nachwelt nicht erhalten blieb. ... Immerhin ließ ich es bei dem einen Versuche von Schneckenleckerei bewenden und als ich später las, dass im Dreißigjährigen Kriege halbverhungerte Bauern diese Schnecken gegessen hätten, da erst ging mir die Schauderhaftigkeit jener Zeit in ihrem vollen Umfange auf. Übrigens macht man aus diesen Tieren in manchen Gegenden ein ausgezeichnetes Hustenmittel, indem man sie mit Zucker bestreut und den auf diese einfache Art gewonnenen Syrup Kranken einflößt, worauf diese aus Angst, noch mehr davon ausstehen zu müssen, sich sofort das Husten verkneifen. Dieselbe Bewandtnis wird es auch haben, wenn Frachtkutscher, die schlecht geschmiert haben, diese Schnecken statt der Wagenschmiere gebrauchen; denn ich kann mir denken, dass selbst eine Radachse aus Angst vor einer zweiten Auflage sich fürder lautlos benimmt.

Hermann Lönsveröffentlichte folgende molluskenkundliche Beiträge:
Zur Kenntnis der Schnecken des Münsterlandes. In: Jahresbericht d. Westfäl. Provinzialvereins f. Wissenschaft u. Kunst. Münster. 17.1888 (1889), S. 78-82.
Nachtrag zur Molluskenfauna Westfalens. Ebenda. 18.1889 (1890), S. 85-88.
Zum Formenkreis des Arion subfuscus. In: Nachrichtsblatt d. Dt. Malakozoolog. Gesellschaft. Frankfurt/M. 22.1890, S. 155-161.

Tauben als Schneckenausrotter. Ebenda. 22.1890, S. 193-195.
Beiträge zur Molluskenfauna Westfalens. Ebenda. 23.1891, S. 133-139.
Die Gastropodenfauna des Münsterlandes. In: Malakozoolog. Blätter. Kassel. N.F. 11.(1891), S. 121-157.
Schaden von Limax cinereus. In: Nachrichtsblatt d. Dt. Malakozoolog. Gesellschaft. Frankfurt/M. 23.1891, S. 3-6.
Malakozoologische Erinnerungen aus dem Kreise Deutsch-Krone. In: Bericht über d. 15. Wanderversammlung d. Westpreuß Botanisch-Zoologischen Vereins. Danzig. 7. Juni 1892, Anl. F, S. 60-62.
Ergiebige Methode, kleine Wasserschnecken zu fangen. In: Nachrichtsblatt d. Dt. Malakozoolog. Gesellschaft. Frankfurt/M. 24.1892, S. 66-68.
Nachtrag zur Molluskenfauna Westfalens. Ebenda. 24.1892, S. 169-170.
Succinea oblonga, pfeifferi, putris im Trocknen lebend. Ebenda. 24.1892, S. 130-131.
Vögel und Binnenmollusken. In: Der Zoologische Garten. Leipzig. 33.1892, S. 49-51.
Die Molluskenfauna Westfalens. In: Jahresbericht (d. Zoolog. Sektion) d. Westfäl. Provinzialvereins f. Wissenschaft u. Kunst.Münster. 22.1893/94 (1894), S. 81-98.
Über die Wegschnecke als Feindin des Junghasen. In: Dt. Jägerzeitung. Berlin. 31.1900, S. 717.
Tauben als Schneckenvertilger. Ebenda. 35.1904, S. 13.
Eine zoogeographische Unerklärtheit. In: Jahresbericht (d. Zoolog. Sektion) d. Westfäl. Provinzialvereins f. Wiss. u. Kunst. Münster. 33.1904/05 (1905), S. 44-45.
Betr. das Fehlen von Limax cinereo-niger Wolf im Münsterland.
Unsere Nacktschnecken. Mit 2 Abb. In: Kosmos. Stuttgart. 8.1911, H. 9, S. 326 u. 330.
In den Jahresberichten des Westfäl. Provinzialvereins finden wir ferner noch den Nachweis, dass Löns in der Generalversammlung vom 27.6.1890 einen Vortrag über die westfälischen Nacktschnecken (19.1890, S.11f.) und in der Sitzung vom 29.8.1890 einen weiteren über die Teichschnecken Münsters gehalten hat, wobei er eine farbige Tabelle zur Veranschaulichung der bisherigen Ergebnisse vorlegte. (Ebenda, S. 32.)

Literatur:

Leberecht Treu: Jugend und Studentenzeit. In: Löns-Gedenkbuch. Bad Pyrmont, Gersbach 1916, S. 31-99. – Heinrich Schauerte: Hermann Löns. Dortmund, Lensing 1919. – Erich Griebel: Hermann Löns, der Niederdeutsche. Berlin, Leipzig, Meyer 1934.- Wilhelm Deimann: Hermann Löns. In: Westfälische Lebensbilder. Bd. 5, H. 1. Münster 1935. – Harry Heyworth: Natur und Wissenschaft bei Hermann Löns. München, Diss. v. 1950. – Hermann Löns. Dortmund 1964. (Stadt- u. Landesbibliothek Dortmund. Mitteilungen. N.F. H. 6.)

Niederschrift Juni 1973.
Abgedr. In: Club Conchylia. Informationen. Wilnsdorf-Obersdorf. 1973, Nr. 3/4, Bl. 3-6.

Schnecken und Muscheln in Dichtung und Sprichwort

Dass Schnecken und Muscheln die bildende Kunst in mannigfacher Weise angeregt und befruchtet haben, ist schon von vielen Autoren hervorgehoben worden. Nach einer eingehenden Betrachtung, welchen Platz sich beide Tierklassen in Literatur und Umgangssprache erobert haben, hält man jedoch – zumindest im deutschen Sprachbereich - vergebens Ausschau. Dabei lassen sich ihre Spuren auf diesem Gefilde in weit größerem Maße verfolgen, als wir auf den ersten Blick hin erwarten mögen. Von biederer Volksweisheit reichen die Belegstellen bis zur hohen, poesiegesättigten Verskunst.

I. Schnecken, behaust und unbehaust

Einige Wesensmerkmal der Schnecke sind so ausgeprägt und augenfällig, dass sie ohne Umschweife Eingang in sprichwörtliche Redewendungen gefunden haben. Das gilt in erster Linie für die *langsame Fortbewegungsart* dieses Tieres. Bei Verkehrsstoßzeiten rollt die Autokolonne nur noch im "Schneckentempo" voran. Eine behördliche Angelegenheit, die sich von einer Instanz zur anderen schleppt, geht ihren "Schneckengang". Besonders trägen Arbeitern fließt "Schneckenblut in den Adern". Eine völlig aussichtslose Sache hat schon den römischen Dichter Persius zu dem Seufzer veranlasst: "Eher wird aus einer Schnecke ein Kurierpferd". Über einen phlegmatischen Langsamtreter murren die munteren Schwaben: "Du laufst so stät, dir könnten die Schnecken nachreisen". Dasselbe auf Schleswig-Holsteinisch: "He krüppt dor lank as'n Snick". Und die Bewohner der Eifel meinen hierzu: "De geht esu lassem (langsam) wie en Schneck iwer er Broch (Brachfeld)".

Für das Scheltwort "Schneckenpost" wird der Schriftsteller Ludwig BÖRNE verantwortlich gemacht. 1820 verhöhnte er die Gemächlichkeit des Thurn- und Taxisschen Postwagendienstes in seiner 'Monographie der deutschen Postschnecke'. Der Untertitel 'Naturgeschichte der Mollusken und Testazeen' ist eine bewusste Irreführung.

Dass, wie der Volksmund sagt, "die Schnecke keinen Hasen einholt", liegt auf der Hand. Die aus dem Holländischen stammende Redensart: "Eine Schnecke kommt so weit mit Kriechen wie ein Hase mit Laufen", bekundet hingegen, dass es unstatthaft ist, solche Vergleiche anzustellen, unterliegt doch jegliches Lebewesen seiner eigenen Gesetzmäßigkeit und ist für seine spezifischen Aufgaben und Funktionen von Natur aus jeweils hinreichend ausgestattet.

Zum Spott über die langsame Gangart der Schnecke gesellt sich häufig allgemeine Geringschätzung über die bodenverhaftete, *kriechende Lebensweise* dieses Tieres, wie es im Sprichwort "Schnecke und Wurm machen keinen Sturm" zum Ausdruck kommt. Wer Militärdienst abgeleistet hat, weiß ein Lied davon zu singen, dass es alles andere als ein Vergnügen war, auf dem Drillplatz vom Herrn Feldwebel "zur Schnecke gemacht" zu werden.

In Georg BRITTINGs Erzählung 'Der Schneckenweg' (München 1949) erleben wir einen alternden Gutsherrn, der auf dem Gang durch sein Jagdrevier einen verwachsenen Schluchtpfad einschlägt, unter dessen Halmspitzen solche Unmengen von Schnecken sich verborgen halten, dass er es nicht verhüten kann, mit seinen Stiefeln immer und immer wieder deren Gehäuse zu zertreten. Zuckt er anfangs noch bei jedem knackenden und splitternden Geräusch schmerzlich zusammen, so beginnt er alsbald schneller und schneller zu laufen und schließlich mit wahrer Wollust aufzustampfen und zu vernichten. Die Schilderung, wie er hernach mit zitternden Händen die Schuhsohlen von den Überresten der getöteten Tiere zu reinigen sucht, löst unwillkürlich das Gefühl des Ekels im Leser aus. - "Ein ekliges Tier", so betitelt denn auch Hermann LÖNS eine Geschichte in dem Schnurrenbuch 'Der zweckmäßige Meyer' (Hannover, Sponholz 1911). In ihr geht es um die allseits bekannte, mitunter in abschreckender Gehäuftheit auftretende, zudem hauslose Gemeine Wegschnecke (Arion rufus L.), vor deren Anblick nicht nur die feinen Damen der gehobenen Stände, sondern auch die Vertreter des tierischen Umfeldes verächtlich die Nase rümpfen. Gleichwohl wirbt der Autor, in seiner Jugendzeit ein eifriger Jünger der Malakologie, bei aller vergnüglich-spöttischen Tonart um Verständnis für die zwar

wenig attraktiven, in der Natur aber als erpichte Abfallvertilger durchaus nicht unnützlichen Geschöpfe. Seine generelle Abscheu gegenüber dem Schneckentier an und für sich weiß der Volksmund sehr wohl auch abzumildern. "Besser e Schnegg im Krut as gar kei Speck", so hört man es aus der Schweiz. Oder auch: "Es ist besser e Schnägg im G'koch als gar kein Fleisch". "Ju, Schneckr'l in der Buttersauce" hingegen sagen die Wiener, wenn sie jemandem zu verstehen geben wollen, dass seine Rechnung nicht aufgeht. Die Warnung der Pfälzer: "Mach' mir keine Schneckentänz' vor!", bedeutet: Treibe ja keine Possen, täusche mich nicht!

Die Gewohnheit der Schnecke, bei jedweder Verunsicherung die Fühler einzustülpen und sich ins *Gehäuse zurückzuziehen*, hat Dichter und Volksmund zu allerlei Vergleichen mit entsprechendem menschlichen Verhalten herausgefordert.

Hans Christian ANDERSEN unterstellt der Schnecke in der Fabel "Die Schnecke und der Rosenstock" extrem introvertierte Wesenszüge. Während der Rosenstock emporwächst, sich in Blütenpracht verströmt und die Welt verschönert, kapselt sich die Schnecke von ihr ab, spuckt sie an und findet in sich selbst Genüge. - Die Redewendung "Sich ins Schneckenhaus verkriechen" spielt aber in erster Linie auf allzu große Furchtsamkeit, Ängstlichkeit und Menschenscheu an. Eine besonders charmante Färbung verleiht GOETHE diesem Ausspruch:

Nicht immer gleich
Ist ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für euch;
Nimmt sich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich ist die Schneck' in ihrem Haus.

Ein Sprichwort aus dem böhmischen Raum meint sogar: "Der Schneck' und der Frau ist am wohlsten im Haus". Es will aber nicht mehr so recht in unser heutiges emanzipiertes Zeitalter passen.
Dass ein "Schneckenhorn keine Beulen stößt" und "aus einem Schneckenhaus kein Leu herauskommt" - wer wollte das bestreiten? Heinz ERHARDTs Wunschvorstellung in dem nachfolgenden Schneckengedicht ist von rein menschlicher Natur und nur von der heiteren Seite zu nehmen:

Mit ihrem Haus nur geht sie aus!
Doch heut lässt sie ihr Haus zu Haus,
es drückt so auf die Hüften.
Und außerdem - das ist gescheit
und auch die allerhöchste Zeit:
sie muss ihr Haus mal lüften!

Tierkörper und Gehäuse bilden in Wirklichkeit eine feste Einheit. Schon Johann FISCHART (1546-1590) betonte dies in seinem 'Trostbüchlein' mit poetischer Schwere:

Wenn man der Schnecke nimmt die Schal',
so stirbt sie allemal.

Dem Wesen der kriechenden Hausträgerin hat in sehr verständnisvoller, ja einfühlsamer Art der 1901 in Thüringen geborene, heute in Bad Salzuflen lebende, nur wenig bekannte Dichter Rudolf SIMMERLING in seinem Gedicht "Die Schnecke" auf den Grund geleuchtet:

Hektisches Treiben
Närrischer Welt
Mir nicht gefällt.
Ruhig zu bleiben
Ist mein Behagen,
lass mich nicht jagen.
Eile mit Weile!
Ob eine Elle,

ob eine Meile,
ich komm von der Stelle.

Aufbruch und Reise
Immer erregt.
Wer sich bewegt,
schafft eine Schneise
in's Unbekannte,
nie noch Benannte.
Drum ohne Hasten
Gilt es zu reisen,
muss erst ertasten
die feindlichen Schneisen.

Langsam zählt doppelt!
Muss ja zum Glück
Niemals zurück,
weil ich gekoppelt
an meine Klause.
Bin stets zu Hause!
Mögen die andern
Hasten und rennen:
Wohnen und Wandern
brauch ich nicht zu trennen.

(Aus: Simmerling: Quelle, Strom und Meer.
Darmstadt, Bläschke 1973.)

Schnecken erwecken bei *Kindern* häufig Neugier. An Frühlingstagen kann man immer wieder beobachten, wie kleine Buben und Mädchen mit ihnen „Wettrennen" veranstalten oder wie sie mit den Fingerspitzen gegen die ausgestreckten Augenfühler stippen, um am sofortigen Zurückzucken der Sehorgane ihr Vergnügen zu finden. Etliche Kinderreime geben von solchen Experimenten Kunde:

Schnecke, Schnecke, komm aus dem Haus,
strecke deine Fühler ,raus!

Oder:

Schnecke, Schnecke, schnüre,
zeig mir deine viere;
und wenn du sie nicht zeigen willst,
so werf' ich dich in Graben,
da fressen dich die Raben,
da beißen dich die Müllermücken,
die vorne dich und hinten zwicken.

(aus der Niederlausitz.)

Noch immer bekannt und beliebt ist das nach dem Posthornsignal intonierte Kinderliedchen:

Ich fahr', ich fahr', ich fahr' mit der Post,
fahr' mit der Schneckenpost,
die mich kein' Pfennig kost'.
Ich fahr', ich fahr', ich fahr' mit der Post.

Auch Bilderbücher haben sich der Schnecken angenommen. Als neuestes liegt mir vor: 'Die abenteuerliche Reise der Schnecke Didi' von Mary SCHAEPPI mit Bildern von Gisela Werner (Zürich, Stuttgart, Classen 1980). Diese Geschichte ist nicht allein unterhaltsam und belustigend erzählt, sie gibt auch zutreffende Hinweise auf die verschiedensten Arten der land- und meerbewohnenden Schnecken. - Besonders gefragt ist augenblicklich 'Das größte Haus der Welt' von Leo LIONNI (5. Aufl. Köln, Middelhauve 1978). - Mit reizenden Illustrationen wartet das Diogenes-Kinderbuch 'Adelheid Schleim' von Tatjana HAUPTMANN auf. Hier erleben wir eine Schneckendame als Opernsängerin, die vor ihren Auftritten Garderobesorgen und Lampenfieberqualen durchleidet. - In meiner Kindheit hatte mir ein von Rudolf RINKEFEIL verfasstes und von Franziska Schenkel bebildertes Schneckenmärchenbuch viel Freude bereitet. 1926 ist es in Lahr unter dem Titel 'Schlierilei' erschienen. U.a. schildert es eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Tieren und Pilzen. Die Tiere scheitern zunächst an der Standfestigkeit des Steinpilzes. Erst die Schnecke Schlierilei entscheidet die Schlacht zugunsten der Tiere, indem sie sich in den Stiel des Pilzrecken einfrisst und ihn auf diese Weise zu Fall bringt.

Ein von Josef GUGGENMOS stammender und zum szenischen Mitspielen ermunternder neckischer Kinderreim möge diesen Abschnitt beschließen:

Sieben kecke Schnirkelschnecken
saßen einst auf einem Stecken,
machten dort auf ihrem Sitze
kecke Schnirkelschneckenwitze.
Lachten alle so:
"Ho, ho, ho, ho, ho!"

Doch vor lauter Ho-Ho-Lachen,
Schnirkelschneckenwitze-machen,
fielen sie von ihrem Stecken:
alle sieben Schnirkelschnecken.
Liegen alle da.
Ha, ha, ha, ha. Ha!

II. Muscheln und was man dafür hält

Obwohl in biologischer Hinsicht auf einer niederen Rangstufe stehend, erfreuen sich die Muscheln im Sprichwort, namentlich aber in der Dichtung einer höheren Wertschätzung als die Schnecken. Allein im Wortbegriff "Muschel" schwingt so etwas wie ein geheimnisvoller Unterton mit. Als eine Art Leitmotiv ziert "Muschel" das Titelblatt kleinerer Prosawerke, z.B. bei Auguste SUPPER (Muscheln. Neue Erzählungen. Stuttgart, Dt. Verl.-Anst. 1927) und bei Hans ARP (Muscheln und Schirme. Meudon-Val-Fleury 1939). Das Schalengebilde "Muschel" wird Erwin SYLVANUS gradwegs zum Schlüsselerlebnis:

Wer eine Muschel an sein Ohr sich hält,
der hört geheimnisvoll den Puls der Welt.

Die kleine Muschel weiß vom Schicksal mehr
als alle großen Dinge um dich her.

Sie lag wohl hundert Jahre still am Strand,
bis ich sie hob und barg in meiner Hand.

Ich reich sie dir und will nicht andern Dank,
als dass sie dir auch werde zum Gesang.

(Widmungsgedicht aus 'Die Muschel',
Hamburg, Dulk 1947.)

Ähnlich bei Stefan GEORGE. Im Rauschen der leeren, am Saum der Gezeiten geborgenen Muschel vernimmt der Knabe mit gebanntem Gesichtsausdruck den Nachhall der meerwärts gezogenen Sturmesgewalt:

> Sie reißt euch fort, doch eure seele bleibt
> Und tönt in meergeraubter muschel brausen,
> Die dort ein knabe in die ferne blickend
> Zum ohr hebt, lauschend ernst im feuchten wind.

Nun müssen wir unseren Dichtern zugute halten, dass sie - wie die meisten Menschen und anders als wir Sammler - keine rechte Ahnung davon haben, dass viele Weichtierschalen aus dem Meer in Wirklichkeit gar nicht von den Muscheln, sondern von den Schnecken stammen. Nach landläufiger Vorstellung vereinen sie alle meerbewohnenden Mollusken unter dem Sammelbegriff "Muschel". So dürfte es sich auch bei dem in der Diele eines ostfriesischen Häuptlinghauses hängenden 'Muschelhorn', das in dem mit gleichem Titel versehenen Familienroman von Hans LEIP (Stuttgart, Cotta 1940) eine entscheidende Rolle spielt als symbolhaftes Zeichen für Macht und Freiheit jenseits aller hergebrachten Grenzen, tatsächlich um ein großes Tritongehäuse oder eine Syrinx aruanus gehandelt haben.

Christian Fürchtegott GELLERTs Muschel in der Fabel "Der junge Krebs und die Seemuschel" scheint jedoch eine echte Bivalvia zu sein, die

> ihr Haus bald voneinander bog,
> bald wieder fest zusammen zog.

Der Krebs bittet sie, ihm in ihrem Gehäuse einen Ruheplatz einzuräumen. Sie kommt seinem Ersuchen nach. Beim Schließen der Schalenklappen wird ihm jedoch recht beklommen zumute, und er fleht seine Gastgeberin an, ihn rasch wieder freizulassen. Die Muschel tut es, doch nicht ohne vorher eine moralische Belehrung zu erteilen:

> "Bald", spricht sie, "will ich dich befrein;
> sieh erst der Missgunst Torheit ein,
> Und lerne hier, mit deinem Glücke,
> wenn dir's gefällt, zufrieden sein."

Auch versteinerte Muscheln können zu uns in höchst lebendiger Weise sprechen, wie Richard BEER-HOFFMANN im Gedicht "Abbild" bezeugt:

> Du! - jetzt, Erinnerung nurmehr gewesner Form - einst zuckend Fleisch Lebendiges, fächrig gekerbten Panzerschalen eingehaust -
> Meer-Muschel, öffnend, schließend sich, gewichener Ur-Wasser Kind -
> Treibend in Ebbe, Flut, von Brandungen umbraust -
> Ein Muschel-Leben lebend, Leichnam dann, verwest,
> Der Panzer eingebettet erst schmiegsamem Dünensand,
> Verwittert endlich, Staub, zerstäubt - bloß Abbild des Gebildes blieb,
> Zu Stein sich härtend, dran mein Fuß nun stößt in kargem Ackerland!
> Ich heb dich auf - dein Antlitz gegen meines! Hörst du mich?
> Mir ist, ich hörte dich - es tönt um uns - doch wer mag scheiden?
> Vergänglich, ich - und du, vergangen schon, entzeitet, frei - -
> Wer wohl zum andern spricht - wer - von uns Beiden!

Nicht zuletzt hat die im Körper der Muschel sich bildende Perle auf die Poeten nachhaltige Faszination ausgeübt. Während Friedrich RÜCKERT in dem knappen Vierzeiler:

Dass sie die Perle trägt,
das macht die Muschel krank.
Dem Himmel sag für Schmerz,
der dich veredelt, Dank!

bekundet, dass wahrhaft Großes und Überragendes ohne Wundstellen, ohne erlittenes Leid schwerlich heranreift, preist Johann Wolfgang von GOETHE im 'Westöstlichen Divan' die Perlen als "Regentropfen Allahs", als gnädige Zuwendung aus höchster Hand:

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfen bangend, grässlich schlug die Flut,
Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmut
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
Ihn schloss die stille Muschel ein.
Und nun, zu ewgem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unsers Kaisers Krone
Mit holdem Blick und mildem Schein.

Hier wie da erscheint die Perle zwar als der eigentliche Inhalt der Muschel, doch ohne tätige Mitwirkung des geduldigen Fleisches würde sie ihren Schmelz und Glanz nie entfalten können.

Es ist wohl wahr: "In der rauesten Muschel steckt oft die schönste Perle". Aber ebenso wenig lässt sich von der Hand weisen, was der Volksmund nüchtern und realistisch so formuliert hat: "Es gibt mehr Muscheln als Perlen und mehr Schlacken als Goldkörner".

III. Sammler, Forscher und Liebhaber

Conchylien-Freunde dürfte insonderheit interessieren, was die Literatur über sie und ihre Sammelleidenschaft zu sagen hat. Dabei erfahren sie freilich nicht immer nur Schmeichelhaftes und Anerkennendes. "Conchas legere et umbilicos" (Muschelschalen und Schneckenhäuser sammeln) bedeutete bei den Römern: nutzlose Zeitverschwendung treiben. Auch der Begriff "Muschelkrieg" geht auf die Antike zurück. Anstatt seine Truppen gegen den Feind in Marsch zu setzen, soll ein römischer Kaiser seinen Soldaten befohlen haben, an der Küste Muscheln einzusammeln und diese dem Gott Jupiter als Opfer darzubringen.

"Wer Schnecken fängt, hat Hörner", lautet eine reichlich unliebenswürdige und - wie wir mit Fug und Recht meinen - auch gänzlich unbegründete Redensart. Wie anders hört sich dagegen an, was die Lyrikerin Else LASKER-SCHÜLER den anbrandenden Wellen, mit denen sie sich identifiziert, in den Mund legt:

Immer muss ich wie der Sturm will,
Bin ein Meer ohne Strand.
Aber seit du meine Muscheln suchst,
leuchtet mein Herz.

Einige bedeutende Dichter waren bzw. sind selbst Sammler. Auf Hermann LÖNS hatte ich schon hingewiesen. Eine besonders stattliche Sammlung soll der chilenische Lyriker Pablo NERUDA sein eigen nennen. Von der Molluskenkennerin Patricia HIGHSMITH stammt die Erzählung 'Der Schneckenforscher' (Zürich, Diogenes-Verl. 1973). Darin schildert sie, wie Mr. Knoppert, ein Geschäftsmann, vom Liebesspiel zweier Schnecken, die zum Verzehr bestimmt waren und schon im Spülstein lagen, sich so fesseln lässt, dass er sie, anstatt ins kochende Wasser zu werfen, in eine mit Sandboden gefüllte Waschschüssel umsetzt und in sein Arbeitszimmer mitnimmt. Nach einiger Zeit stellt sich dort tatsäch-

lich Nachwuchs ein, der sich zum Leidwesen seiner Frau weiter vermehrt und mit Kindern und Kindeskindern schließlich den ganzen Raum so übervölkert, dass sich vor lauter Schleimspuren die Tapeten von den Wänden zu lösen beginnen. Am Ende erstickt Mr. Knoppert an seiner eigenen verhängnisvollen Aufzucht. Eine wahrhaft schauerliche Geschichte.

Da bereitet die Einkehr beim "Schneckenwirt von Hohenlohe", dem Friedrich SCHNACK in dem heiter-besinnlichen Bändchen 'Petronella im Bauerngarten und andere Erzählungen' (Konstanz, Rosengarten-Verl. 1970) ein Denkmal gesetzt hat, entschieden mehr Freude. Hier lernen wir einen Menschen kennen, der sich in seinem derben, rustikalen Zuschnitt von den anderen Vertretern seiner Zunft äußerlich kaum unterscheidet. Hinter dieser Oberschicht aber schlägt ein Herz, das sich den Schönheiten der heimischen Natur weit geöffnet hat und dessen besonderer Stolz das kleine Naturalienkabinett ist, in dem Gäste, die Sinn und Verständnis dafür aufbringen, hunderte hübscher Schneckenhäuser - wohlgeordnet und -beschriftet - bewundern können.

Einer der z.Z. meistgelesenen deutschsprachigen Autoren, Günter GRASS, veröffentlichte vor knapp zehn Jahren einen Roman mit dem Titel 'Aus dem Tagebuch einer Schnecke' (Neuwied, Darmstadt, Luchterhand 1972). Im Vordergrund der Handlung steht des Verfassers engagierter Wahlkampfeinsatz für die ES-PE-DE. Dazwischen blendet er immer wieder Erinnerungen an seine Danziger Heimat ein und schildert das Schicksal eines Lehrers an der dortigen jüdischen Schule, der passionierter Schneckensammler war und auch, als er vor den Nachstellungen der Nationalsozialisten im Kellerverlies eines Bekannten Zuflucht suchen musste, seinen wissenschaftlichen Forscherdrang der Gastropoda-Klasse weiterhin zuwandte. Grass wollte ein Buch schreiben, in dem der politische und allgemeine Fortschritt nach Schneckenmaß bemessen und bewertet wird. Von sich selbst sagt er:

Ich bin die zivile, die menschgewordene Schnecke. Mit meinem Drang nach vorne, nach innen, mit meinem Hang zum Wohnen, Zögern und Haften, mit meiner Unruhe und Voreile im Gefühl bin ich schneckenhaft.

Wie immer man seine politische Einstellung und seine künstlerische Leistung auch beurteilen mag, unstreitig ist ihm zu bescheinigen, über ein gediegenes Maß an Kenntnissen auf malakologischem Gebiet zu verfügen. Einige Abschnitte, die sich auf die Sammel- und Forschungsarbeit des Lehrers Zweifel beziehen, mögen das nachfolgend verdeutlichen:

Jeden wichtigen Schneckenfund hielt er in einer Kladde fest: Genabelte Windelschnecke. Olivaer Wald, Osthang der Schwedenschanze. Feuchtwarme Lage unter Buchenlaub. Neun Uhr früh, am 12. April 1935. (S. 21.)

Schneckengehäuse sammelte Zweifel in beschrifteten Glasröhren, größere Exemplare in Senfgläsern, die er billig von der Firme Kühne-Senf bezog. Eine Kommode (Nachlass der Eltern) bewahrte in sechs flachen Schubladen seine Schneckenhaussammlung. Auf Regalen standen Gläser, in denen achtzigprozentiger Alkohol Nacktschnecken konservierte. Doch näher standen ihm lebende Schnecken in vier, später sieben Terrarien. Auf einer gemischten Schicht Kies, Splitter und Schotter lagerte mit Kalkstückchen versetzte Erde, der in einigen Terrarien Torf beigemengt war. Für die Große Vielfraßschnecke und für Heideschnecken, die trockenen Grund suchen, hatte Zweifel Sandboden bereitet. Auf das Erdreich legte er Moospolster, bettete er Falllaub, Steine und Moderholz. In jedem Terrarium hielten ein bis zwei Regenwürmer das Erdreich locker. Er setzte nur solche Pflanzen, die den Schnecken allgemein nicht als Nahrung dienen: Pfennigkraut, Rainfarn, Efeu. Er fütterte Löwenzahn, eingeweichtes Brot, Butterpilze, auch Salat, den er bei Isaak Laban billig einkaufte. Nur die unterirdisch lebenden, rötlichen Raubglanzschnecken fütterte er mit Insektenlarven; nacktschneckenartig, unter zurückgebildetem Gehäuse sind sie beweglicher als andere Arten, nahezu schnell. (S. 73-74.)

Zweifel hockte sich neben den Kartoffelberg. Er fasste nicht an. Sein Blick begriff das etwa zwölf Zentimeter lange Weichtier von der gekielten Verjüngung über die dunklen Längsbinden und den gefleckten Mantelschild bis zu den Augenfühlern. Er hörte ihr Eigengeräusch. Er sah die oberen Fühler sich kürzen und längen, sah, wie die unteren Fühler den Vorraum der Kriechsohle sicherten. Er sah das Atemloch seitlich am hinteren Mantelschildrand leben, sah den glasigen Körperschleim, sah den farblosen Sohlenschleim, wie er, von den Kartoffeln weg die Spur über den gestampften Lehmboden zeichnete: eine weder gradlinige, noch wirre, eine offenbar zielbewusste Gleitspur. (S. 248.)
Anm.: Grass beschreibt hier die Große Egelschnecke = Limax maximus.

Ein von feinem poetischen Empfinden getragenes, doch zugleich auf praktische Lebensbewältigung zielendes Büchlein sei, obwohl es sicher nicht wenige Clubfreunde kennen, mit Bedacht an den Schluss dieser Darlegungen gestellt: Anne Morrow LINDBERGH's 'Muscheln in meiner Hand' (Dt. Ausg. zuerst bei Piper, München, 1955). Am Strand gefundene, in die Hand genommene und eingehend betrachtete Schnecken- und Muschelgehäuse in ihrer schlicht-zweckmäßigen Baustruktur und maßgerechten Formschönheit helfen der Verfasserin, Antworten auf Fragen des Daseins zu finden, um die sie lange gerungen hatte, wieder in Einklang mit sich selbst zu kommen und "den Zustand der Gnade zu erreichen, aus dem heraus ich so sein und handeln kann, wie ich in der Vorstellung Gottes sein und handeln sollte". Von gierigen, mit Spaten oder Schleifnetz unternommenen Beutezügen nach Schalenträgern hält die Verfasserin wenig. Nach ihrem Verständnis liegt der Sinn einer Sammlung in weiser Beschränkung auf das Wesentliche und Besondere. Lassen wir sie in ihren eigenen Worten sprechen:

Der Strand war mit wundervollen Muscheln übersät, und ich brachte es nicht über mich, sie unbeachtet zu lassen. Ich konnte beim Gehen nicht einmal den Kopf heben und auf das Meer hinausschauen, aus Angst, ich könnte etwas Kostbares zu meinen Füßen übersehen. Der Sammler geht mit Scheuklappen durch die Welt; er sieht nichts als den Schatz, nach dem er jagt. Besitzinstinkt ist mit echtem Schönheitssinn nicht vereinbar. ... Man kann nicht alle schönen Muscheln am Strand sammeln, und sie sind um so schöner, je weniger es sind. Eine Mondmuschel ist eindrucksvoller als drei. Der Himmel besitzt auch nur einen Mond. Ein Zweifacher Sonnenaufgang ist ein Erlebnis; sechs sind eine Wiederholung wie die sechs Tage einer Schulwoche. Allmählich sortiert man aus und behält nur vollkommene Exemplare; es muss nicht einmal eine seltene Muschel sein, aber eine, die in ihrer Art vollkommen ist. Die stellt man gesondert auf, inmitten eines freien Raumes - wie eine Insel. Die Schönheit entfaltet sich nur im freien Raum. Nur im freien Raum sind Ereignisse, Gegenstände und Menschen unwiederholbar und unersetzlich und bedeutungsvoll - und deshalb auch schön.

Schnecken und Muscheln sind ein weites Feld. Das trifft in rein biologischem Sinne zu, gilt aber auch für ihre Einwirkungen auf sprachlichem Gebiet. Es waren nur Ausschnitte, die hier dargeboten werden konnten. Immerhin sollten sie zu erkennen geben, dass die Mollusken und ihre Schalen den menschlichen Gedankenflug inspiriert und unseren Literatur- und Sprachschatz - wenn auch nicht überschwemmt - so doch in erfrischender Weise belebt und bereichert haben.

Literatur:
Werner Kraft: Wort und Gedanke. Bern, München, Francke 1959, S. 117-127. - Edgar Neis: Deutsche Tiergedichte. Hollfeld, Bange 1976, S. 119. - Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd. 2. Freiburg, Basel, Wien, Herder 1973, S. 869-871. - Karl Friedrich Wilhelm Wander: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Leipzig, Brockhaus 1871-1876. (Bd. 3, Sp. 784; Bd. 4, Sp. 289-292.) - Richard Zoozmann: Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur. Leipzig, Hesse 1910, Sp. 1077.

Herzlichen Dank für ihre Mithilfe bei der literarischen Schnecken- und Muschelsuche sage ich meinen Berufskolleginnen von der Stadtbibliothek Paderborn.

Niederschrift Sommer 1981.
Abgedr. in: Club Conchylia. Informationen.
Darmstadt. 13.1981, Nr. 4, S. 38-47.


Anne Morrow
Lindbergh
Muscheln
in
meiner Hand
EINE
ANTWORT
AUF DIE KONFLIKTE
UNSERES
DASEINS
Piper

Aus Goethes Leben und seiner Dichtung

Vortrag, gehalten am 12. April 1999 im Brokhauser Seniorenkreis der Evang.-ref. Kirchengemeinde Detmold-Ost

Ich hoffe, verehrte, liebe Anwesende, Sie sind nicht allzu enttäuscht darüber, dass Ihnen heute mal kein anschauenswertes Bildmaterial vorgeführt wird und ich mich darauf beschränken möchte, mit Ihnen einen rein literarischen Rundgang zu unternehmen, und zwar durch Leben und Werk unseres Dichterfürsten Johann Wolfgang von Goethe, dessen 250. Wiederkehr seines Geburtstages zur Jahresmitte ansteht. Dabei soll in erster Linie nicht ich, sondern der Dichter selbst zu Wort kommen.

Ein paar einführende Bemerkungen vorab seien mir aber noch gestattet. Nach herkömmlicher Weise gilt Goethe als größter und bedeutendster Dichter des deutschen Sprachraumes. Nun ist Größe allerdings ein schwankender, nicht immer für alle Zeiten verbindlicher Begriff. Und selbstverständlich steht auch eine Persönlichkeit wie Goethe zumal menschlich, aber auch künstlerisch nicht außerhalb jeder Kritik. Deshalb wollen wir hier denn auch keinesfalls so etwas wie Heroenkult betreiben. Nicht bestreiten lässt sich aber, dass er, vergleichbar einem Ludwig van Beethoven in musikalischer Hinsicht, auf allen Teilgebieten der poetischen Kunst, also in Lyrik, Epik und Dramatik, jeweils Herausragendes und auch heutigen Kriterien noch Standhaltendes geschaffen hat. Aber nicht nur dies: Er ist ja auch noch auf naturwissenschaftlichem Gebiet tätig gewesen und hat sich als Zeichner einen Namen gemacht. Zudem war er ein Denker hohen Grades. Nicht wenige seiner gedankenreichen Aussprüche sind, was vielen heutigen Zeitgenossen kaum noch voll bewusst ist, als geflügelte Worte in den deutschen Sprachschatz eingegangen und in ihm fest verankert. Allein von daher gesehen, besteht Anlass genug, das Andenken an ihn nicht verblassen zu lassen, sondern wach zu halten bzw. neu zu befestigen.

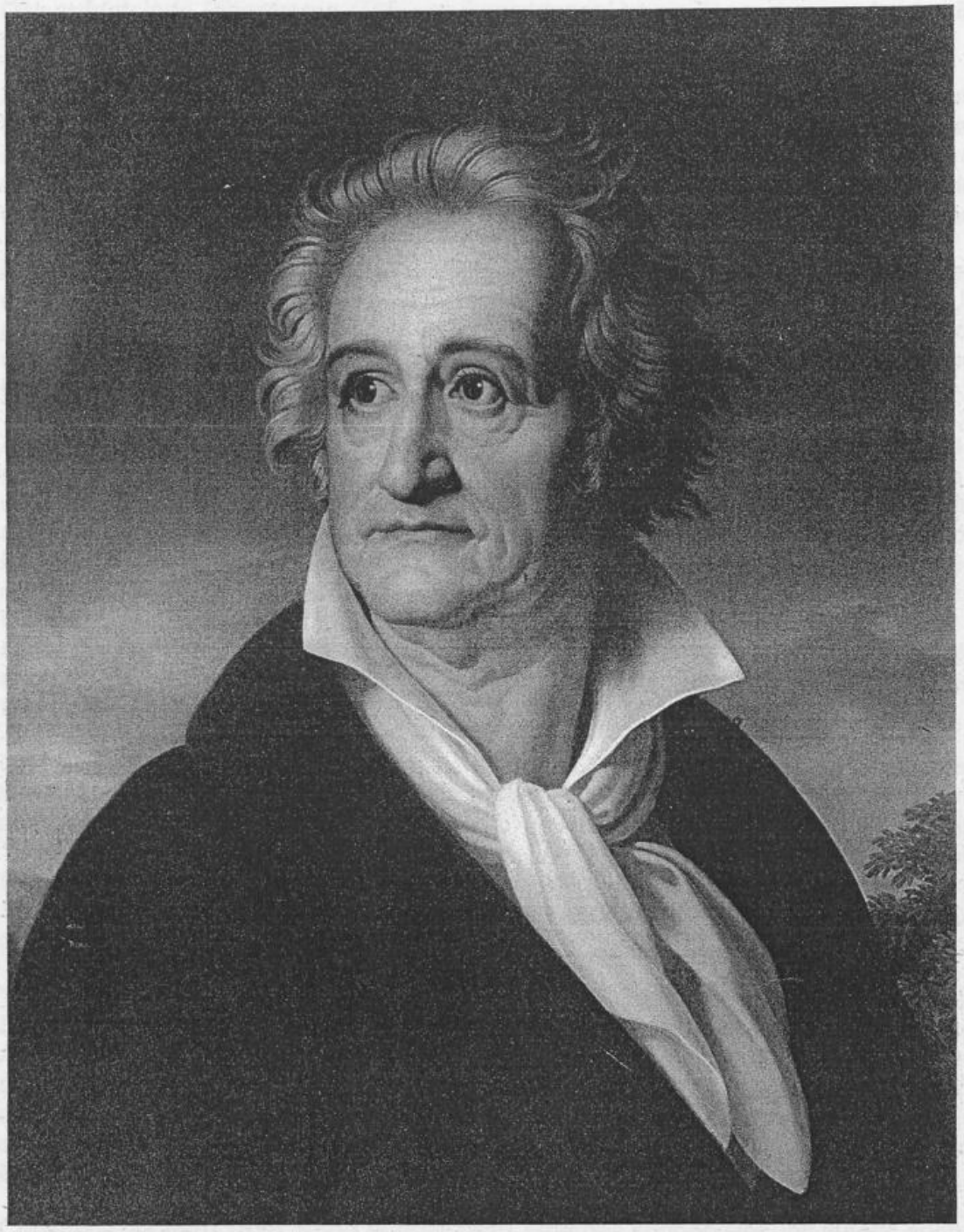
Hier nun eine geraffte Übersicht über seinen Lebensgang:

Geboren am 28. August 1749 in der alten Reichsstadt und Handelsmetropole Frankfurt a.M. als Sohn des wohlhabenden kaiserlichen Rates und Rechtsanwaltes Johann Caspar Goethe und dessen Ehefrau Katharina Elisabeth geb. Textor. Auch sie entstammt einer sehr angesehenen Familie. Ihr Vater war Ratsherr und Bürgermeister. Von den insgesamt sechs Kindern, die in dieser Ehe zur Welt kamen, sind nur Johann Wolfgang und dessen jüngere Schwester Cornelia in ein höheres Lebensalter aufgerückt.

Goethes Vater war nicht nur ein vermögender, sondern auch ein sehr gebildeter Mensch, der die geistige Erziehung seines Sohnes in eigener Regie vornahm und ihn bereits in einem Alter von 16 Jahren zum Studium an die Universität schicken konnte. Ganz wesentliche geistige und charakterliche Eigenschaften hat Goethe aber auch seiner Mutter zu verdanken, einer äußerst natürlich und lebensbejahend wirkenden Frau. Die Gabenverteilung hat der Dichter einmal selbst beschrieben:

> Vom Vater hab' ich die Statur,
> Des Lebens ernstes Führen,
> Vom Mütterchen die Frohnatur,
> Die Lust zu fabulieren.

1765 nahm Johann Wolfgang an der Universität Leipzig das juristische Studium auf. Doch weit mehr als die trockene Juristerei fesselte ihn hier, was sich auf dem weiten Feld der Kunst und Literatur ereignete. U.a. besuchte er die Vorlesungen des auch als Kirchenliederdichter hervorgetretenen Literaturprofessors Christian Fürchtegott Gellert und trieb Studien in angewandter Kunst bei Adam Friedrich Oeser. Eine schwere Erkrankung, offenbar Tuberkulose, zwang ihn, 1768 das Studium abzubrechen und nach Frankfurt zurückzukehren, wo er sich körperlich wieder erholte und geistig weiterentwickelte.



Johann Wolfgang von Goethe

Ende März 1770 setzte er in Straßburg im Elsass sein juristisches Studium fort und schloss es gut ein Jahr später mit der Promotionsprüfung ab. Bedeutsam war in jener Zeit die Bekanntschaft mit Johann Gottfried Herder, der ihm viele geistige und künstlerische Anregungen vermittelte. Die kraftgenialische Periode, die er in dichterischer Hinsicht jetzt durchlief, bezeichnet man als "Sturm- und Drangzeit". Das aufrüttelnde Ritterdrama 'Götz von Berlichingen' ist ein besonders markantes Belegstück für diese Schaffensphase.

Ab Mai 1772 betätigte sich Goethe für einige Wochen als Volontär am Reichskammergericht in Wetzlar. Heftig verliebte er sich hier in Charlotte Buff, die Tochter eines Amtmannes, die aber schon mit einem Legationssekretär namens Kestner verlobt war und dieses Bündnis nicht lösen wollte. Der Umstand, dass sich wenig später im gleichen Ort ein Altersgenosse aus eben solch einem Konfliktgrund das Leben nahm, gab Goethe Anstoß zu seinem berühmten Roman 'Die Leiden des jungen Werther'.

In den folgenden Jahren trat Goethe noch nicht in ein volles Berufsleben ein, sondern fungierte quasi als Anwaltsgehilfe seines Vaters. In literarischer Hinsicht waren diese Frankfurter Jahre allerdings außerordentlich produktiv. Ein Verlöbnis mit der Bankierstochter Lili Schönemann zerschlug sich wieder. Übrigens ein bezeichnender Charakterzug von Goethe, sich rasch für weibliche Schönheit zu entflammen, aber vor lebenslanger Bindung zurückzuschrecken.

Am 7. Nov. 1775 folgte er einer Einladung Karl Augusts von Sachsen-Weimar, des gerade zum Regenten dieses kleinen Landes aufgestiegenen Herzogs. Weimar selbst war damals ein ganz bescheidenes und unansehnliches Städtchen. Aus dem flüchtigen Besuch sollte jedoch ein Daueraufenthalt und Weimar zu Goethes Schicksalsstadt werden. Der noch sehr jugendliche Herzog war von dem Umgang mit dem regen Feuergeist und doch zugleich schon weltmännisch erfahrenen Dichter aus dem Hessenland so angetan, dass er ihn zu seinem engsten Vertrauten erkor und zum Bleiben veranlasste. Schon im folgenden Jahr ernannte er Goethe zum Geh. Legationsrat. 1782 übertrug er ihm sogar die Kammergeschäfte, de facto also die Funktion eines Finanzministers. Später war Goethe auch für Wege- und Bergbau und das Militärwesen zuständig sowie für den Kunstsektor. Theater und Bibliothek unterstanden seiner Obhut.

Goethe selbst kamen die Freiheiten, die Karl August ihm großzügigst einräumte, im Hinblick auf sein literarisches Schaffen naturgemäß sehr entgegen. Er brauchte also keine Bürostunden sklavisch abzusitzen, was bei der übrigen Beamtenschaft am Hofe freilich zu manchen Neidkomplexen führte. Von 1786-88 konnte sich Goethe sogar erlauben, fast drei Jahre fern von Weimar in Italien zu verweilen. Der dortige Aufenthalt und die intensive Beschäftigung mit der Antike verwandelten den einstigen Stürmer und Dränger in den abgeklärten Dichter der Klassik. Werke wie' Iphigenie' und 'Torquato Tasso' bezeugen diesen Umbruch.

Trotz aller in Anspruch genommenen Freiheiten sind Goethes Leistungen als Sachsen-Weimarischer Staatsminister nicht unbedeutend gewesen. Erst in höheren Lebensjahren nahm er nach und nach Abschied von seinen verschiedenen Ämtern. Nach mannigfachen Liebesaffären, hervorgehoben seien seine Beziehungen zu Charlotte von Stein, der Frau des Hofmarschalls, fand er in Weimar schließlich auch eine Lebensgefährtin in dem schlichten Bürgermädchen Christiane Vulpius. Die offizielle Eheschließung erfolgte erst 1806. Von den 5 Kindern aus dieser Verbindung blieb nur der erstgeborene Sohn August (geb. 1789) am Leben.

Christiane verstarb 1816, Sohn August 1830. Goethes kongenialer und zuletzt auch in Weimar ansässiger Dichterkollege Friedrich Schiller war schon 1805 seinem schweren Leiden erlegen. Goethe selbst erreichte mit 83 Jahren ein hohes Lebensalter. Er starb am 22. März 1832 in seinem stattlichen Wohnhaus am Frauenplan in Weimar, das noch heute in seinem ursprünglichen Zustand erhalten ist und als Goethe-Museum dient. Bis fast in die letzte Lebenszeit hinein hatte ihn noch der zweite Teil seines wohl berühmtesten Werkes, des Dramas 'Faust', beschäftigt.

Wenden wir uns nun seiner Dichtung zu:

Landesbibliothek Detmold

Den jugendlichen Feuergeist und entflammten Liebhaber stellt uns ein Frühlingsgedicht mit der Überschrift **Mailied** vor Augen:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb, o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Noch persönlicher, noch leidenschaftlicher das Gedicht **Willkommen und Abschied**. Es bezieht sich auf die Begegnung mit der elsässischen Pfarrerstochter Friederike Brion, in die sich Goethe während seiner Straßburger Studienzeit heftigst verliebt hatte:

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan fast eh gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Mut:
In meinen Augen welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floss von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich – ihr Götter!
Ich hofft es, ich verdient es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinen Augen welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Etwa zur gleichen Zeit griff Goethe ein Motiv aus einer regionalen Liedsammlung auf. In schlichter Umdichtung und entsprechender Vertonung ist es als **Heideröslein** noch heute ein unverzichtbarer Bestandteil des deutschen Volksliedgutes:

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Dass du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
s'Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Musst es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Ein gleichfalls schlicht gehaltenes, doch schön empfundenes Liebesgedicht stammt aus späterer Lebenszeit und ist betitelt **Gefunden**. Goethe hat es Christiane Vulpius gewidmet, seiner Lebensgefähr-

tin, dem vormaligen unauffälligen Weimarer Bürgermädchen, das er nicht so im Vorübergehen vernaschen konnte und wollte, sondern mit in sein Haus nahm und dort fortan schalten und walten ließ:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Einen von anstrengenden Amtsgeschäften des Tages ermatteten, vergangenen Zeiten nachsinnenden und zu später Abendstunde am Ufer des Flüsschens Ilm innere Entspannung und geistige Wiederbelebung suchenden Dichter sehen und erleben wir in dem Gedicht **An den Mond**:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh' und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluss!
Nimmer werd ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuss,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Dass man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!

Rausche, Fluss, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,

Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewusst
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Zuviel reine Lyrik, so wohllautend sie sich auch anhören mag, ermüdet. Deshalb möchte ich hiervon nun Abschied nehmen und mich dem Schaffenskreis der ***Balladen*** zuwenden. Balladen sind erzählende Gedichte, die eine mehr oder minder dramatische Begebenheit in Versform wiedergeben. Goethe hat eine ganze Reihe solcher Balladen geschrieben. Sechs davon will ich Ihnen nachfolgend vorzutragen versuchen.

Beginnen möchte ich mit der recht freundlich gehaltenen Schilderung **Der Sänger**. Sie versetzt uns an einen mittelalterlichen Königshof:

„Was hör ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Lass den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Lasst mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und lass ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet,
Doch darf ich bitten, bitt ich eins:
Lass mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Einen tragischen Ausgang nimmt hingegen die Ballade **Der Fischer**:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüsstest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?"

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

Eine der ergreifendsten Balladen, die je geschrieben worden ist, trägt die Überschrift **Erlkönig**. Franz Schubert und Carl Loewe haben sie in großartigster Weise vertont:

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?"
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif?"
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." –

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand.
Meine Mutter hat manch gülden Gewand." –

„Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?"
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind." –

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein." –

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau." –

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt." –
„Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!"

Den Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Höchst makaber mutet die Ballade **Der Totentanz** an. In sprachlicher Hinsicht ist sie aber voll fesselnder Anschaulichkeit:

Der Türmer, der schaut zumitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht,
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
„Geh! Hole dir einen der Laken!"

Getan wie gedacht! Und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verliert sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle zu schwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muss er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen;
Den gotischen Zierrat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Türmer, getan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt – jetzt hat er am längsten gelebt –
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich, verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

Auch die folgende Ballade, **Der Zauberlehrling**, lässt an innewohnender Dramatik nichts zu wünschen übrig:

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort und Werke
Merkt ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu ich Wunder auch.
Walle! Walle
Manche Strecke,
Dass, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! Walle
Manche Strecke,
Dass, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! Ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! Stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! –
Ach, ich merk es! Wehe! wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behände!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! Und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! Nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! Welche Blicke!

Oh, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen, Will dich halten,
Und das alte Holz behände
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! Brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!
Wehe! Wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! Ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Nass und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör mich rufen! –
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

Einen versöhnlichen Schluss bietet trotz düsterer Kulisse die letzte der von mir auserwählten Balladen: **Der Schatzgräber**:

Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!"
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis hinein.
Und er hieß mich freundlich trinken,
Und ich dacht: es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

Da wir uns hier in einem kirchlichen Kreis befinden, erscheint es angezeigt, uns nun einmal die Frage vorzulegen, welche Stellung Johann Wolfgang von Goethe eigentlich zur ***Religion*** ganz allgemein und zum christlichen Glauben insbesondere bezogen hat.

In dieser Hinsicht stoßen wir auf die unterschiedlichsten Befunde. Von Hause aus in konventionell christlichem Sinne erzogen, rebelliert der junge Mann während seiner Sturm- und Drangzeit höchst energiegeladen gegen überkommene Frömmigkeitsformen und naives Gottvertrauen. Sein damals entstandenes Gedicht **Prometheus** greift zwar einen antiken Sagenstoff auf und bezieht sich auf den griechischen Götterhimmel, gestattet sehr wohl aber auch einen Blick in die gärenden Vorgänge der eigenen Seele. Nicht zu Unrecht betonte Goethe einmal, dass alle seine Dichtungen im letzten Grunde „Bruchstücke einer großen Konfession" seien:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Musst mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wusste, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat mich nicht zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitze ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Aber auch noch in mittleren Lebensjahren, etwa zur Zeit der italienischen Reisen, steht er der christlichen Lehre innerlich ziemlich fremd gegenüber. So notierte er z.B. einmal, dass er drei Dinge im Leben einfach nicht ausstehen könne, nämlich den Qualm des Tabaks, den Duft des Knoblauches und die Kreuze am Wege.

In späteren Jahren nimmt seine religiöse Anschauung stark pantheistische Züge an. Hier ein entsprechendes Belegstück aus seiner Spruchsammlung **Gott, Gemüt und Welt**:

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So dass, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermisst.

Es liegt nahe, dass in solch einer Vorstellungswelt, die Gott mit Natur ganz eng vereint und in sich verflochten sieht, für einen Versöhnung und Erlösung bewirkenden, jeden Einzelnen persönlich ansprechenden Heilsbringer wie Jesus Christus kein rechter Platz ist. Gleichwohl hat Goethe in seiner Ballade **Legende** von unserem Herrn und Meister ein in theologischer Hinsicht gewiss nicht ausreichendes und auch biblisch nicht beglaubigtes, dennoch ausgesprochen liebenswertes und – man ist geneigt zu sagen – lebensnahes Bild gezeichnet. Petrus als sein herausragender Gefolgsmann kommt dabei allerdings nicht ganz ungeschoren davon:

Als noch verkannt und sehr gering
Unser Herr auf der Erde ging
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er es gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron und Zepter sein;
Wie aber sollt er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und tut, als hätt er's nicht gehört.

Der Herr in seiner Langmut drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Tür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Tor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus;
Auch war der Weg von Bäumen bloß,
Die Sonne schien, die Hitz war groß,
So dass man viel an solcher Stätt
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Lässt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,

Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So lässt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Tätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringre Mühe macht."

Goethes wohl größtes und bedeutsamstes Werk, das aus zwei Teilen bestehende Drama **Faust**, basiert geradezu auf religiösem Grunde. Das Geschehen vollzieht sich im Rahmen des weltumspannenden Konfliktes zwischen der Macht Gottes und der des Satans. Es beginnt mit einem Prolog im Himmel. Die himmlischen Heerscharen sind versammelt. Die drei Erzengel, Gabriel, Raphael und Michael, preisen mit vereinter Stimme den Schöpfer:

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Satan, in der Gestalt des Mephistopheles, eines durchtriebenen Kenners aller menschlichen Schwachstellen, erhebt nun seine Stimme, nach außen hin in devoter Haltung, tatsächlich aber sind seine Worte von hämischer Ironie erfüllt:

MEPHISTO: Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiss zum Lachen,
Hättst du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen;
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd er leben,
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.

Gott hält ihm entgegen:

DER HERR: Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

MEPHISTO: Nein, Herr! Ich find es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen;
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

DER HERR: Kennst du den Faust?

MEPHISTO: Den Doktor?

DER HERR: Meinen Knecht!

MEPHISTO: Fürwahr! Er dient euch auf besondre Weise,
Nicht irdisch ist des Toren Trank und Speise.
Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewusst;

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

DER HERR: Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd ich bald ihn in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Dass Blüt und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

MEPHISTO: Was wettet Ihr? Den sollt ihr noch verlieren,
Wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen!

DER HERR: Solang er auf der Erde lebt,
Solange sei dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, solang er strebt. ...
Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh beschämt, wenn du bekennen musst:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst.

MEPHISTO: Schon gut! Nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

In der 1. Szene des nun auf der Erde sich abspielenden Dramas sehen wir den besagten Dr. Faust in seinem Studierzimmer erregt auf und ab gehen und sein Los beklagen:

FAUST: Habe nun ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemühn.
Da steh ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug, als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doktor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr
Herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Nase herum –
Und sehe, dass wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel –
Dafür ist mir auch alle Freud entrissen,
Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab ich mich der Magie ergeben,

Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis werde kund;
Dass ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß:
Dass ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkenskraft und Samen
Und tu nicht mehr in Worten kramen.

Doch weder Nostradamus Buch des Makrokosmos noch die Beschwörung des Erdgeistes bringen ihn in seinem Erkenntnisdrang einen Schritt weiter. In seiner Verzweiflung beschließt er, sich das Leben zu nehmen. Schon hat er das giftgefüllte Glas an den Mund gesetzt, da reißen ihn der Klang der Osterglocken und der Chor der Engel von der nahen Kirche herüber aus seinem Vorhaben:

CHOR DER ENGEL: Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

FAUST: Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabes Nacht von Engelslippen klang,
Gewissheit einem neuen Bunde?

CHOR DER ENGEL: Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam und übende
Prüfung bestanden.

FAUST: Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.

Am Morgen des Ostertages unternimmt der Gelehrte mit seinem Famulus Wagner einen Spaziergang in die erwachende Landschaft. Hier sein berühmter Monolog:

FAUST: Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in raue Berge zurück.
Von dort her sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur.
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Aber an Blumen fehlt's im Revier,

Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen!
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden:
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbebanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.

Und im Blick zum Festplatz auf dem Dorfanger:

FAUST: Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Auf dem Nachhauseweg umkreist die beiden Wanderer ein Pudel in immer enger gezogenen Windungen. Faust nimmt das seltsam sich gebärdende Tier mit in sein Studierzimmer. Dort, noch erfüllt vom Ostertagserlebnis, greift er zum Bibel-Buch und gesteht sich ein:

FAUST: Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt
Als in dem Neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mir redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Er schlägt das 1.Kapitel des Johannesevangeliums auf:

FAUST: Geschrieben steht: Im Anfang war das *Wort*!
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muss es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin,
Geschrieben steht: Im Anfang war der *Sinn*.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Dass deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der *Sinn*, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die *Kraft*!
Doch auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, dass ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat
Und schreib getrost: Im Anfang war die *Tat*!

Während dieser intensiven Beschäftigung mit der Heiligen Schrift beginnt der Pudel in seiner Ecke immer unruhiger zu werden, zu knurren und sich ungestüm aufzublähen. Mit einem magischen Bannspruch enttarnt Faust den Vierbeiner. Mephisto, verkleidet als fahrender Student, tritt aus der Hülle des Tieres hervor und spricht Faust an:

MEPHISTO: Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?

FAUST: Das also war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scholast? Der Kasus macht mich lachen.

MEPHISTO: Ich salutiere den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

FAUST: Wie nennst du dich?

MEPHISTO: Die Frage scheint mir klein
Für einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

FAUST: Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,
Wo es sich allzu deutlich weist,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer bist du denn?

MEPHISTO: Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

FAUST: Was ist mit diesem Rätselwort gemeint?

MEPHISTO: Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist wert, dass es zugrunde geht;
Drum besser wär's, dass nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Nach längerem Disput werden die beiden aber doch handelseinig und schließen ein Abkommen. Mephisto verspricht Faust, ihm hier auf Erden stets zur Seite zu stehen und all seinen Wünschen so lange nachzukommen, bis er innerlich Erfüllung gefunden hat. Im Leben danach soll das Dienstverhältnis dann ein umgekehrtes sein. Faust sichert ihm zu:

FAUST: Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Dass ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuss betrügen –
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet ich!

MEPHISTO: Topp!

FAUST: Und Schlag auf Schlag!
Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei;
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

MEPHISTO: Bedenk es wohl! Wir werden's nicht vergessen.

FAUST: Dazu hast du ein volles Recht;
Ich habe mich nicht freventlich vermessen.
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag ich, oder wessen.

Und nun kommt es zu einer ganzen Reihe von Erlebnissen und Abenteuern, die aus zeitlichen Gründen hier nicht geschildert werden können. Von herausragender Bedeutung ist die Begegnung Fausts mit Gretchen. Das fromme, natürliche Mädchen stellt dem in sie so brennend vernarrten Gelehrten die berühmte Gewissensfrage:

GRETCHEN: Nun sag, wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.

Faust, ja nun im Bunde mit Mephisto stehend, antwortet zuerst ausweichend, dann zwar viel-, doch zugleich auch nichtssagend:

FAUST: Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Die Liebe zu Gretchen endet durch Fausts Verschulden tragisch. Nach vielen weiteren Stationen, bei denen Mephisto Faust nie zum Verweilen zu bewegen vermocht hatte, erleben wir den bereits Gealterten am Schluss des Dramas als stolzen Bauherren und Landkultivator, umgeben von einer stattlichen Helferschar, auf eigenem Grund und Boden. Zutiefst beglückt ruft er aus und beschwört damit zugleich sein Ende herauf:

FAUST: Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss!
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möchte ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn. –
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Nach diesen Worten sinkt er tot in sich zusammen. Die Lemuren bemächtigen sich seines Leichnams. Seine Seele aber entziehen die Engel Mephistos Zugriff und entführen sie in höhere Sphären, dabei im Chor deklamierend:

ENGEL: Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Die hier vermittelte Quintessenz, dass, wer immer strebend sich bemüht, bei Gott Rechtfertigung und Aufnahme findet, mag menschlicher Selbsteinschätzung entgegenkommen, entspricht aber nicht der Grundeinsicht unseres evangelischen Glaubens, wonach allein „die Liebe von oben" ohne jegliches menschliche Eigenverdienst unsere Rettung bewirkt. Vergleichen wir das Rahmen- und Endgeschehen des ‚Faust' mit dem zornerfüllten Aufbegehren in dem zuvor vernommenen Gedicht ‚Prometheus', ist eine spürbare Annäherung an die Pforten des christlichen Glaubens gewiss nicht zu verkennen, doch kommen wir andererseits um die ernüchternde Feststellung schwerlich herum, dass Goethe in seinem reifen Alter nach langem Suchen und mannigfachen Umwegen schließlich dort angelangt ist, wo für einen Martin Luther die eigentlichen Probleme überhaupt erst begannen. Dennoch wartet dieses Werk bis in alle Details hinein mit einer solchen Fülle an erfrischenden Lebens- und Wahrheitserkenntnissen auf, dass wir es zu den großartigsten Kulturgütern unserer Nation rechnen und uns im Rahmen des uns Möglichen daran schon erbauen und auch erfreuen dürfen.

Und damit sind wir nun auch am Endpunkt unserer literarischen Rundreise durch Goethes Leben und Schaffen angelangt. Trotz mächtiger Zeitüberschreitung habe ich Ihnen nur wenige Ausschnitte darbieten können. Dennoch hoffe ich, Ihnen sowohl von früher her schon Bekanntes wieder nahegebracht, als auch diese oder jene neue Anregung vermittelt zu haben. Jedenfalls danke ich Ihnen ganz herzlich für Ihre entgegengebrachte Aufmerksamkeit und Ihr geduldiges Zuhören.

Buntes Grabbe-Mosaik

Zu: Das Grabbe-Lesebuch. Hrsg. v. Thomas Schaefer in Verb. m. Fritz U. Krause. Mit Kritzeleien v. Christian Dietrich Grabbe. Göttingen: Satzwerk-Verl. 2001. 222 S. ISBN 3-930333-38-4.

Allein die Idee Thomas Schaefers, zum 200. Geburtstag Christian Dietrich Grabbes anstelle einer steifleinen Wiederauflage seiner Dramen oder einer wissenschaftlich hochstilisierten Biografie ein farbenreiches Lesebuch mit Texten von und über den 1801 in Detmold geborenen Dichter auf den Markt zu bringen, verdient Beifall. Aber auch die in Verbindung mit Fritz U. Krause, dem derzeitigen Präsidenten der Grabbe-Gesellschaft, erfolgte Umsetzung dieses Planes darf als voll gelungen bezeichnet werden. Das uns jetzt vorliegende griffige und mit 222 Druckseiten nicht überfrachtete Bändchen bringt alle Voraussetzungen mit, einen größeren Kreis von Menschen mit Leben, Werk und persönlicher Problematik Grabbes bekannt zu machen, aber auch das Blickfeld derer zu erweitern und zu vertiefen, die darüber bereits Kenntnisse vorzuweisen haben.

Ein differenzierteres und zugleich sachgerechteres Bild zu gewinnen als gemeinhin von dem unbestritten wortgewaltigen Dramatiker besteht, tut schon Not, finden doch seine zu Lebzeiten als nahezu unspielbar geltenden Theaterstücke trotz ihrer auffallenden Nähe zur Moderne auch heute nur höchst selten Zugang zur Bühne und spiegelt er als literarische Figur in den Dichtungen und Schilderungen anderer meist nur groteske bis abstoßende Züge wider.

Unter sieben verschiedenen Aspekten regt Thomas Schaefer den Leser zu einer "Neu- und Wiederlektüre Grabbes" an. Jedes einzelne Kapitel vereint Texte aus seinen Dramen, Briefen und Kritiken mit Urteilen über ihn und sein Werk, die aus der Feder von Zeitgenossen, später Geborenen und gegenwärtig noch Lebenden stammen. Eingeflochten ist dann und wann eine zeichnerische Kritzelei von Grabbes Hand. Für Bewohner Lippes dürften das erste und letzte Kapitel, die sich jeweils mit Detmold als Geburts- und Sterbeort des Dichters befassen, naturgemäß von besonderem Interesse sein. Viel Schmeichelhaftes über die lippische Residenzstadt und ihre Bewohner ist daraus freilich nicht zu entnehmen. Manchem gar zu abwertend formulierten Spruch über Dünkelhaftigkeit und kleinkarierte Spießergesinnung der Detmolder Gesellschaft mit der Folgerung, sie habe ihren Mitbürger zu seinen galligen Ausfälligkeiten ja geradezu zwingend herausgefordert, muss allerdings klar entgegengehalten werden, dass es bei der doch recht exzentrischen persönlichen Veranlagung des Dichters kaum vorstellbar ist, in einer anderen Region des deutschen Landes würden sich weniger Reibungsflächen ergeben haben.

Im Nachwort hat der Herausgeber die Pointen der verschiedenen Aussagen Grabbes und der über ihn Befindenden klar herausgestellt und analysiert, auf eine dezidiert neue Deutung aber verzichtet. So bleibt es in erster Linie dem Leser überlassen, selbst ein schlüssiges Fazit zu ziehen. Wenn Schaefer einräumt, hier ein Buch "bar jeden Anspruchs auf Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit" vorzulegen, gibt er sich sehr bescheiden. Die nachgeordneten Anlagen - Personenregister, Zeittafel, biobibliografische Anmerkungen, Literaturverzeichnis und Auswahlbibliografie - zeugen nämlich durchaus von gewissenhaft und sorgfältig vorgenommener Erarbeitung des, wie er selbst es nennt, "bunten Mosaiks".

Niederschrift Sommer 2001.
Abgedr. in: Heimatland Lippe. Detmold.
Jg. 94.2001, Nr. 8, S. 138.



Grabbe

Beachtenswerte Grabbe-Ausstellung

Zu: Grabbe im Original. Autographen, Bilder, Dokumente. (Begleitführer zur gleichnamigen Ausstellung d. Lipp. Landesbibliothek vom 13. Dez. 2001 bis 28. Febr. 2002.) Bearb.: Julia Freifrau Hiller von Gaertringen u. Detlev Hellfaier. Detmold: Lipp. Landesbibliothek 2001. 136 S. m. zahlr., überw. farb. Abb. (Auswahl- u. Ausstellungskataloge d. Lipp. Landesbibliothek Detmold, H. 35.) ISBN 3-9806297-1-6.

Die geläufige Redewendung, oft komme das Beste erst zum Schluss, bestätigt sich zwar längst nicht immer so, wie der Anschein es erweckt, in dem hier gegebenen Fall ist man aber stark geneigt, ihr zuzustimmen. Ohne all die vorangegangenen Buchveröffentlichungen, Bühnenaufführungen und Festveranstaltungen zu Ehren Christian Dietrich Grabbes in ihrem Wert schmälern zu wollen, darf der erst am 13. Dezember 2001 unter dem Titel 'Grabbe im Original' eröffneten und noch bis zum 28. Februar 2002 laufenden Ausstellung der Lippischen Landesbibliothek mit Fug und Recht bescheinigt werden, eine besonders lebendige und aufschlussreiche Dokumentation über den vor 200 Jahren in Detmold geborenen Dramatiker darzubieten. In 8 Schaublöcken sind die einzelnen unterschiedlich langen Lebensstationen Grabbes von 1801 bis 1836 festgehalten. Detmold steht am Anfang, in der Mitte und am Ende, dazwischen fügen sich Leipzig, Berlin, Dresden, Frankfurt a.M. und Düsseldorf. Gezeigt werden in aufgelockerter, dennoch logischer Folge Briefe, Werkmanuskripte, Drucke, Stadtansichten, Porträts von Persönlichkeiten, mit denen der Dichter in Kontakt gestanden hatte, Theaterplakate und Bühnenbilder. Und dies alles - der Titel ist kein leeres Versprechen - im Original. Die meisten der Exponate entstammen dem von Alfred Bergmann begründeten, 1937 von der Lippischen Landesbibliothek erworbenen und seitdem kontinuierlich weitergeführten Grabbe-Archiv. Einige amtliche Schriftstücke hat dankenswerterweise das Nordrhein-Westfälische Staatsarchiv Detmold mit beigesteuert.

Es spricht für die Gestalter der Ausstellung, dass sie sich sowohl einer aufdringlichen Beweihräucherung der Mittelpunktperson enthalten als auch allen sattsam bekannten Klischees vom "trunkenen Shakespeare", der "am Mief seiner kleinstädtisch-beschränkten Umwelt erstickt" sei, keine neue Nahrung gegeben haben. Auch sind sie der Verlockung, ein aus heutigem Gesichtswinkel formuliertes, sich wissenschaftlich-anspruchsvoll gebendes Programm der Ausstellung aufzustülpen, nicht gefolgt. Vielmehr spricht aus jedem einzelnen Abschnitt zum Betrachter in erster Linie der Mensch Christian Dietrich Grabbe, wie er lebte, dachte, fühlte, handelte und gestaltete. Er war gewiss kein einfacher, sondern ein sehr kritischer, seiner Epoche in mancher Beziehung vorauseilender, an den Gegebenheiten auch leidender und sich daran aufreibender Zeitgenosse, letztendlich bei aller Genialität und Abgründigkeit aber doch ein Mensch mit durchaus menschlichen Eigenschaften und Regungen. Selbst die geistvollste Analyse seiner dramatischen Werke verblasst früher oder später im luftleeren Raum, mangelt es am sachgerechten Bezug zur Lebensbasis und Lebenswirklichkeit desjenigen, der sie geschaffen hat.

Da die Lippische Landesbibliothek über einen größeren geschlossenen Ausstellungssaal nicht verfügt, mussten die Exponate über den Treppenaufgang und dann weiter über mehrere Etagen verteilt werden. Der Absicht, Grabbe in den einzelnen Stadien seines Lebens vorzustellen, kam dieser Notstand allerdings fast entgegen, wird der Besucher auf diese Weise doch davor bewahrt, planlos querbeet durch die Schau zu stürmen. Vielmehr sieht er sich genötigt, den vorgesehenen Kurs einzuhalten, immer mal einen kleinen Zwischenweg zurückzulegen, um sich danach mit frischem Elan dem neuen Abschnitt zuzuwenden. Grüne Leitflächen mit aufgedruckten Grabbe-Zitaten treffen Vorsorge, den Faden nicht aus den Augen zu verlieren. In dem hier zu würdigenden Begleitführer hingegen liegen die wesentlichsten und markantesten Belegstücke in vorzüglichen Abbildungen dicht beieinander. Der verbindende Text bietet alle notwendigen Erläuterungen. Den abgelichteten Frakturhandschriften ist jeweils ein gedruckter Text gegenübergestellt. Der informationsreiche Katalog behält seinen Wert auch nach Abbau der Ausstellung noch für lange Zeit. Wer verhindert war, sie persönlich aufzusuchen, mag allein aus dem Band manche willkommene Wissensvermehrung erfahren, in ihm gewiss aber auch etliches Erheiternde vorfinden.

Unbedingte Anerkennung für das in Vitrinen und in Buchform Herausgestellte verdient der Initiator dieses Projektes, Bibliotheksdirektor Detlev Hellfaier MA. Er hatte ja auch für die im November 2001 gelungene Erwerbung von 6 bisher unbekannten Grabbe-Handschriften erfolgreich die Werbetrommel zu rühren verstanden. Besonderer Dank gilt aber auch seiner Vertreterin, Dr. Julia Hiller von Gaertringen, die die Ausstellung weitgehend ausgerichtet und auch die begleitenden Texte verfasst hat. Schon etlichen Präsentationen zuvor sind die geschickt und stilvoll arrangierenden Hände der seit 1996 an der Lippischen Landesbibliothek tätigen Wissenschaftlerin spürbar zugute gekommen.

Niederschrift Dezember 2001.
Abgedr. in: Heimatland Lippe. Detmold.
Jg. 95.2002, Nr. 1, S. 18.

Vertonungen Freiligrathscher Gedichte und ihre Verfügbarkeit

Referat zum Grabbe-Punsch am 16.12.2000 in der Detmolder Ressource

Die Erarbeitung einer Bibliografie ist im allgemeinen eine recht trockene und nüchterne Angelegenheit, die neben Suchen, Sichten und Ordnen kaum Aufregendes mit sich bringt. Dennoch kann man selbst bei solch stiller Sammeltätigkeit mal eine handfeste Überraschung erleben. Mir persönlich widerfuhr dies jedenfalls, als ich mich vor rund 13 Jahren daran begeben hatte, das in den Zettelkatalogen der Lippischen Landesbibliothek über unseren Dichter Ferdinand Freiligrath angesammelte Titelmaterial zu ergänzen und zu einer Gesamtbibliografie zusammenzustellen. Bei Durchsicht verschiedener Musikalienkataloge, insbesondere der zwischen 1881 und 1913 von Ernst Challier besorgten mit den Titeln 'Großer Liederkatalog', 'Großer Duetten-Katalog', 'Großer Chor-Katalog', 'Großer Männergesang-Katalog' und 'Großer Frauen- und Kinderchor-Katalog', ergab sich eine so beträchtliche, vorher nicht zu erwarten gewesene Fülle an Vertonungen Freiligrathscher Gedichte, dass die Frage mir zunächst große Verlegenheit bereitete, wie jener Masse wohl am besten beizukommen sei. Vorgesehen war für diese Art Titel nämlich nur eine bescheidene Untergruppe innerhalb des Hauptkapitels "Wirkungsgeschichte". Die restlose Einweisung aller aufgefundenen Titel hätte diese Untergruppe zum Nachteil der übrigen allzu stark aufgeschwemmt und der Gesamtbibliografie somit eine Art Wasserkopf aufgesetzt. Im Einvernehmen mit dem Aisthesis-Verlag Bielefeld löste ich das Problem dadurch, dass ich das angefallene Titelmaterial über die Vertonungen vorab in einer eigenen Bibliografie veröffentlichte. Sie erhielt die Überschrift 'Freiligraths Gedichte in Lied und Ton'. Die drei Jahre später erschienene Gesamtbibliografie begnügte sich dann mit einem generellen Hinweis auf diese Vorveröffentlichung und dem Nachtrag der inzwischen noch hinzugetretenen Titel.

Die erwähnte Sonderbibliografie aus dem Jahre 1990 hat insgesamt 674 Vertonungen von 460 verschiedenen Komponisten festgehalten. Insgesamt 103 Gedichten Freiligraths sind diese Kompositionen gewidmet.

Ein zu bedauerndes, leider nicht behebbares Manko haftet ihr allerdings an: Zwar konnten die Titel der Vertonungen festgestellt, viele der Notenwerke aber nicht zu direkter Einsichtnahme beschafft werden. Hierfür gibt es mehrere Gründe. So sind Notenwerke in die Zentralkataloge der Bibliotheken der deutschen Bundesländer häufig nicht mit einbezogen worden und daher über den Leihverkehr der Deutschen Bibliotheken auch nicht gezielt anforderbar. Die Musikbibliotheken wiederum besaßen vor 1988 noch keinen eigenen Sammelkatalog, die im Gebiet der DDR gelegenen waren damals nur schwer ansprechbar. Hinzu kommt, dass so mancher im 19. Jahrhundert produzierende Musikverlag samt Archiv heute nicht mehr besteht oder dass archivalische Altbestände noch bestehender Musikverlage den Bombenabwürfen des Zweiten Weltkrieges zum Opfer gefallen sind. Vorstellbar ist aber auch, dass manche Noten-Einzelblätter wohl nur für den seinerzeitigen aktuellen Gebrauch bestimmt gewesen waren und daher Eingang in ein Notenarchiv gar nicht erst gefunden hatten.

Bedauern muss man die fehlende Autopsie-Bestätigung und erschwerte Greifbarkeit einer ganzen Reihe der in der Bibliografie der Freiligrath-Vertonungen angezeigten Notenwerke vor allem deshalb, weil die aus den Challier-Katalogen, aber auch die aus 'Hofmeisters Handbuch der musikalischen Literatur' stammenden in ihren Angaben vielfach unzulänglich, zumindest aber ergänzungsbedürftig sind. Das Erscheinungsjahr fehlt fast immer. Übernahm ich z.B. einen in Hofmeisters Katalog Band 10 (1886/91) festgehaltenen Titel, blieb mir nur die Möglichkeit, ihn mit einer mittleren Jahreszahl und dem Zusatz "um", in diesem Fall also "um 1889", zu versehen. Dabei kann nicht ausgeschlossen werden, dass das betreffende Notenwerk in Wirklichkeit älteren Datums ist und seinen Weg verspätet in den Hofmeisterschen Katalog gefunden hat. Auch weichen die Verlagsangaben in den Challier-Katalogen und in denen Hofmeisters mitunter voneinander ab, so dass mangels Klärung beide Versionen vermerkt werden mussten. Tatsächlich ist in der Praxis wohl des öfteren geschehen, dass Verlage ihre Vertriebsrechte für manche Publikationen kurz nach deren Herausgabe einem anderen übertragen haben.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass der Name Freiligrath als Textverfasser in den Challier-Katalogen kaum einmal in Erscheinung tritt. Es ist also nicht so gewesen, dass ich nur im Register unter dem Stichwort "Freiligrath" hätte nachzuschlagen brauchen, um danach alle Titel in der Hand zu halten. Der Weg war weitaus mühevoller, hatte die Suche doch immer nur von den Gedicht-Überschriften bzw. Gedicht-Anfängen ausgehen können. Diese musste man also weitgehend schon im Kopfe haben. Ein unfreiwilliges Hinweggleiten des suchenden Auges über den einen oder anderen Titel kann dabei nicht ausgeschlossen werden.

Trotz all der hier erwähnten Unzulänglichkeiten sollte es jedoch keinem Zweifel unterliegen, dass die in der Bibliografie angezeigten Kompositionen als solche - und darüber hinaus möglicherweise noch etliche unerfasst gebliebene dazu - zumindest einmal existiert haben. Überdies bestehen heute, zehn Jahre nach ihrer Veröffentlichung, erweiterte Möglichkeiten, des einen oder anderen Notendruckes doch noch habhaft zu werden. In gedruckter Form liegen jetzt die 17 Bände des Musikalienkataloges der Bayerischen Staatsbibliothek München - BSB Musik - vor. Auch Nachforschungen via Internet und andere elektronische Dateien, so den KVK (Karlsruher Virtuellen Katalog), können von Erfolg gekrönt sein.

Nach Erörterung der etwas spröden bibliografischen Problematik und der Schwierigkeit der Notenbeschaffung erscheint es mir angezeigt, Ihnen noch einen gerafften Gesamtüberblick über die Verteilung der Kompositionen auf die einzelnen Gedichte Freiligraths zu vermitteln.

Da sei zunächst die einschränkende Bemerkung vorausgeschickt, dass sich Freiligraths Lyrik einschließlich Balladenkunst von ihrer ganzen Art her längst nicht so zwingend zur Vertonung anbietet wie diejenige eines Heinrich Heine, von den Weimarer Klassikern einmal ganz zu schweigen. So bemängelte schon Berthold Auerbach nach Erscheinen der ersten Gedicht-Sammlung Freiligraths, ihm fehle "jene Einfalt und Zartheit, um, wie Uhland und Goethe, ein Volkslied, das in einer allgemeinen Empfindung sein Echo findet, dichten zu können" (Europa. Stuttgart. 1838, Bd. 3, S. 568). Moriz Carriere befand, er sei "mehr Poet der Anschauung als des Gemüts" (Jahrbücher f. wiss. Kritik. Berlin. 1839, Bd. 1, Nr. 8, Sp. 63). Und Dingelstedt gar sprach ganz unumwunden, ja fast kränkend aus, "seine Lyrik durchpulse mehr Huf- als Herzschlag" (nach Wilhelm Buchner: Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Bd. 1, Lahr 1882, S. 296f.).

Bei Urteilen dieser Art ist eine Seite des künstlerischen Schaffens unseres Dichters freilich ziemlich unterbelichtet geblieben, seine Übersetzer-Tätigkeit. Die Zahl der von ihm aus dem Englischen und Französischen übertragenen Gedichte überragt sogar diejenige der eigens kreierten. Er selbst erachtete sie nicht als simple Verdeutschungen, sondern als echte Nachschöpfungen, was in den Titelzusätzen "Nach Walter Scott", "Nach Victor Hugo" usw. entsprechend zum Ausdruck kommt. Mitunter gelang es ihm dabei sogar, der Übersetzung stärkere Ausdruckskraft zu verleihen als dem Original innewohnt. Bei Übersetzungen etwa der Gedichte des Schotten Robert Burns war es ihm denn auch gegeben, ihren volksliedhaften Kern zielgenau zu treffen. So steht dessen kurzes, von Freiligrath übertragenes Gedicht 'Mein Herz ist im Hochland' mit insgesamt 75 Titeln an der Spitze aller angezeigten Vertonungen.

Beschränken wir uns in der weiteren Betrachtung auf die Eigenschöpfungen, so sind dabei mehrere teils sich ablösende, teils auch ineinander übergreifende Schaffensphasen zu unterscheiden.

Beginnen wir mit der sog. Wüsten- und Loewenpoesie, ein Ausdruck, den Freiligrath selbst einst geprägt hatte. Sie beherrscht seinen ersten Gedichtband von 1838 und zeitigt in der späteren kleineren Sammlung von1849 unter dem Titel 'Zwischen den Garben' noch einige Nachblüten. Auffällig ist hierbei, dass die typisch exotistisch gearteten, grauenerfüllten Balladen wie 'Löwenritt' kaum sehr viele Tonsetzer auf den Plan gerufen haben, eher dann schon ein Gedicht wie 'Der Blumen Rache', das sogar zu Ballett-Gestaltungen aufgefordert hat. Von den Komponisten dieses Gedicht-Genres verdient Carl Loewe mit insgesamt 7 Vertonungen hervorgehoben zu werden. Sein 'Prinz Eugen, der edle Rit-

ter' ist ein echtes Meisterwerk, das, einen guten Gesangsinterpreten vorausgesetzt, auch heute noch zu stürmischem Applaus im Konzertsaal geradezu herausfordert.

In der Frühzeit des Freiligrathschen Schaffens stehen, wohl bedingt durch den frühen Tod von Eltern und Geschwistern und andere Leidenserfahrungen, einige religiös-sentimental angereicherte Gedichte, die der Dichter in späteren Lebensjahren aber nicht mehr als vollwertig anerkannte. Eines von ihnen, erst 1841 veröffentlicht und später in die Sammlung 'Zwischen den Garben' aufgenommen, mit der Anfangszeile "0 lieb, so lang du lieben kannst", hat jedoch Berühmtheit erlangt und noch bis ins 20. Jahrhundert hinein zu Vertonungen - insgesamt 58 an der Zahl sind nachgewiesen worden - angeregt. Hervorzuheben ist dabei die Liedvertonung Franz Liszts, deren Thema er später auf das 3. Notturno seiner Klaviertrilogie 'Liebesträume' übertragen hat.

Von den wenigen Liebesgedichten, die der Feder Freiligraths entstammen, hat 'Ruhe in der Geliebten' mancherlei Beachtung gefunden. Dabei ist die in den vergangenen Jahren mehrfach - auch im Rahmen einer Veranstaltung der Grabbe-Gesellschaft - zu Gehör gelangte Vertonung durch Ferdinand Hiller in der Bibliografie gar nicht festgehalten, existierte sie zum Zeitpunkt der Herausgabe des Verzeichnisses doch lediglich in Form einer handschriftlichen Eintragung im Stammbuch Ida Freiligraths. Diese Komposition ans Licht geholt zu haben, ist das Verdienst unseres rührigen Vorstandmitgliedes Prof. Dr. Kurt Roessler.

Im Vordergrund des zeitgenössischen Interesses steht aber eindeutig die politische Kampfphase Freiligraths, beginnend mit der Gedichtsammlung vom Jahre 1844 unter dem Titel 'Ein Glaubensbekenntnis', die seine entschiedene Kehrtwendung zugunsten der politisch und gesellschaftlich Unterdrückten markiert, fortgesetzt mit der zwei Jahre später im Schweizer Exil veröffentlichten schmalen Sammlung 'Ca ira' (So wird es gehen) und gipfelnd in den radikalen Kampfaufrufen, die die 1849 und 1851 veröffentlichten beiden Hefte 'Neuere politische und soziale Gedichte' enthalten.

Obwohl die teilweise zunächst in Einblatt-Drucken in die politische Arena geschleuderten Kampfgedichte weithin von mitreißender Wirkungskraft waren, schlägt die Zahl ihrer Vertonungen doch nicht so stark zu Buche. Dieser Tatbestand erklärt sich unter anderem aus dem Umstand, dass auf bestimmte Zeitereignisse abhebende, von sprachlicher Pathetik erfüllte poetische Pamphlete zu musikalischer Umsetzung nicht in jedem Falle unmittelbar stimulieren. Hinzu kommt, dass Freiligrath etlichen in dieser Phase seines Lebens verfassten Gedichten von vornherein eine bereits bestehende Melodie zugedacht hat. Hierzu gehören: 'Vor der Fahrt. Nach der Melodie der Marseillaise', 'Reveille' mit der Anfangszeile "Frisch auf zur Weise von Marseille" und 'Trotz alledem' nach Robert Burns.

In dem am 17. März 1848 in London gedichteten Bannerlied 'Schwarz-Rot-Gold' fordert der Dichter in der letzten Strophe die Notenkünstler aber geradezu auf, für seine Verse eine geeignete Melodie zu ersinnen:

> Und der das Lied für euch erfand
> In einer dieser Nächte,
> Der wollte, dass ein Musikant
> Es bald in Noten brächte!
> Heißt das: ein rechter Musikant!
> Dann kläng es hell durchs deutsche Land:
> Pulver ist schwarz,
> Blut ist rot,
> Golden flackert die Flamme!

Dieser Appell ist in der Tat auf fruchtbaren Boden gefallen. Von der Macht der Worte ergriffen, schuf u.a. Robert Schumann das eingangs gehörte Männerchorlied. Mit insgesamt 12 Kompositionen überragt 'Schwarz-Rot-Gold' zahlenmäßig diejenigen der übrigen politischen Kampfpoeme.

Erfolgten die allermeisten musikalischen Umsetzungen Freiligrathscher Gedichte bereits im 19. Jahrhundert, verhält sich die Streuung bei den politischen doch etwas anders. Hier erstrecken sich die Vertonungen auch über das 20. Jahrhundert hinweg. Dabei fand das die Arbeit preisende, von engen klassenkämpferischen Begleittönen frei gehaltene 'Requiescat' sogar im Dritten Reich Resonanz, während seine barschesten und bissigsten Texte wie 'Trotz alledem - variiert' mit Vorliebe von den Folk-Sängern der 68er-Generation aufgegriffen wurden.

Wie allgemein bekannt sein dürfte, hat Freiligrath nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 und seiner Flucht nach England nur noch wenige Gedichte - und dies meist nur zu bestimmten Anlässen - hervorgebracht. Nach erfolgter Rückkehr und Wiederansiedlung in Deutschland erregte er aber noch einmal zu Beginn des Krieges 1870/71 die Gemüter auf breiter Bahn, als er, mitgerissen von der nationalen Begeisterungswoge, einige von patriotischem Geist erfüllte Gedichte in die Runde schickte. Das von sozialistischen Parteigängern bis heute strikt gemiedene, ja geächtete 'Hurrah, Germania' löste seinerzeit so große Begeisterungsstürme aus, dass unverzüglich die Zahl der Vertonungen anschwoll und bis auf die hohe Marke von 53 schnellte. Bedeutende Namen befinden sich unter den Komponisten allerdings nicht.

Das letzte der sog. Freiligrathschen Kriegsgedichte, 'Die Trompete von Gravelotte', ist hingegen von patriotischem Hochmut weitgehend frei und eine ergreifende Totenklage. Insgesamt 17 Vertonungen wurden dieser Ballade zuteil.

Nun möchte ich Sie, verehrte Damen und Herren, aber nicht länger mit drögen Sachausführungen langweilen. Lauschen wir lieber den letzten beiden künstlerischen Interpretationen, die uns der Bielefelder Männergesangverein Arion akustisch darzubieten hat! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.



Poesieerfülltes Wiedersehen

Freiligraths Besuch der alten Heimat 1869

Zu den bewegendsten Begebenheiten im Leben des alternden, aus dem englischen Exil nach Deutschland zurückgekehrten Dichters Ferdinand Freiligrath gehört ohne Zweifel seine Wiederbegegnung mit Menschen und Stätten seiner ostwestfälischen Heimatregion im Juli 1869.

Nicht alte Freunde und Bekannte seiner Geburtsstadt Detmold waren es freilich gewesen, die die Initiative ergriffen und den seit knapp einem Jahr in Stuttgart Ansässigen zu sich geladen hatten, sondern die Mitglieder des Bielefelder Männergesangvereins *Arion* unter Federführung ihres rührigen Vorsitzenden Richard Wehn [1]. Diese Sangesgemeinschaft bestand erst zehn Jahre, konnte aber bereits auf eine engagierte Tätigkeit sowohl in musikalischer als auch in gemeinwohlfördernder Hinsicht zurückblicken. Neben Taktsicherheit und melodischer Gewandtheit forderte sie von ihren Leuten ausdrücklich eine aufrichtige demokratische Gesinnung. Gesellschaftliche Schranken innerhalb ihrer Reihen gab es nicht.

Freiligraths wirkungsvoller Einsatz in Wort und Tat zugunsten der revolutionären Erhebung von 1848/49 stand bei den Männern des *Arion* in leuchtender Erinnerung. Schon 1867, als der Dichter noch in England weilte, hatten sie im Zusammenwirken mit Emil Rittershaus [2] aus Barmen zu seinen Ehren eine Feier veranstaltet. Deren Ziel war gewesen, der eingeleiteten Spendenaktion, die die Rücksiedlung des in London in wirtschaftliche Notlage Geratenen sicherstellen sollte, nachhaltigen Auftrieb zu verleihen. Nun aber regte sich der Wunsch, den inzwischen nach Deutschland Zurückgekehrten einmal leibhaftig unter sich weilen zu sehen. Das zehnjährige Vereinsjubiläum bot Anlass, Freiligrath einzuladen und seine Person in den Mittelpunkt der Festlichkeiten zu stellen. Und zur Freude aller sagte dieser sein Erscheinen zu.

Die Kunde seines Kommens verbreitete sich in Windeseile. Jetzt gab es auch für Freiligraths Geburtsstadt kein Zaudern mehr. Eine über etliche Tage verteilte Festveranstaltungsfolge wurde vereinbart. Am Sonnabend, 17. Juli, sollte sie in Bielefeld mit der Ankunft der geladenen Gäste [3] und einem geselligen Beisammensein im Garten des Verbandes *Eintracht* beginnen, am Sonntag, 18. Juli, nachmittags in der Tonhalle des Johannisberges mit einem festlichen Konzert und abends 20 Uhr 30 mit einem großen Bankett daselbst ihren Höhepunkt finden. Für Montag, 19. Juli, standen kleinere Zusammenkünfte, eine Ausfahrt nach Bad Oeynhausen und abends der Besuch des Arbeiterbildungsvereins in Bielefeld auf dem Programm, für Dienstag, 20. Juli, eine Kutschfahrt über Lage nach Detmold mit vorheriger Frühstückspause im Scherenkrug bei Oerlinghausen. In Detmold erwarteten den Dichter ein Empfang durch den Bürgermeister und die Honoratioren der Stadt, am Abend ein von der Gesellschaft der Ressource veranstaltetes Festbankett im Rathaus. Zwischen beiden Veranstaltungen sollte noch Zeit genug zu einem Gang durch die vertrauten alten Straßen und den Besuch von Grabbes Grabstätte verbleiben. Am nächsten Morgen waren die Rückfahrt nach Bielefeld, ein Abstecher nach Spenge und am Donnerstag schließlich die Heimreise zu seiner nunmehrigen Wohnstätte in Stuttgart mit Zwischenübernachtung bei Bekannten in Iserlohn vorgesehen.

Alles nahm seinen programmgemäßen Verlauf. Die in die Festivitäten gesetzten Erwartungen wurden, zumal die Bevölkerung in großen Teilen begeistert daran Anteil nahm und in Detmold sogar ganze Straßenzeilen mit Blumen- und Girlandenschmuck versah, nicht nur erfüllt, sondern noch weit übertroffen. Die Presse widmete dem Besuch des trotz langer Abwesenheit vom Vaterland noch immer hochgeschätzten Poeten rege Aufmerksamkeit. Einen zusammenfassenden Bericht mit dem Titel *Das Fest in Bielefeld* bot noch im gleichen Jahr die *Rheinische Zeitung* [4]. Einige ergänzende Angaben verdanken wir viele Jahre später der Bielefelder Bürgerin Martha Modersohn-Kramme im Kapitel *Friedrich Richard Wehn und der Männergesangverein Arion* , mit dem ihr Erinnerungsbuch *Aus Bielefelds vergangenen Tagen* ausklingt. [5] Der Männergesangverein *Arion* besteht übrigens noch immer und weiß sich der Traditionspflege Freiligraths nach wie vor verbunden. Den Grabbe-Punsch 2000 der Grabbe-Gesellschaft bereicherte er mit einigen gesanglichen Darbietungen aus damaliger Zeit. Hierüber berichtete Kurt Roessler im vorletzten Jahrbuch. [6]

Mit würdigenden Ansprachen angereichert und musikalischen Darbietungen ausgestaltet sind heutige Festveranstaltungen kaum minder als das damals der Fall gewesen war. Solch eine Fülle an teils in den einzelnen Zusammenkünften vorgetragenen, teils in der Presse abgedruckten Gedichten, wie sie Freiligraths Besuchstage anno 1869 flankierte, begegnet uns in unserer wesentlich nüchterneren Zeit aber kaum noch irgendwo einmal.

Die grundsätzliche Einschätzung, dass Gedichte zu Ehren einer im Mittelpunkt stehenden gefeierten Persönlichkeit für gewöhnlich mit Elogen der unterschiedlichsten Art gespickt, in ihrer literarischen Qualität oft aber eingeschränkt sind, hatte den Verfasser dieses Beitrages bewogen, auf die Erwähnung der aus dem hier gegebenen Anlass verfassten Gedichte in seinem beim Freiligrath-Symposium 1995 gehaltenen Referat *Gedichte an und über Freiligrath – ein Teilaspekt der Rezension* [7] ganz zu verzichten. Als Indikator für die Ende der sechziger Jahre vorherrschende allgemeine Stimmungslage und wie Ferdinand Freiligrath als Dichter und Mensch damals eingeschätzt wurde, sollten sie indessen schon von einigem Aussagewert sein und eine Nachbehandlung rechtfertigen, zumal Rainer Noltenius in seinem an sich mit sehr detaillierten Angaben aufwartenden Buch *Dichterfeiern in Deutschland. Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte am Beispiel der Schiller- und Freiligrath-Feiern* [8] das Wiedersehensfest 1869 lediglich in einer Zusatznotiz vermerkt, nicht aber in die eigentliche Untersuchung mit einbezogen hat.

Dass etliche Strophen der im Rahmen der Festveranstaltungen zu vernehmenden bzw. als Widmungsgruß in der Presse abgedruckten Gedichte die in Detmold und Soest verlebten Kindheits- und Jugendjahre Freiligraths hervorheben, liegt auf der Hand. So lenkt Albert Träger [9] den Blick auf das Geburtshaus *Unter der Wehme 5* in Detmold, den frühen Tod der Mutter, aber auch die alte Bilderbibel, die laut eigener Aussage des Dichters seine Vorstellungswelt und Fantasie nachhaltig beflügelt hatte. [10]

> Und dies das Haus - stolz strahlt in ew'ger Helle
> Am niedern First sein Name: F r e i l i g r a t h.
> Der Jugend Glück liegt hinter dieser Schwelle -
> Noch eh' sein Fuß zum Abschied sie betrat,
> Trug man die Mutter - der in frühen Tagen
> Gebunden er den ersten Liederstrauß,
> Die ihm die Bilderbibel aufgeschlagen
> Und mild besänftigt seine bangen Fragen -
> Trug man die Mutter über sie hinaus.

In der folgenden Strophe weist Träger auf das angrenzende Sterbehaus Grabbes hin, vordem Wohnstätte von Freiligraths Lehrer und Förderer Christian Gottlieb Clostermeier [11]. Beiden Männern hatte der jetzt Gefeierte einst ergreifende Nachrufe gewidmet. [12]

Auch der Detmolder Ludwig Altenbernd [13] nimmt das elterliche Haus, dazu die landschaftliche Umgebung ins Visier und heißt den Dichter ausdrücklich in seiner Heimatstadt willkommen:

> Sei uns gegrüßt auf deiner Heimatflur!
> Die Berge rings in ihrem Sommerkleide,
> Die einst herab auf deine Wiege sahn,
> Die grünen Wälder, die sie einst umrauschten,
> Die Wiesen und die Bäche, all bekannt,
> Sie rufen dir mit uns ein froh: W i l l k o m m e n!

Emil Rittershaus, Verfasser des bekannten Westfalenliedes *Ihr mögt den Rhein, den stolzen, preisen ...*, das im Verlauf der Festlichkeiten auch angestimmt wurde, schlägt den Bogen noch weiter und bezieht das gesamte Westfalenland in seinen Prolog zur Nachmittagsveranstaltung in Bielefeld mit ein. Auch wenn nach seiner Ansicht Feste mitunter im Überfluss gefeiert würden, läge hier doch ein wirklich berechtigter Grund vor:

> 0 nein! zu Bess'rem ist erlesen
> Der Tag, zu Schön'rem sind wir da:
> Den Sohn, der lange fern gewesen,
> Begrüßt das Land Westfalia!

.....
Ein Fest im Geist der Zukunft werde
Uns dieses Fest am Sommertag,
Ein Bruderfest auf roter Erde,
Wo Herz zu Herz sich finden mag!

Freiligraths Wüsten- und Löwenpoesie [14], die im 19. bis ins 20. Jahrhundert hinein für gewöhnlich als d a s Markenzeichen seiner Dichtkunst angesehen wurde, nimmt im Rahmen der zum Wiedersehensfest 1869 produzierten Gedichte keinen nennenswerten Raum ein. Allenfalls Ludwig Altenbernd spielt in seiner ersten Strophe auf den durch das Sandmeer ziehenden Wüstenwanderer, auf dattelreiche Oasen und rauschende Palmenwipfel an, auf Stätten und Motive also, die im frühen Schaffen des Dichters eine große Rolle gespielt hatten. Die Mitte der vierziger Jahre einsetzende, in den Revolutionsjahren 1848/49 gipfelnde und Freiligrath zur Flucht aus Deutschland nötigende Periode der politischen Dichtung wird hingegen nur mit der arg vagen Umschreibung "*nach langer Irrfahrt auf den Bahnen des wechselvollen Lebens*" angedeutet.

Ganz anders Altenbernds lippischer Landsmann Heinrich Schacht [15], ein Mann, der sich weniger der Dichtkunst als der Erforschung der heimischen Vogelfauna verschrieben und sich auf diesem Gebiet einen beachtlichen Namen geschaffen hat. Der entschieden freisinnig demokratisch gesonnene und nicht zuletzt wohl aus diesem Grund von seiner Schulbehörde in das entlegene lippische Dörfchen Veldrom verwiesene Dorfschullehrer begrüßt Ferdinand Freiligrath ausdrücklich als bewährtes Streitross der revolutionären Ideale von 1848/49:

Gruß dir! der du zur Heimat wieder
Aufs Neue hast den Schritt gewandt,
Du, der die schönsten aller Lieder
Einst sangst für's deutsche Vaterland.
Du, der in sturmbewegten Jahren
Des Geistes Schwert geführt mit Macht
Und nun, den Lorbeer in den Haaren,
Heimkehrst, ein Krieger aus der Schlacht.

Das war ein Kämpfen noch so blutig,
Das war ein Ringen ernst und schwer,
Du aber trugest todesmutig
Der Freiheit Banner vor uns her.
Du lehrtest uns den Knechtssinn hassen
Und der Gemeinheit Bande fliehn,
Du suchtest kühn des Volkes Massen
Aus Nacht zum ew'gen Licht zu ziehn.

Und er schließt mit der Strophe:

Was du gewirkt, was du gerungen,
Der Same, den du ausgestreut,
Er ist zum Leben durchgedrungen
Und blüht in unsern Herzen heut.
Drum Gruß dir! da zur Heimat wieder
Aufs Neue du den Schritt gewandt,
Du, der die schönsten aller Lieder
Einst sangst für's deutsche Vaterland.

Auch Emil Rittershaus unterstreicht in seinem schon zitierten Prolog-Gedicht Freiligraths Bedeutung als Dichter der Revolution:

Dem Dichter gilt's, der neue Bahnen,
Ein neu Gebiet dem Liede fand,
Dem Mann, der bei der Freiheit Fahnen,
Ein immertreuer Kämpfer stand.
Dem Mann, erprobt auf schweren Wegen,
Bewährt wie in der Glut das Erz,
Es jauchzt die Heimat ihm entgegen
Und presst ihn an das Mutterherz.

Was alle hier zitierten, aber auch die nichtzitierten Gedichte miteinander verbindet, ist, wie immer die Revolution von 1848/49 im Nachhinein auch eingeschätzt werden mochte, die Freude über die erfolgte Rückkehr Freiligraths nach langer Abwesenheit vom Kontinent, aber auch die unbedingte Anerkennung seines aufrichtigen und konsequenten Verhaltens während des politischen Kampfes in Deutschland und wie er danach die Mühen und Entbehrungen des Exils auf sich genommen hatte. Heinrich Hoffmann von Fallersleben [16], in den vierziger Jahren nicht ohne Einfluss auf Freiligraths Entschluss, Partei für die Sache der Bedrängten und Bevormundeten zu ergreifen, pries seinen alten Kampfgefährten und die von ihm bewiesene Standfestigkeit denn auch in einem quasi lustig aus dem Ärmel geschüttelten Stegreifpoem, dessen Verse ausnahmslos auf -at enden:

Heil ihm, der den graden Pfad
Des Rechts und der Freiheit gewandelt hat,
In edlem Zorneseifer zertrat
Allen Lug und Trug und allen Verrat
.....
Heil ihm, der für die Freiheit früh und spat
Kämpfte wie ein tapferer Soldat
.....
Er bliebe der Freiheit Advokat
Mit Sang und Wort, mit Rat und Tat.
Und wenn einst der Tag der Vergeltung naht,
Wenn gewogen wird Gesinnung und Tat,
Wenn die Ernte kommt für jede Saat,
Dann wird erkannt, was Er ist, was Er tat,
Dann ruft mit mir jeder Demokrat:
Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch F e r d i n a n d F r e i l i g r a th!

Der verächtliche Tonfall, in dem sich Karl Marx und sein Londoner Kreis über Freiligrath und dessen Bereitwilligkeit ausgelassen hatten, die ersammelte Geldsumme anzunehmen und nach Deutschland zurückzukehren [17], fand hierzulande keinerlei Resonanz. Niemand zieh ihm des Verrates an der Sache der Revolution oder hielt ihm vor, sich von den Kräften der Reaktion habe bestechen und kaufen lassen.

Auch wenn Georg Sager [18] aus Gütersloh in seinem Gedicht an den Heimgekehrten die Erwartung richtet:

Sing ' unsern Söhnen, wie du uns gesungen!
Dieselbe Weise uns so wohlbekannt!
Die einst im Jahr der Freiheit ist erklungen
Als Lerchenschlag der Freiheit unserm Land

und Albert Träger in seinem Gedenkblatt an den Detmolder Besuchstag ein gleiches für die Zukunft erhofft:

Die Kränze nimm, die Dir Dein Volk geflochten,
Der Dichter ist, der Kämpfer ihrer wert.
Keck in der Vorhut hast Du stets gefochten,
Und jedes Lied ein doppelschneidig Schwert,
Du sollst es wieder in der Heimat schwingen,
Bekränzt, beglänzt von ihrer Liebe Schein,
Noch immer gilt's die Freiheit zu erringen,
Den Ruf des Kampfes hörst Du noch erklingen,
Auf's Neue führe denn Dein Volk hinein!

so dürfte grundsätzlich doch allen Beteiligten klar gewesen sein, dass an eine Wiederaufnahme des revolutionären Kampfes in der geballten Härte von 1848/49 schwerlich gedacht werden konnte. Gewiss standen viele der seinerzeit erhobenen Forderungen noch unerfüllt im Raum, doch hatte sich in mancher Hinsicht die Ausgangslage inzwischen schon spürbar verschoben. Von den

auf dem Thron verbliebenen Fürsten - mochten manche von ihnen die gebotene Läuterung auch noch immer vermissen lassen - wagte es in der Regel kaum noch einer, sich so ungezügelt absolutistisch zu gebärden wie in früheren Zeiten. Auch waren etliche neue Themen, die die Menschen stark berührten, in den Brennpunkt gerückt. So erweckte nach den innerdeutschen kriegerischen Auseinandersetzungen die 1866 erfolgte Gründung des Norddeutschen Bundes im Verbund mit der Wirksamkeit des Deutschen Zollvereins als Vorstufe eines künftigen gesamtdeutschen Reiches manche Hoffnungen wirtschaftlicher und politischer Art. Zusammenschluss aller deutschen Staaten war ja eines der Kernanliegen derer gewesen, die 1848/49 auf den Barrikaden gestanden hatten. In Anbetracht eines solchen Entwicklungsstadiums empfahl es sich, jetzt nicht mit purer Gewalt zu operieren, sondern sein Vertrauen auf die fortwirkenden liberalen Kräfte zu setzen.

Hoffmann von Fallerslebens zu später Abendstunde vorgetragenes Gedicht *Wach auf mein Volk!* erteilt sowohl den beharrenden Kräften der Reaktion als auch den Radikalisten in den eigenen Reihen eine deutliche Absage und ermuntert Hörer und Leser, nicht länger zurück -, sondern zukunftsfroh nach vorn zu blicken:

> Weh uns, dass stets die Überlieferung
> Mit uns noch treibt ihr Gaukelspiel,
> Dass wir bei allem Müh'n und Geistesschwung
> Fern bleiben von der Menschheit Ziel.
>
> Du warst, mein Volk, zu lange schon ein Greis,
> Dem nichts nur als das Leben lieb,
> Der, weil er nichts mehr anzufangen weiß,
> Nur ängstlich hütet, was ihm blieb.
>
> Wach auf, wach auf mein Volk! sei frisch und jung!
> Der Menschheit Ziel das Dein' auch sei!
> Zerreiß den Bann der Überlieferung
> Und zeig, dass du geworden frei.
>
> Wach endlich auf, mein Volk! noch ist es Zeit,
> Noch winket Dir der Zukunft Feld,
> Brich ab die Brücke der Vergangenheit
> Und schaff' Dir eine neue Welt!

Unter dem Strich betrachtet, lässt sich wohl sagen: Das aufgeschlossene, fortschrittlich orientierte deutsche Bürgervolk stand anno 1869 durchaus noch zu den Idealen der Revolution von 1848/49 und wusste denen, die sich zu jener Zeit dafür stark gemacht hatten, Dank abzustatten. Zugleich pulsierte in ihm aber auch die Hoffnung, der weiteren Verwirklichung seiner Vorstellungen mit anderen Mitteln und auf anderen Wegen als den radikal umstürzlerischen näherkommen zu können. Die Frage, ob und inwieweit sich solche Erwartungen im späteren Bismarck-Reich erfüllen sollten oder nicht, steht auf einem anderen Blatt und kann hier nicht Gegenstand der Erörterung sein.

Auch in Freiligrath selbst war, um Winfried Freund zu zitieren, im Laufe der Jahre *an die Stelle des revolutionären Aufbruchs der Glaube an die Evolution der Freiheit getreten* [19]. Obwohl im Herzen nach wie vor entschieden demokratisch und republikanisch gesonnen, zeugen die meisten seiner späten Gedichte, mag ihnen die Sprengkraft der in der revolutionären Kampfzeit geschaffenen auch nicht innewohnen, spürbar von einer auf friedfertiges menschliches Miteinander ausgerichteten Denkart.

Nicht zuletzt trifft dies auf sein Gedicht *Im Teutoburger Walde* zu, mit dem er sich für all die empfangenen Ehrungen zuerst in Bielefeld und dann auch in Detmold warmherzig bedankte. Seine Verse übertreffen an Ausdruck der Empfindung und letztlich auch an dichterischer Qualität nicht nur alles, was sonst bei den erwähnten Veranstaltungen zu vernehmen war, sondern dürfen auch als eines der ergreifendsten literarischen Heimatbekenntnisse unserer Sprache gelten. In heutiger Zeit finden sie allerdings nur noch selten Beachtung.

Die ersten drei Strophen geben ganz schlicht der tiefen Freude des Dichters über das Wiedersehen mit den heimatlichen Fluren Ausdruck und weisen auf die lange Zeitdauer hin, die seit seinem Scheiden von diesem Flecken Erde vergangen ist:

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Fels und Halde nieder,
Das alte, lust'ge Quellensprühn.
Das sind sie rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Haide;
Ich seh' auf Wiese, seh' auf Weide
Die alten, treuen Blumen blühn. –

So blühten sie, als ich in's Leben
Hinauszog von den Hügeln hier;
So sah ich sie die Köpfchen heben
Und leise bitten: Bleibe hier!
Ich aber schwang mich von der Klippe
Hinab die Bergwand durch's Gestrüppe;
Zum Meere wiesen Ems und Lippe
Mich durch der Senne braun Revier.

So zog ich fort! Ein halb Jahrhundert
Verrann seit jenem Tage fast!
Hier war's! ich seh mich um verwundert:
Zu Haus, und dennoch schier ein Gast!
Der braun als Knabe ausgefahren,
Kehrt heim mit eisengrauen Haaren,
Und hält mit seiner Last von Jahren
In seinen Heimatwäldern Rast!

Nun aber fragt er sich *gepresst, beklommen*, ob er sich hierzulande überhaupt noch akzeptiert fühlen darf und ob sein Lebensschicksal nicht vielleicht demjenigen des legendären, über viele Jahre verschollenen nordamerikanischen Waldläufers Rip van Winkle [20)] gleiche, von dem es heißt:

Ein junger Mann war er geschieden,
Ein alter Mann kam er zurück,
Fremd, nicht gekannt mehr, schier gemieden,
Maß er die Welt mit scheuem Blick;
Ein neu Geschlecht wogt' in den Gassen,
Und, kaum vermocht' er es zu fassen:
Wo er ein Königsland verlassen,
Da fand er eine Republik: -

Doch angesichts des *hundertfach Willkommen* , das ihm hier von allen Seiten mit großer Herzlichkeit entgegenbrandete, weist er den Vergleich sogleich wieder energisch von sich:

Nein, nicht wie jener Träumer kehr' ich
Nach langer Fahrt aus Bann und Acht;
Unwert so vieler Liebe wär ich,
Hätt' ich's im Ernste je gedacht!

Große Dankbarkeit erfüllt ihn für alle Zuwendungen, die er hier erfahren darf:

Dank Euch, Ihr Lieben, Guten, Treuen!
Ihr ohne Falsch und ohne Wank!
Ihr alten Freunde und ihr neuen!
Dank Euch, aus vollem Herzen Dank!
Und Ihr, wie Rosen anzuschauen
Beim Männervolk, dem bärt'gen, rauen,
Westfalens Mädchen Ihr und Frauen,
Euch allen Dank und aber Dank!

Einen weiteren Unterschied zum Schicksal des Rip van Winkle festzuhalten, ist ihm, dem wackeren Kämpen der Revolution von 1848/49, freilich schon ein echtes Anliegen:

Zudem: Die kehrend Er gefunden,
(S i e, mein' ich, ließ ihn bald gesunden!)
Die Republik, trotz Kampf und Wunden,
Habt Ihr bis heute nicht gemacht!

Doch er spricht diese Worte keinesfalls grimmig, zornerfüllt aus, sondern nur als Hinweis auf eine noch zu verrichtende, nicht aus den Augen zu verlierende Aufgabe. Auch wendet er sogleich wieder die Blickrichtung. Es drängt den in kaufmännischer Überschlagrechnung Erprobten, Einsicht in das Buch seines Lebens zu nehmen und kritische Bilanz zu ziehen:

Nun aber lagr' ich stillen Mutes
Im Wald mich auf ein Felsenstück,
Und träum' und sinne, was mir Gutes,
Seit ich hier schied, zufiel vom Glück.
Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens
Und sag': Ich strebte nicht vergebens
Und segne dankbar mein Geschick.

Dann folgt in bescheidener Selbsteinschätzung das schlichte und doch so entwaffnend ehrliche Eingeständnis:

Geliebt zu sein von seinem Volke,
0, herrlichstes Poetenziel!
Los, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Zum Schluss erhebt der Dichter freudig und ergriffen den gefüllten Becher und schließt mit einem kernigen Toast:

Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
I c h d a n k e d i r, m e i n V a t e r l a n d!

Dass die im Gedicht bekundeten Dankesempfindungen echter Natur waren, belegen die nach seiner Rückkehr in Stuttgart an seinen Freund Emil Rittershaus gerichteten Briefzeilen [21]:

Lieber Emilius,

Gestern Morgen gegen 3 Uhr bin ich wieder hier angelangt, fand Alles in gesundem Schlafe, und erfreue mich jetzt, nach aller Aufregung der verflossenen Woche, der Stille des Hauses und der Studirstube. Penelope und die Sprossen kommen nicht aus dem Erstaunen heraus über alles, was der alte Odysseus ihnen zu erzählen hat. Und in der That, wenn ich's nicht erlebt hätte, ich glaubte es selbst kaum. Womit habe ich denn nur verdient, was man mir in so überreichem Maße entgegengetragen hat? Mein Leben ist durch diese westphälische Reise um Erinnerungen reicher geworden, um die Könige mich beneiden müssen!

Anmerkungen.

1) Richard Wehn (*22.9.1839 in Honsberg bei Radevormwalde, †9.2.1877 in Melle), Kaufmann in Bielefeld, Mitbegründer des Männergesangvereins *Arion*. Vgl. Freiligraths Gedicht *An Richard Wehn. Fröhlicher Dank an einen fröhlichen Geber* (*Neue Gedichte*. Stuttgart, Cotta 1877, S. 271-272).

2) Emil Rittershaus (*3.4.1834 in Barmen, †8.3.1897 ebd.), Kaufmann, Lyriker. Mit Freiligrath in dessen späteren Jahren eng befreundet. Maßgeblicher Fürsprecher und Förderer der Freiligrath-Dotation. Bei dieser Aktion kamen rund 60 000 Taler zusammen. Sie sicherten Freiligrath ein auskömmliches Altersdasein in Deutschland.

3) Insgesamt 270 auswärtige Gäste waren geladen, über 200 erschienen, unter ihnen: Heinrich Hoffmann von Fallersleben aus Corvey, Heinrich Koester aus Düsseldorf, Ludwig Elbers und Emil Rittershaus aus Barmen, G. Pfarrius und J. Classen-Kappelmann aus Köln, Adolf Strodtmann aus Hamburg, Albert Träger aus Kölleda und Julius Wolff aus Quedlinburg. Freiligrath selbst war mit seinem Sohn Wolfgang angereist. Quellen s. Anm. 4 und 5.

4) *Das Fest in Bielefeld. Nach Aufzeichnungen d. Rhein.-Westfäl. Stenographen-Vereins.* Köln, Verl. d. Exped. d. Rhein. Zeitung 1869. 47 S. Alle nachfolgenden im Text zitierten Gedicht-Auszüge sind dieser Publikation entnommen worden.

5) Martha Modersohn-Kramme: *Aus Bielefelds vergangenen Tagen.* Bielefeld, Leipzig, Velhagen & Klasing 1929, S. 101-123.

6) Kurt Roessler: *Grabbe-Punsch 2000 mit dem Männergesangverein Arion Bielefeld von 1859.* In: *Grabbe-Jahrbuch*, 19/20.2000/2001 (2001), S. 422-424.

7) *Grabbe-Jahrbuch*, 14.1995 (1995), S. 175-194.

8) Rainer Noltenius: *Dichterfeiern in Deutschland.* Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte am Beispiel der Schiller- und Freiligrath-Feiern. München, Fink 1984. 274 S.

9) Albert Träger (*12.6.1830 in Augsburg, †26.3.1912 in Berlin), Rechtsanwalt, später Justizrat. Seit 1862 in Kölleda (Thür.), seit 1875 in Nordhausen. Mitglied des Deutschen Reichstages (1874ff.), später auch des preußischen Abgeordnetenhauses (1879ff.) für die Freisinnige Volkspartei. Betätigte sich nebenberuflich als Lyriker (Hauspoet der *Gartenlaube*), Erzähler und Bühnenautor. Bekannt geworden durch das Lied *Wenn du noch eine Heimat hast ...* .

10) Vgl. Freiligraths Gedicht *Die Bilderbibel* (Das Sonntagsblatt. Minden. 16.1832, St. 11 vom 11. März, S. 81).

11) Christian Gottlieb Clostermeier (*17.6.1752 in Regensburg, †10.9.1829 in Detmold), Archivrat und Bibliothekar in Detmold. Seine Tochter Christina Luise war die Ehefrau Christian Dietrich Grabbes.

12) Vgl. *Nekrolog. Den Manen Christian Gottlob [vielm.: Gottlieb] Clostermeiers* (*Beiblätter zu den Allgemeinen Unterhaltungsblättern.* Münster, Hamm. Bd. 6.1829, Nr. 22 vom 30. Nov., S. 502-503) und *Bei Grabbes Tode* (*Morgenblatt für gebildete Stände.* Stuttgart, Tübingen. 30.1836, Nr. 254 vom 22. Okt., S. 1013-1014).

13) Ludwig Altenbernd (*24.11.1819 in Augustdorf, †21.4.1890 in Detmold), Katasteramtsbediensteter in Detmold, Lyriker. Sohn eines Lehrers, durch einen in früher Kindheit erlittenen Unglücksfall zeitlebens gehbehindert. 2 Lyrik-Bändchen: *Frühlingsblüthen und Herbstblätter* (Detmold, Meyer 1877) und *Reben und Ranken* (Detmold, Hinrichs in Komm. 1895). Die in der Presse erschienenen Gedichte waren mit Altenberend unterzeichnet.

14) Wüsten- und Löwenpoesie. Eine von Freiligrath selbst so getroffene Bezeichnung für seine frühe Schaffensperiode, in der Stoffe und Motive aus der exotischen Welt vorgeherrscht hatten.

15) Heinrich Schacht (*26.1.1840 in Lemgo, †8.2.1912 in Detmold-Jerxen), Lehrer und Vogelkundler. *Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes* (Detmold, Meyer 1877) und zahlreiche Fachveröffentlichungen.

16) Heinrich Hoffmann von Fallersleben (*2.4.1798 in Fallersleben, †20.1.1874 in Corvey), Professor der deutschen Sprache in Breslau, 1843 entlassen, seit 1851 Bibliothekar in Corvey bei Höxter. Bekannt als Lyriker und Sprachforscher.

17) Gegenüber Friedrich Engels äußerte sich Karl Marx in einem Brief vom 22. Juni 1867 wie folgt über die Sammelaktion für Ferdinand Freiligrath:
"*Der 'edle' Dichter Freiligrath wird doch ein Erkleckliches zusammenbekommen. Denn der Bettel bei den reichen Deutschen in Südamerika und – China! und Westindien! soll sehr, da diese Kerls das als national betrachten, ziehn! Unterdes leben die F[reiligrath]s nach wie vor relativ in großem Stil, geben fortwährend Gesellschaft, gehn fortwährend dahin. Dies ist ein Grund, warum die Londoner deutschen Kaufleut sehr spröd. Er, der Dicke, soll (so sagt meine Frau, die da war) sehr affiziert [gereizt] und leidend und gedrückt aussehn. Aber Ida [Freiligraths Frau] blüht wie eine Klatschrose und war nie fideler in ihrem Leben!*"
Lt. *Karl Marx in seinen Briefen.* Ausgew. u. komm. v. Saul K. Padover. München, Beck 1891, S. 266.

18) Georg Blasius Sager (*8.11.1831, †23.9.1899), Kaufmann, übernahm 1858 in Gütersloh mit nur mäßigem Erfolg ein Eisenwarengeschäft. Er war Mitglied einer Freimaurerloge und zeigte poetische Neigungen. Lt. Mitteilung des Stadtarchivs Gütersloh vom 20.1.2003 an den Verfasser.

19) Winfried Freund: *Der späte Freiligrath – ein Dichter des Friedens* (*Grabbe-Jahrbuch*, 4.1985, S. 50).

20) *Rip van Winkle.* Figur aus der 1819 erschienenen Erzählung Washington Irvings.

21) Wilhelm Buchner: *Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen*, Bd. 2. Lahr, Schauenburg 1882, S. 398.

Niederschrift Jan./Febr. 2003.
Abgedr. in: Grabbe-Jahrbuch. Detmold.
Jg. 22. 2003, S. 131 – 143.

Ein verwunderlicher Freispruch

Zu: Jörg Chales de Beaulieu, Das Gottesurteil. Eine spätmittelalterliche Erzählung von Glaube, Aberglaube u. Berechnung. Hameln: Perigeo Verl. 2000. 119 S. ISBN 3-934092-62-4.

Wer entlegenen Zeitläuften ausschließlich mit dem Maßband der Gegenwart zu Leibe rückt, ohne die Mühe aufzuwenden, sich in die geschichtlichen Vorgänge und Verhaltensweisen der Menschen gedanklich zu versetzen, wird sie mit Sicherheit missdeuten. Solche Grundeinsicht mag den Erzähler dieser während der Soester Fehde 1448 im Eggegebirge sich ereignenden Begebenheit bewogen haben, die Sonde nicht starr von heutiger Warte aus anzusetzen, sondern die drei beteiligten Personen mit ihren eigenen Worten ohne jede verbindende Kommentierung sprechen zu lassen. Vor den Richtstuhl Gottes gestellt, versuchen sie, von ihrem jeweiligen Standpunkt aus Zeugnis über ihr Tun und Lassen abzulegen. Dabei erlangt der Leser recht lebendige Einblicke in die Lebensverhältnisse, Glaubensvorstellungen, Empfindungen bis hin zu den Essgewohnheiten der Menschen in einer Zeit, von der uns heute gut 550 Jahre trennen.

Dass die Erzählung so raumnah zwischen Altenbeken und Horn im Silberbachtal angesiedelt ist und darin sowohl der am Fuße der Velmerstot hausende "Eggevater", ein durchtriebener Zauberer, als auch die in der Hohlsteinhöhle einlogierte, sich als Wunderheilerin betätigende alte Heitkötterin eine Rolle spielen und dass außerdem noch die Senne, Kohlstädt, der Barnacken und der Horner Marktplatz erwähnt werden, bietet Bewohnern Lippes zusätzlichen Anreiz, das Bändchen zur Hand zu nehmen.

Aus den Verteidigungsreden schält sich folgender Gang der Ereignisse heraus: Engelbert Terwey, ein seinem Kloster entlaufener Mönch, teilt seiner Schwägerin Elisabeth mit, ihr vermisster Ehemann Tilman sei von einer das Land plündernden Soldateska-Horde getötet worden. Zugleich bekundet er den Willen, den Besitz des Bruders und damit auch dessen Frau "zu übernehmen". Dabei stützt er sich auf eine "Vision", die Gott ihm im Traum geschickt habe. Auch der sich seiner Tochter gegenüber grobschlächtig und verletzend gebärdende Vater möchte, um selbst keine Versorgungslasten aufgebürdet zu bekommen, die nunmehr zur Witwe Gewordene alsbald wieder unter der Haube sehen. Elisabeth aber weigert sich, sowohl die Todesbotschaft als auch das Übernahmeverlangen des Schwagers zu akzeptieren. Zur Lösung des Problems verlangt sie nach damaligem Brauch ein Ordal, ein sogenanntes Gottesurteil. Zum Entsetzen der beiden männlichen Personen bleibt der bei verdeckten Augen tastende Finger Engelberts ausgerechnet an jenen Stellen der zum Spruch herangezogenen Bibel haften, die von tödlichem Strafvollzug berichten, in einem Fall sogar durch Frauenhand (Buch Judith, Kap.13, V.9). Daraufhin wähnt die zuvor so gepeinigte und gedemütigte junge Frau sich ermächtigt, selbst vollstreckend tätig zu werden. Ihren bigott daherschwadronierenden, Ansprüche erhebenden, doch körperlich wie charakterlich schmalschultrigen Schwager befördert sie mit ihrer Hände Kraft fast mühelos in den Tod, und auch ihrem gehverletzten Vater versetzt sie mit scharfer Klinge die sein Leben auslöschenden Stiche.

Der Verfasser, ein aus Hessen stammender, jetzt in Bayreuth ansässiger Theologe und Kirchenhistoriker, hat um der flüssigen Lesbarkeit willen den Kompromissweg beschritten, das Gesprochene nicht im original mittelalterlichen, sondern lediglich in einem etwas veralteten, heute aber noch gut verstehbaren Deutsch darzubieten. Wohl ist er damit der Gefahr nicht ganz entronnen, manchem Szenenbild Züge beizumischen, die ihm ursprünglich kaum innegewohnt haben dürften. Andererseits erfüllt diese Vorgehensweise eine Art Brückenfunktion und lässt uns leichter zu der Einsicht kommen, dass trotz unterschiedlicher äußerer Vorgaben die berechnenden Gedankengänge und inneren Gefühlsregungen der im Spätmittelalter lebenden Menschen von denen, die uns heute beherrschen, so schrecklich weit im Grunde nicht entfernt sind. Auch sonst besteht für uns Heutige kein Anlass zur Überheblichkeit, müssen wir doch täglich neu erfahren, dass von Grausamkeitsakten unsere Gegenwart noch

längst nicht frei ist. Auch hat der Aberglaube keineswegs durchgängig das Feld geräumt. Er gibt sich nur in etwas anderen Spielarten kund. Ein grundsätzlicher Unterschied jedoch sei festgehalten: Den Menschen der damaligen Zeit war bei all ihrer Derbheit und Primitivität doch wohl noch bewusst, dass sie Rechenschaft vor dem lebendigen Gott abzulegen haben und auf dessen Gnade und Barmherzigkeit angewiesen sind. Wieviele aber ziehen in unseren Tagen solches noch in ihre Überlegungen ein?

Auf zwiespältiges Echo der Leserschaft stoßen dürfte der im Epilog mitgeteilt Freispruch Gottes für die sich in so anfechtbarer Weise auf sein Wort berufende Vollstreckungstäterin. Ihr trotziger Selbstbehauptungswille und ihr kühnes konsequentes Handeln mögen die Brust der von feministischem Geist Durchdrungenen zwar schwellen lassen, doch wäre es höchst fatal, aus dem hier ergangenen - selbstverständlich rein fiktiven - Urteil schlussfolgern zu wollen, auch über Hinrichtungen, die aus ideologischem Fanatismus oder in blindgläubigem Obrigkeitsgehorsam erfolgt sind, könnte am Ende noch so etwas wie der Mantel himmlischer Rechtfertigung gebreitet werden. Was der Autor in seinem zugegebenermaßen recht problematischem Schlussteil hat zum Ausdruck bringen wollen, ist doch in Wirklichkeit nur dies, dass Urteile, die Gott fällt, mitunter eine sehr eigenwillige Handschrift tragen, aber von höherer Weisheit und Großherzigkeit zeugen als der Mensch nach seinen Vorstellungen, Gesetzes- und Verhaltensnormen aufzubringen im Stande ist.

Niederschrift November 2000.
Abgedr. in: Heimatland Lippe. Detmold.
Jg. 94.2001, Nr. 6/7, S. 117-118.

Ein lippischer Kriminalroman

Zu: Jürgen Reiterneier und Wolfram Tewes, Fürstliches Alibi. Ein Regionalkrimi aus Lippe. Detmold: Topp + Möller 2000. 218 S. ISBN 3-9806101-9-5.

Müssen sich Krimis denn immer nur in Berlin, Hamburg, München oder anderen großen Städten abspielen? Warum nicht auch mal in der Provinz? So werden sich die beiden Verfasser gefragt haben, um sich alsdann mit frisch-fröhlichem Elan daran zu begeben, eine kriminelle Story um einen Ermordeten und mehrere gestohlene Autos in Detmold und seiner Umgebung anzusiedeln.

Man stelle an die Konzeption eines Werkes dieses Genres nur keine zu hoch geschraubten Ansprüche! Die enge Anlehnung an die aus dem Fernsehen sattsam bekannten Klischees ist wahrlich nicht zu übersehen. Da thront vor uns in seinem Amtssessel der feistwangige Herr Polizeirat, seine Untergebenen mit fahrigen Gesten zu schnelleren Erfolgen antreibend, doch in Wahrheit die Ermittlungstätigkeit eher behindernd als fördernd, dabei ständig voller Besorgnis um die rein persönliche Reputation. Dagegen auf einer Rangstufe niedriger die redlich vor Ort sich abrackernden Kommissare, mag ihr Innenleben auch von ein paar Macken und Schrammen privater Natur gezeichnet sein. Nicht fehlen darf in ihren Reihen die fesch aussehende, keineswegs auf den Mund gefallene, ein Single-Dasein fristende, aber, wenn es darauf ankommt, auch mal beherzt zupacken könnende weibliche Kollegin. Und selbstverständlich - alles andere wäre ja ein Tritt wider das Schienbein der political correctness - ist der Haupttäter nicht etwa unter den lange Zeit in Verdacht schwebenden polnischen Saisonarbeitern auszumachen, sondern in den Etagen der Hautevolee. Der Name des in diesem Falle zu Belangenden sei hier freilich nicht gleich ausposaunt.

Grundsätzlich positiv anzukreiden ist dem Buch sein lockerer, dialogreicher Erzählstil. Das flapsige, gern Sprüche klopfende Umgangsdeutsch, das uns heute allenthalben auf Marktplätzen, in Schulhöfen, Kantinen, Kneipen und Diskos entgegenschallt, beherrscht allerdings nicht nur die wiedergegebenen Gespräche, sondern oft auch die verbindenden Mitteilungstexte. Da vernimmt man dann, dass Kommissar A. "keinen Bock" darauf hat, sich "das Gesülze seines Bosses" länger anzuhören, dass seine Kollegin im Augenblick "auf dem Zahnfleisch geht" und "geladen wie 'ne Knarre" ist, Kommissar B. "wie eine gesengte Sau hinter dem Flüchtenden herdüst" und im Verhör einem "ausgesprochen unangenehmen arroganten alten Sack" gegenübersitzt, den es mal ordentlich auseinanderzufalten gilt. Beim Leserpublikum, insbesondere dem jüngeren, kommt solche nassforsche Ausdrucksweise freilich durchaus an. So zeugen die bis jetzt erzielten Verkaufszahlen des Regionalkrimis denn auch von einem äußerst regen Absatz.

Vom Detmolder Lokalkolorit ist vieles in den Gang der Handlung eingeflochten. Straßen, Gebäude und Ortsteile treten uns häufig mit ihrem richtigen Namen entgegen. Nur weniges haben die Autoren bewusst verfremdet. Unter der Hand kann der in der Detmolder Szenerie nicht so sonderlich Beschlagene neben manchem anderen Insiderwissen sogar erfahren, wo hierzulande der beste dänische Kuchen und die schmackhafteste Currywurst zu haben sind und wo die hübschesten Serviererinnen auftafeln. Doch ein Grund mehr, sich mal das insgesamt recht vergnüglich und auch spannend zu lesende Bändchen als Lektüre vorzuknüpfen.

Im Auftrag der Zeitschrift 'Heimatland Lippe'
angefertigt im November 2000.
Ein Abdruck ist nicht erfolgt.

Alfons Hollgreve 2000
Fürstliches Alibi
Jürgen Reitemeier / Wolfram Tewes
Ein Regional-Krimi aus Lippe

Ein ausgeklügelter Racheakt

Zu: Maria Piechulek, Der Kopffüßer. Detmold: Topp + Möller 2001.219 S.
ISBN 3-9807369-2-X

In der Region Lippe angesiedelte Kriminalgeschichten sind neuerdings der große Renner. Nach dem Doppelerfolg des Detmolder Autorenduos Jürgen Reitemeier / Wolfram Tewes mit 'Fürstliches Alibi' und 'Der Berber' wartet der gleiche Verlag jetzt mit einem neuen Fall auf, diesmal aber von einer Frau unterbreitet. Auch sie verleugnet nicht ihre genauen Detmolder, insbesondere Hiddeser Ortskenntnisse. Straßen, Wege, Gebäude und ihre Namen entsprechen fast durchweg der Realität, kaum etwas in dieser Hinsicht ist Produkt der Fantasie.

Vergleicht man Maria Piechuleks Erzählstil mit der unbekümmert forsch dahergehenden Darstellungsweise der beiden Newcomer in 'Fürstliches Alibi', ist ihm schon ein etwas gehobeneres literarisches Niveau zu bescheinigen. In zahlreichen Büchern, Kurzgeschichten und Übersetzungen hatte die Verfasserin ihr schriftstellerisches Talent zuvor ja bereits hinlänglich unter Beweis zu stellen vermocht. Während man aber beim Duo nun wirklich nicht jede Textpassage so ganz bierernst zu nehmen braucht, der Leser sich vielmehr immer wieder zu vergnügtem Schmunzeln herausgefordert sieht, fehlt entsprechender Anreiz in 'Der Kopffüßer' weitgehend.

Einen Krimi herkömmlichen Zuschnitts mit einem Verbrechensakt zu Beginn und nachfolgender polizeilicher Ermittlungstätigkeit verkörpert diese Erzählung ohnehin nicht. Geschildert wird vielmehr vorrangig, welche Spuren erlittene Erniedrigungen und Beleidigungen auf der Innenseite des Menschen hinterlassen und zu welchen Gegenreaktionen sie sich auswachsen können. Das Geschehen spielt sich denn auch keineswegs im typischen Gauner- und Gangstermilieu ab, sondern im Gegenteil in ausgesprochen gutbürgerlichen Kreisen, im wesentlichen beschränkt auf zwei Familien.

Im Mittelpunkt der Handlung steht Martin Mühlmeier, ein recht begabter Junge eines ganz und gar anders gearteten, zwar akademisch vorgebildeten, im Grunde aber engstirnig denkenden, verflossenen Männlichkeitsidealen noch immer verhafteten Vaters. Dieser, Eberhard Mühlmeier, seines Zeichens Studienrat für Sport und Geschichte, blafft die ihm anbefohlenen Schülerinnen und Schüler, wenn sie Unsicherheiten oder Widersetzlichkeiten zeigen, mit zynischen Sprüchen ab und erteilt ihnen schlechte Noten. Namentlich aber bekommt sein eigener Sohn seine ganze Geringschätzung zu spüren. Als dieser aus einem - übrigens tatsächlich - in der Lippischen Landeszeitung erschienenen Bericht erfährt, wie in Süddeutschland ein behinderter Jugendlicher seinen ihn tyrannisierenden Vater getötet hatte, in der Gerichtsverhandlung aber freigesprochen worden war, reift in ihm der Entschluss heran, die gleiche Tat zu vollbringen. Mit geradezu bemerkenswert beharrlichem Durchhaltevermögen simuliert er zunächst Schwerhörigkeit, dann Taubheit, um später einen triftigen Entlastungsgrund vorweisen zu können.

Sabrina, Martins Klassenkameradin und leider so ziemlich die einzige Person im ganzen Buch, deren natürliches Empfinden und Handeln im Leser unwillkürlich Sympathiegefühle auslöst, verpasst, was ihr zwei Jahre ältere Bruder raffiniert einzufädeln verstanden hatte, doch wahrlich nicht ohne berechtigten Grund, dem ihr gegenüber aufdringlich gewordenen Ekelpaket von Studienrat einen geharnischten Denkzettel. Damit lässt sie es aber auch bewenden, Die finsteren Rachepläne, die ihr Bruder gegen Mühlmeier sonst noch ausbrütet, ohne sie näher zu erläutern, beunruhigen sie beträchtlich.

Mit Martins vorgetäuschter Erkrankung eskalieren die Ereignisse innerhalb der Familie Mühlmeier. Seine Mutter, an sich eher zu Nachgiebigkeit, ja Unterwürfigkeit neigend, entwickelt ungeahnte kämpferische Qualitäten und reicht die Scheidungsklage ein. Nachdem sich aber ihr Ehemann teils als unmittelbare Folge seines ungezügelten Macho-Gebarens, teils aber auch auf Grund recht mysteriöser Unglücksfälle eine ganze Reihe von Schrammen und Blessuren eingehandelt hatte und erste Anzei-

chen eines Einsehens, sich nicht der geeigneten Erziehungsmethoden bedient zu haben, zu erkennen gibt, lenkt sie ihrerseits ein. Nach seitenlangen gegenseitig an den Kopf geschleuderten Anschuldigungen scheint sich nun so etwas wie eine wunderbare Wandlung anbahnen zu wollen. Der Leser beginnt förmlich aufzuatmen.

Doch unmittelbar danach vollzieht sich der grausame, über Monate hinweg bis ins Detail ausgeklügelte Mord dann doch. Der verstörte Martin wird mit einem Messer in der Hand neben der verbluteten Leiche des Vaters aufgefunden. Hat er ihm die tödlichen Stiche versetzt oder ist ihm ein anderer um eine Daumenbreite zuvorgekommen? Diese Frage braucht hier nicht beantwortet zu werden. Das Buch selbst berichtet von keiner gerichtlichen Klärung.

Ohne Zweifel war es ein Anliegen der Verfasserin, dem Leser drastisch vor Augen zu führen, welche Verhängnisse unverhohlen an den Tag gelegte Menschenverachtung nach sich ziehen kann, zumal in unserem für solchen Tatbestand so empfindlich gewordenen modernen Zeitalter. Andererseits wollte sie sich aber auch deutlich von einer ins Radikale gesteigerten Hassgesinnung distanzieren, die Recht und Gesetz völlig außer Acht lässt und ins Bodenlose abgleitet. Zu verweisen bleibt dabei auf den Ausspruch Franklin D. Roosevelts, der sich als eingängiger Leitsatz gleich hinter dem Titelblatt befindet: "Ein Radikaler ist ein Mensch, der mit beiden Beinen fest in der Luft steht."

Im Auftrag der Zeitschrift 'Heimatland Lippe'
angefertigt im Januar 2002.

Ein Abdruck ist nicht erfolgt.

Was bedeutet uns Heimat?

Aus Zeugnissen deutscher Dichtung

Vortrag, gehalten am 8. April *2002* im Rahmen der Seniorenbegegnung Brokhausen der Ev.-ref. Kirchengemeinde Detmold-Ost

I.

Liebe Anwesende, einleiten möchte ich unsere heutige Betrachtung mit einem Gedicht Ernst **Wiecherts,** eines früher viel gelesenen und beachteten, heute weitgehend vergessenen Autors aus Ostpreußen. Die Überschrift 'Herbst' scheint so gar nicht in unsere gegenwärtige Jahreszeit passen zu wollen. Wir spüren aber sogleich, dass sich der Titel weniger auf eine solche als auf die entsprechende Lebensalterszeit bezieht:

Kommt der Herbst, so musst du wenden
Still dein Herz zur Kinderzeit,
Denn die Zeichen auf den Händen
Künden dir Vergänglichkeit.

Wenn sie vor den Fenstern lärmen
Von der neuen Zeit und Welt,
Lass dein Herz sich nicht mehr härmen,
Sieh, dein Acker ist bestellt.

Knüpfe, was du auch gewonnen,
An den Anfang dir zurück,
Nur was still sich fortgesponnen,
Ist dir Ernte, Lohn und Glück.

Sieh dich wachsen, sieh dich werden
Aus den ersten Kinderschuh'n,
Mehr gewinnst du nicht auf Erden,
Als das dir Gesetzte tun .

Wenn auch tausend Stühle weben
Menschenglanz und Menschenpracht:
Golden steht dein Kinderleben -
Vor der letzten dunklen Nacht.

Es ist in der Tat schon so: Neigt sich die Lebensbahn dem Ende entgegen, sollte der Mensch den Bogen zurückschlagen in die Jahre des Beginns. Dabei wird er unschwer erkennen, dass seine Kinderheimat, der "Ort seiner ursprünglichen Prägung", seinen gesamten weiteren Werdegang ganz wesentlich bestimmt und beeinflusst hat. "So tief wir uns wirkend und gestaltend auch in die Fremde begeben mögen", stellt Arthur **Häny** in seiner Veröffentlichung 'Die Dichter und ihre Heimat' (Bern, München, Francke 1978, S. 12) fest, "das Heimweh zieht uns immer an jenen ersten Ort zurück. Wir fühlen uns unaufhörlich an ihn gebunden, zumal in späteren Jahren, wenn der Drang, die weite Welt zu erfahren, allmählich nachlässt."

Folgen sollen hier nun die schlichten Bekenntnisse zweier ihrer Geburtsheimat trotz zeitweiliger Abwesenheit zeitlebens treu gebliebener Dichter, die man als Heimatpoeten im engeren oder - sagen wir besser - klassischen Sinne bezeichnen kann. Zunächst soll der Erzgebirgler Anton **Günther,** Verfasser und Komponist des bekannten Feieroahmd-Liedes, in seinem angestammten Dialekt zu Wort kommen. Von seinem Vaterhaus, das er als "e Hütterl när aus Holz gebaut" beschreibt, bezeugt er:

Dort is dos Flackel, wu ich ho
es erschte Wort gehört ,
dort wu mei Motter mir als Kind
es Baaten hat gelehrt,

Wu ich als Gong de Ziegn oft ho
getriebn zen Stalle naus.
Wie war ich doch gelücklich do
derham in Vaterhaus.

Seinem in rauer Höhe zwischen Fichtel- und Keilberg gelegenen Dörfchen Gottesgab gilt denn auch seine uneingeschränkte Liebe:

Is aah draußen in der Fremd oft
manichs noch su reich on schie,
du bist mir doch noch viel lieber,
du allaa kast mich verstieh.

Als Entsprechung hierzu möchte ich unseren lippischen Dichter Friedrich **Wienke** aus den 'Zieglerliedern' zitieren:

Viel Städte und Dörfer, ich muss es gestehn,
erschienen mir herrlich von außen gesehn.
Doch drinnen zu bleiben, da säß ich nicht fest:
Ich grüß dich mein Dörfchen, mein heimatlich Nest.

Hier wohnt meine Liebe, hier ist meine Freud,
Hier kenn' ich die Sprache, hier kenn' ich die Leut,
hier will ich auch sterben, wenn Gott es zulässt:
Ich grüß dich, mein Dörfchen, mein heimatlich Nest.

Es liegt in der Natur der Sache, dass ein Mensch, der sich mit seiner Heimat fest verbunden weiß, gern auch ihre Reize und Vorzüge preist. "Warum liebt man seine Heimat?" fragt Bert **Brecht** in seinem Stück 'Der kaukasische Kreidekreis' und gibt auch gleich die Antwort: "Deswegen: Das Brot schmeckt da besser, der Himmel ist höher, die Luft ist würziger, die Stimmen schallen da kräftiger, der Boden begeht sich da leichter."

In seinem Gedicht 'Firnelicht' ist der Schweizer Conrad Ferdinand **Meyer** von der landschaftlichen Schönheit seiner alpenländischen Heimat überwältigt:

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust,
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das große, stille Leuchten!

Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große, stille Leuchten.

Dass starke, innige Hinwendung zur Heimat aber auch dort bestehen kann, wo äußere Vorzüge kaum zu Tage treten, verdeutlicht höchst eindrucksvoll Theodor Storms Gedicht 'Die Stadt':

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn Unterlass:
Die Wandergans mit harten Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Nun ist es - heutzutage im mobilen Zeitalter noch weit mehr als in früheren Jahren - nicht selten unser Schicksal, dass wir - aus welchen Gründen auch immer - unseren heimatlichen Ort verlassen und außerhalb desselben uns eine Lebensbasis aufbauen müssen. Trennung und Aufbruch können dabei die unterschiedlichsten Gefühle auslösen. Mitunter ist das Verlangen geradezu übermächtig, aus dem engen Gefild der heimatlichen Gemarkung auszubrechen, um in der weiten Welt sein eigenes, persönliches Glück zu suchen. Der Schwabe Justinus Kerner hat solchem Drang in seinem 'Wanderlied' beredten Ausdruck verliehen und der Komponist Robert Schumann seine Worte mitreißend in Töne umgesetzt:

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muss sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Weniger stürmisch, mit etwas Wehmut untermischt, August **Disselhoff** in den zum Volkslied gewordenen drei Strophen:

Nun ade, du mein lieb Heimatland,
lieb Heimatland, ade!
Es geht jetzt fort zum fernen Strand,
lieb Heimatland, ade!
Und so sing ich denn mit frohem Mut,
wie man singet, wenn man wandern tut,
lieb Heimatland, ade!

Wie du lachst mit deines Himmels Blau,
lieb Heimatland, ade!
Wie du grüßest mich mit Feld und Au,
lieb Heimatland, ade!
Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn;
doch jetzt zur Ferne zieht's mich hin,
lieb Heimatland, ade!

Begleitest mich, du lieber Fluss,
lieb Heimatland, ade!
Bist traurig, dass ich wandern muss,
lieb Heimatland, ade!
Vom moos'gen Stein am wald'gen Tal,
da grüß ich dich zum letzten Mal,
lieb Heimatland, ade!

Dem in Detmold geborenen Dichter Ferdinand **Freiligrath** verdanken wir das anrührende Gedicht 'Die Auswanderer'. Selbst von seiner Kinderheimat getrennt, als kaufmännischer Volontär im holländischen Amsterdam weilend, schrieb er es nieder, nachdem im dortigen Hafen ein Schiff mit deutschen Auswanderern nach Amerika seine Aufmerksamkeit erregt und in Gedanken nicht wieder losgelassen hatte:

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muss euch anschaun immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn an Missouri alles schwiege,
S i e malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefasste Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt .

Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

0 sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! Zieht hin in Frieden;
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Der junge Freiligrath empfand durchaus treffend voraus, was so manchem der Auswanderer im fremden Land früher oder später mehr oder minder stark überkommen sollte: die lebhafte Rückerinnerung an die alte Heimat und die Nestwärme, die sie dort hatten empfinden dürfen. "Wen sehnsüchtiger Drang nach den Wundern der Fremde hinaustrieb", so folgerte sein ihm verbundener Zeitgenosse und Dichterkollege Emanuel **Geibel,** "lernt in der Fremde, wie bald, innigstes Heimatgefühl."

Auch jener, der scheinbar unabgelenkt nur nach vorn zu blicken vermeint, alle heimatlichen Bindungen hinter sich gelassen zu haben scheint, wird ihrer in Wahrheit nicht ledig. Der Mecklenburger Hans **Franck** weist in einem Gedicht mit der schlichten Überschrift 'Heimat' auf diesen Tatbestand hin. Auf dem 6. Deutschen Evangelischen Kirchentag 1954 in Leipzig trug es der Dichter persönlich seiner Hörergemeinde, unter der ich mich befand, vor:

Und ließest du die Heimat auch,
Weltwärts gewendet das Gesicht,
Kannst scheiden dich von Baum und Strauch,
Von deiner Heimat nicht.

Sie ist von dir so sehr ein Teil
Wie Vater, Mutter, Weib und Kind,
Die nicht von dir geschieden, weil
Sie fortgegangen sind.

Vertriebest du aus deinem Tag
Herzlos die Heimat Stück für Stück,
Bei Nacht, mit deines Herzens Schlag,
Kehrt sie als Traum zurück.

Sie ist in deinem letzten Hauch,
Ist in deinem Blick, der dir zerbricht.
Denn ließest du die Heimat auch -
Die Heimat lässt dich nicht.

Liebe zur angestammten Heimat ist in kaum einem zweiten Gedicht deutscher Sprache so eindrucksvoll besungen worden wie in Theodor **Fontanes** Ballade 'Archibald Douglas', mag sie auch eine Begebenheit aus der englischen Geschichte aufgreifen. Sie schildert, wie ein treuer Gefolgsmann seines Königs, ohne eigenes Verschulden, nur wegen Aufsässigkeit seiner Brüder, zu lebenslanger Verbannung verurteilt, nach sieben verbüßten Jahren den ergrimmten Monarchen um Begnadigung ersucht:

"Ich habe es getragen sieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr.
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da ward sie öd und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgestalt,
Er kann meine Bitte versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

Und trüg er noch den alten Groll,
Frisch wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
Und komme, was da mag."

Graf Douglas spricht' s. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh ,
Er sah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.
.....

König Jakob saß auf hohem Ross,
Graf Douglas grüßte tief;
Dem König das Blut in die Wange schoss,
Der Douglas aber rief:

"König Jakob, schaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder dir angetan,
Es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig dich bekriegt,
Denk lieber an deine Kinderzeit,
Wo ich dich auf Knien gewiegt.
.....

0 denk an alles, was einsten war,
Und sänftige deinen Sinn -
Ich hab es gebüßet sieben Jahr,
Dass ich ein Douglas bin."

"Ich seh dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör deine Stimme nicht,
Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

Mir klingt das Rauschen süß und traut,
Ich lausch ihm immer noch,
Dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch .

Ich seh dich nicht, ich höre dich nicht,
Das ist alles, was ich kann -
Ein Douglas vor meinem Angesicht
Wär ein verlorener Mann."

König Jakob gab seinem Ross den Sporn,
Bergan ging jetzt sein Ritt,
Graf Douglas fasste den Zügel vorn
Und hielt mit den Könige Schritt.

Der Weg war steil, und die Sonne stach,
Und sein Panzerhemd war schwer,
Doch ob er schier zusammenbrach,
Er lief doch nebenher.

"König Jakob, ich war dein Seneschall,
Ich will es nicht fürder sein,
Ich will nur warten dein Ross im Stall
Und ihm schütten die Körner ein.

Ich will ihm selber machen die Streu
Und es tränken mit eigener Hand,
Nur lass mich atmen wieder aufs neu
Die Luft im Vaterland!

Und willst du nicht, so hab einen Mut,
Und ich will es danken dir,
Und zieh dein Schwert und triff mich gut
Und lass mich sterben hier."

König Jakob sprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete sein Gesicht,
Aus der Scheide zog er sein breites Schwert ,
Aber fallen ließ er es nicht.

"Nimm' s hin, nimm' s hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh ,
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.

Zu Ross! Wir reiten nach Linlithgow,
Und du reitest an meiner Seit,
Da wollen wir fischen und jagen froh
Als wie in alter Zeit."

II.

Der Begriff Heimat ist mit dem Ort unserer Herkunft aber noch nicht zur Gänze umschrieben. Wie die soeben vernommenen Gedichte verschiedentlich bereits mit anklingen ließen, beinhaltet er noch etwas mehr als dies: nämlich Stätte irdischer Lebensgeborgenheit, die auch dort oder gerade dort besonders spürbar ist, wo die Umweltgegebenheiten widrig entgegenstehen. Was damit gemeint ist, wird sogleich verständlich, wenn wir das vertraute Häusliche, Heimliche im Sinne von Anheimelndem mit dem Gegenteil, dem Unbehausten und Unheimlichen, in Kontrast setzen. Die münsterländische Dichterin Annette von **Droste-Hülshoff** tat dies in ihrer Ballade 'Der Knabe im Moor' auf geradezu dramatische Weise. Ein Junge schlägt nach dem Schulbesuch in der Erwartung, so rascher nach Hause gelangen zu können, einen Abkürzungsweg durch das Moorgebiet ein, gerät dabei aber unversehens in dichtes Nebeltreiben und durchleidet Höllenängste:

0 schaurig ist' s, übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantone die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt -
0 schaurig ist' s, übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind -
Was raschelt drüben an Hage?
Das ist der gespenstische Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!

.....

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
"Ho, ho , meine arme Seele!"
Der Knabe springt wie ein wundes Reh;
Wär nicht Schutzengel in seiner Näh,
Seine bleichen Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwele.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimatlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moore zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war' s fürchterlich,
0 schaurig war's in der Heide!

Die hier erfolgte Begegnung mit dem Spukhaften und Unheimlichen, der als rettendes Zeichen erkannte Lampenschein des elterlichen Hofes und die letztlich geglückte Rückkehr des Jungen zeigen an, was der umfriedete heimatliche Raum dem Menschen sein kann und darf: Ort der Zuflucht, der Behütung und Sicherheit.

"My home is my castle" (Mein Haus ist meine Burg) - dieser stolze Ausspruch der Engländer ist auch uns geläufig und eingängig. Allerdings müssen wir fast täglich den Nachrichten entnehmen, wie in den verschiedensten Teilen der Erde die für so gefestigt erachteten "Burgen dieser Welt" (Rud. Alex. Schröder) durch Naturkatastrophen, Terroranschläge oder kriegerische Einwirkungen ein Opfer der

Zerstörung werden. Und was versank bei uns in den vierziger Jahren unter dem Bombenhagel der alliierten Streitkräfte nicht alles in Schutt und Asche bzw. musste in den östlichen Provinzen teils vor den einrückenden Sowjettruppen, teils als Folge rücksichtsloser Austreibungspolitik geräumt und verlassen werden!

Gewiss haben Ausbombung, Flucht, Vertreibung und Verlust der Heimat manchen literarischen Niederschlag gefunden, die Beherrscher unserer Kulturszene jedoch sehr gezielt darauf geachtet, ihn in engen Grenzen zu halten, ja zurückzudämmen. Groß scheint die Befürchtung jener Kreise zu sein, die Einmaligkeit der im deutschen Namen von Hitler und seinen Gefolgsleuten begangenen Verbrechen könnte in Frage gestellt werden, wenn man die Menschenrechtsverletzungen zur Sprache bringt, die auf das Schuldkonto der Gegenseite gehen. Nachdem aber kürzlich der stark linksorientierte Schriftsteller und Nobelpreisträger Günter **Grass** etwas getan hat, was anderen seiner schreibenden Kollegen ganz gewiss übel angekreidet worden wäre, nämlich die Torpedierung des Flüchtlingsschiffes Wilhelm Gustloff im eisigen Winter 1945 zum Inhalt einer Novelle zu erheben, scheint sich die Tabuzone in dieser Hinsicht doch etwas lichten zu wollen.

Von den vorangegangenen, heute aber nur noch beschränkt greifbaren Veröffentlichungen zum Thema nehmen reine Erlebnis- und Erfahrungsberichte, wie das erschütternde 'Ostpreußische Tagebuch' des Grafen Hans von **Lehndorff,** einen breiteren Rahmen ein als rein dichterische Gestaltungen. Unter letzteren möchte ich namentlich auf den Roman 'Wintergewitter' von Kurt **Ihlenfeld** hinweisen, der in beklemmender Dichte den Leser die Atmosphäre eines schlesischen Dorfes im Februar 1945 nacherleben lässt, das von Flüchtlingstrecks aus weiter östlich gelegenen Gegenden durchzogen wird, selbst aber bereits unmittelbar vor der Räumung steht. Hier zwei kurze Ausschnitte:

> Und da ist schon der erste Wagen. Der Schnee liegt über der großen Plane in dicken Haufen. In dem dunklen Rund an Vordersitz, dem Eingang in das Innere des Wagens, sitzen drei Frauen. Sie haben Decken über dem Kopf, auch die sind schon zugeschneit. Die Haare kleben ihnen in feuchten Strähnen an den Schläfen. Neben den Pferden, zwei dampfenden Braunen, geht ein Mann. Er hat hohe Stiefel an, in der einen Hand hält er die Peitsche, in der anderen die Zügel. In seinem Barte hängt der Schnee, die Bartspitzen sind vorn Eise zusammengeklebt. Es ist der erste Wagen. Der Pfarrer lässt ihn passieren, auch den zweiten und dritten - niemand spricht, nur das Knarren der Räder ist zu hören - dann sieht er, dass das Ende des Zuges noch eine Weile auf sich warten lassen wird, und entschließt sich zur Umkehr. Mit den Flüchtigen zusammen will er heimkehren. Unterwegs lässt sich vielleicht schon einiges erfahren, was wichtig für die Beurteilung der Lage, wichtig aber auch für die Unterbringung der Leute.

Ein paar Stunden später das Gespräch des Pastors mit dem Kaufmannsehepaar Müller:

> Jetzt nimmt Frau Müller das Wort, die solange geschwiegen hat und überhaupt ein stiller Mensch ist, auch im Laden die Leute lieber reden lässt, statt dass sie selber das Wort führt:
> „Wenn wir hier weg müssen, Herr Pastor, so ist das wohl Gottes Wille. Und ob wir dann noch mal zurückkommen, das liegt auch ganz in Gottes Hand. Wenn man drei Kinder verloren hat, was soll man da noch sagen? Da ist ja schon das Schwerste passiert. Und ich denke immer: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Und so ist es mit allen anderen auch. Ich glaube, Sie machen sich viel zu viel Gedanken über uns, Herr Pastor. Dabei haben Sie doch (selbst) schon ihr Hab und Gut verloren und sind als ein armer (ausgebombter) Mann zu uns gekommen. Die Leute hier sollen das eben auch noch kennenlernen. Es soll keiner ungerupft davonkommen."
> „Aber die Bauern, denken Sie an die Bauern. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass unsere Bauern hier auch so auf die Straße sollen. Das ging mir schon heute vormittag so, als ich sie in Langewiese zuerst erblickt. Sie glauben nicht, wie mich das erschüttert hat . Es war -ja, wie ein Begräbnis wer es. So zogen sie dahin, im Schneetreiben. Ich habe die Luftangriffe in Berlin mitgemacht und weiß, wie es dabei zugeht, aber dies hier ist mir doch noch schrecklicher. Wahrscheinlich deswegen, weil es nicht wiedergutzumachen ist, weil es so furchtbar endgültig ist. Eine Stadt kann ja wieder aufgebaut werden - aber eine Austreibung, die lässt sich nicht rückgängig machen, höchstens mit Gewalt, und damit ist es ja nun vorbei, Gott sei Dank. Und so wünsche ich, so hoffe ich, so bete ich, dass Gott es noch abwenden möchte. Nicht meinetwegen, wirklich nicht, aber unserer Bauern wegen."

„Ich verstehe schon", nimmt Herr Müller das Wort, „ich verstehe, wie Sie das meinen, lieber Herr Pastor. Aber mir scheint, Sie machen da Unterschiede, die es gar nicht mehr gibt. Seitdem ich meine drei Söhne verloren habe, halte ich alles für möglich. Und ich muss Ihnen offen sagen, dass ich es nicht so ansehe wie meine Frau. Ich kann nicht sagen: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Ich finde es - verzeihen Sie bitte - ich finde es einfach grausam. Oder –"

Ergänzt seien diese beiden Ausschnitte um die letzten beiden Strophen eines Gedichtes der bekannten ostpreußischen Balladendichterin Agnes **Miegel**. Sie hat es 1949 niedergeschrieben und 'Heimat' betitelt. Die Zeilen sind von tiefer Wehmut über das nun verlassene und verlorene, doch noch immer inbrünstig geliebte Heimatland erfüllt, das dem Leben vordem Inhalt und Bestimmung gegeben hatte:

Es wer ein Land, wir liebten dies Land.
Grauen sank darüber wie Nacht und Sand.
Verweht wie im Bruch des Elches Spur
Ist die Fährte von Mensch und Kreatur.
Sie erstarrten im Schnee, sie verglühten im Brand,
Sie verdarben elend im Feindesland,
Sie liegen tief auf der Ostsee Grund.
Flut wäscht ihr Gebein in Bucht und Sund,
Sie schlafen in Jütlands sandigem Schoß, -
Und wir letzten treiben heimatlos,
Tang nach dem Sturm, Herbstlaub im Wind, -

Vater, Du weißt, wie einsam wir sind!
Nie zu klagen war unsere Art,
Du gabst und du nahmst - doch Dein Joch drückt hart.
Vergib, wenn das Herz, das sich Dir ergibt,
Nicht vergisst, was zu sehr es geliebt,
Was Gleichnis uns war - und noch bleibt im Leid –
Von Deines Reiches Herrlichkeit! -

0 kalt weht der Wind über leeres Land,
0 leichter weht Asche als Staub und Sand,
Und die Nessel wächst hoch an zerborstener Wand,
Aber höher die Distel am Ackerrand - -

Nicht richtig wäre freilich, in solcher unmittelbar nach Kriegsende durchaus verständlichen Trauer zu verharren und zu übersehen, dass dem Menschen, da er auf Dauer ohne jeden Rückhalt, ohne heimische Nestwärme schwerlich auskommen kann, die Kraft und die Fähigkeit verliehen sind, sich nach Verlust der gehabten im Laufe der Zeit eine neue Stätte der Geborgenheit zu schaffen. Diese wird naturgemäß die alte, vertraute nicht in allen Stücken ganz ersetzen, dafür aber auch manche anderen, vorher nicht gekannten zukunftsweisenden Möglichkeiten eröffnen können. Wenn wir Flüchtlings- und Vertriebenenschicksale weiterverfolgen, werden wir doch immer wieder gewahr, wie sich allenthalben neue Bande haben knüpfen und erlittene Wunden schließen lassen. Trotz veralteter, uns Menschen dieser Zeit recht umständlich anmutender sprachlicher Diktion verdient auch heute noch Johann Wolfgang von **Goethes** Versepos 'Hermann und Dorothea' unsere Aufmerksamkeit, schildert es doch voll mitmenschlichen Verständnisses, wie aus dem in eine süddeutsche Stadt gelangten Salzburger Emigrantenzug das schlichte, aber liebreizende Bauernmädchen Dorothea in dem rechtschaffenen einheimischen Bürgersohn Hermann von Herzen kommende Zuwendung, haltgebende Anlehnung und schließlich gar einen Weggefährten für das ganze weitere Leben findet.

Was Justinus **Kerner** in den letzten vier Verszeilen seines im ersten Betrachtungsabschnitt bereits zitierten Wanderliedes so optimistisch frohgestimmt zum Ausdruck bringt:

Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihn zur Heimat
Das ferneste Land

muss keine euphorische Übertreibung sein. So etwas hat sich immer wieder ereignet und kann sich auch fernerhin begeben. In der Tat ist - Gott sei es gedankt - der Mensch imstande, auch auf fremdem, ungewohntem Boden Wurzeln zu schlagen, sich, wenn man es so nennen will, eine zweite Heimat zu gründen, zu dieser das Gefühl der Zugehörigkeit zu entwickeln und solches auch aufrichtigen Herzens zu bekunden.

III.

Nun aber kommen wir, zumal hier im Rahmen einer kirchengemeindlichen Veranstaltung, nicht umhin, unsere Betrachtung noch unter einen dritten und letzten Gesichtspunkt zu stellen, den ohne Zweifel schwierigsten: Heimat als Ort der Hinkunft.

Befragen wir eine Bibelkonkordanz nach dem Begriff Heimat im Sinne unseres bis jetzt entwickelten Verständnisses, werden wir kaum recht fündig werden. Worte wie Vaterstadt und Vaterland begegnen uns wohl. Auch Wendungen wie heimbringen, heimsuchen und heimkommen treten uns in der Heiligen Schrift entgegen. Besonders hingewiesen sei auf das eindrucksvolle Gleichnis Jesu von der Heim- bzw. Rückkehr des verlorenen Sohnes. Ansonsten aber legen die biblischen Schriften immer wieder mit allem Ernst den Finger auf die Aussage, dass uns Menschen wie aller Kreatur eine dauerhafte Stätte auf Erden nicht gewährt ist, dass wir ein Stück Vergänglichkeit sind und hier uns nur auf Wanderschaft befinden, diese Wanderschaft aber letztlich ein vorbestimmtes Ziel hat, Gottes ewiges Reich. "Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir", heißt es im Hebräer-Brief (Kap. 13, V. 14) unmissverständlich. Und ein Psalmenwort lautet: "Ich bin dein Pilgrim und dein Bürger wie alle meine Väter".

Viele geistliche Liederdichter haben Erkenntnisse dieser Art aufgegriffen und in ihre Verse eingebunden. Schlicht, aber glasklar heißt es bei Gerhard **Tersteegen** in der 4. und letzten Strophe des Liedes 'Nun sich der Tag geendet':

Ein Tag der sagt den andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
0 Ewigkeit, so schöne,
Mein Herz an dich gewöhne,
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

Nicht minder deutlich Paul **Gerhardt:**

(1.) Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden,
Da ist mein Vaterland.
Hier reis ich bis zum Grabe;
Dort in der ewgen Ruh
Ist Gottes Gnadengabe,
Die schleußt all Arbeit zu.

.....

(6.) So will ich zwar nun treiben
Mein Leben durch die Welt,
Doch denk ich nicht zu bleiben
In diesem fremden Zelt.
Ich wandre meine Straße,
Die zu der Heimat führt,
Da mich ohn alle Maße
Mein Vater trösten wird.

(7.) Mein Heimat ist dort droben,
Da aller Engel Schar
Den großen Herrscher loben,
Der alles ganz und gar
In seinen Händen träget
Und für und für erhält,
Auch alles hebt und leget,
Nachdem's ihm wohlgefällt.

Wir wollen jedoch nicht in Schwärmerei verfallen, sondern nüchtern bleiben und dabei auch offen eingestehen, dass es uns Menschenwesen, die wir uns an das irdische Leben mit so vielen Fäden fest gebunden wissen, schon recht schwer fällt, in dieser zwar erteilten, doch nicht näher umschriebenen Zielvorgabe so etwas wie künftige oder ewige Heimat zu erblicken. Der nicht selten zu vernehmende, von Ratlosigkeit zeugende Ausspruch:

Ich komme und weiß nicht, woher,
Ich gehe und weiß nicht, wohin,

dürfte ganz gewiss die meisten Menschen immer wieder überfallen. Er mag wohl auch die ersten drei Strophen des Gedichts 'Wir gehn dahin' von Hans **Franck** beeinflusst haben:

Wir gehn dahin und wissen nicht wie bald,
Die Wasser werden bleiben und der Wald,
Die Erde und die Wolken und der Stein -
Sie werden sein.

Wir gehn dahin und wissen nicht wie bald.
Begonnen kaum, ist unser Lied verhallt.
Was wir getan, gedacht, geweint, gelacht,
Versinkt in Nacht.

Wir gehn dahin und wissen nicht wie bald.
Nur wer wie Wasser strömt, zu Fels sich ballt,
Wie Wälder wächst, die Erde überblüht,
Nie ganz verglüht.

Allerdings markieren sie zugleich auch das Bleibende inmitten aller Bewegungsabläufe und gipfeln in der letzten, ausgesprochen zukunftsweisenden Strophe:

Wir gehn dahin und wissen nicht wie bald.
Doch was durch uns hinweg mit Urgewalt
Aus Ewigem ins Ewige heimwärts treibt:
Das bleibt.

In Betracht ziehen sollten wir aber auch, dass unser irdisches Dasein ja wahrlich nicht nur eitel Sonnenschein und Wohlergehen beinhaltet, sondern oft genug auch von Gram, Leid und Schmerz durchdrungen ist. Altgewordene, unheilbar Kranke, im Leben Benachteiligte und Zukurzgekommene haben

denn auch eine ganz andere Sichtweise als die Gesunden, Lebenskräftigen. In ihnen regt sich in der Tat viel intensiver ein Verlangen nach Erlösung von den Qualen, nach einem ganz anderen besseren Jenseits , nach himmlischer Ruhe und himmlischem Frieden, wie es in Johann **Gaudenz von Salis-Seewis** Gedicht 'Das Grab' anklingt:

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh:
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Das arme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Und Jochen **Klepper** leitet sein ergreifendes Gedicht zum letzten Sonntag des Kirchenjahres mit dem ausdrücklichen Begehren ein:

Mein Gott, ich will von hinnen gehen,
Der Erdentag wird mir zu lang,
Die Tore deiner Stadt zu sehen,
Zu hören himmlischen Gesang.
Vor deinem Angesicht zu stehn,
Das ist's allein, was ich ersehn'.

So ganz ohne bildliche Vorstellungen von der Heimat, zu der wir hingelangen sollen, lässt uns die Bibel im übrigen nicht. So verwendet sie Begriffe wie "himmlisches Jerusalem" und "hochgebaute Stadt". Es sind dies allerdings nur Metaphern, nur "Vor"bilder in ganz wörtlichem Sinne. Als ein solches dürfen wir ganz gewiss aber auch unser irdisches Wohnheim, wenn es denn recht bestellt ist, verstehen. Otto **Riedel** tut dies in einem schlichten Gedicht, das zugleich aber auch mit allem Nachdruck auf die Vorläufigkeit und Vergänglichkeit all dessen, was wir errichten und betreiben, hinweist:

Hab ein Haus am grünen Grund,
wohn darin zu Gast,
wohn mit Weib und Kindern bunt
in dem stillen Haus am Grund
kurze Weil zu Rast.

Schaut' einst, wo des Bleibens wär
unterm Sternenzelt.
Bleibens, raunt mir's, gibt's nicht mehr,
seit der Obdachlosen Heer
flüchtet durch die Welt.

Denk ich: Bau nicht in der Welt
für die Ewigkeit,
Über Nacht schon kann vergehn,
was du tags noch angesehn
von den Schatz der Zeit.

Dennoch lieb ich dieses Haus,
wüßt nichts Liebres mir;
ist mir's doch in Glück und Graus
Gleichnis für das Vaterhaus
in der Fremde hier.

Dass alles irdische Bildwerk aber nicht mehr als ein ganz blasses, schemenhaftes Abbild dessen sein kann, was Gott, der Herr, bereithält, bringt Jochen **Klepper** in den weiteren Strophen seines bereits zitierten Liedes 'Am letzten Sonntag des Kirchenjahres' zum Ausdruck:

Die Städte dieses Erdenrundes
Sind fahle Schatten deiner Stadt,
Die uns Verheißung deines Mundes
Schon längst zuvor begründet hat.
Zu ihren Höhen blick' ich auf,
Ach, endete der Jahre Lauf!

Die Brunnen, die hier lieblich rinnen,
Sind nur ein blasses, dunkles Bild
Des Borns, der unter goldenen Zinnen
Vor deinem Stuhle ewig quillt.
Die Stadt, die deine Herrlichkeit
Erleuchtet, Herr, - liegt sie noch weit?

Errichtet aus den Holz des Lebens,
So steigt sie aus der Wolken Meer.
Wir Menschen wandern nicht vergebens:
Du nahst uns aus der Ferne her.
Die Hütte Gottes ist bereit,
Die Stadt des Heils in Ewigkeit!

Erlöschen mögen Mond und Sonnen,
Dein Glanz herrscht in ihr immerdar.
Das Ziel war da, eh wir begonnen.
Die Worte sind gewiss und wahr.
Wir suchten nicht: Du bist's, der sucht
Und heimruft, die wir dir geflucht.

Die Bahn brechen zur letzten, zur ewigen Heimat, steht nicht in unserer Macht. Gott selbst ist es, der das Tor öffnet. Uns Menschen bleibt aufgetragen, unser ganzes Vertrauen darauf zu gründen, dass er solches, wie die biblischen Schriften bekunden, nicht nur zugesagt, sondern durch Christi Opfergang auch bereits getan hat. Diese Erkenntnis aber gibt Trost und Mut zugleich. So mag denn auch die hoffnungsfrohe Erwartung zu verstehen sein, die der gebürtige Schlesier Fritz **Woike**, ein heute weithin vergessener Dichter der kleinen Leute von einst, in seinem Gedicht 'Einmal' bekundet. Es soll den Ausklang meines Vortrages bilden:

Einmal werden staunend lösen
Sich die Rätsel dieser Zeit.
Einmal von der Macht des Bösen
Werden ewig wir befreit.

Einmal münden alle Tränen
In den Strom der Freude ein,
Einmal wird der Seele Sehnen
Selige Erfüllung sein.

Einmal aus des Todes Klammer
Werden wir ins Leben gehn,
Einmal wird der Erde Jammer
Wie ein dunkler Traum verwehn.

Einmal senkt sich Heimat nieder,
Einmal ist die Fremdheit aus
Und die ganze Welt wird wieder
Unsres Gottes Vaterhaus.

Einmal wird das Wunder Wahrheit,
Einmal wird das Dunkel licht;
Einmal in kristallner Klarheit
Schaun wir Gottes Angesicht.

Einberufen, verschollen, heimgekehrt

Zu drei Gedichten meines Vaters

Bei der Zusammenstellung meines Manuskriptes für den Vortrag ‚Was bedeutet uns Heimat?' mit dem Untertitel ‚Aus Zeugnissen deutscher Dichtung' hatte ich ursprünglich erwogen, zwei Gedichte meines Vaters mit einzufügen, aus denen sich gut veranschaulichen lässt, dass Heimat, das Zuhause, für uns Menschen Stätte der Obhut und der Geborgenheit sein kann und darf, auf Grund äußerer Zwangsumstände aber nicht selten preisgegeben werden muss. Nachfolgend rückte ich von diesem Plan aber wieder ab, da es mir zu anmaßend erschienen war, Gedichte, die sich auf Begebenheiten meines eigenen Lebens beziehen, an die Seite bedeutender literarischer Perlen der deutschen Sprache zu reihen.

Gleichwohl gehört ihren Zeilen meine ungeteilte Wertschätzung. Und ich meine: Im Rahmen eines auf rein privater Basis erstellten und nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmten Sammelbandes mit Beiträgen zur Literatur unter christlichen, zeitgeschichtlichen und regionalen Aspekten sollte ihre Beleuchtung denn schon einen Platz beanspruchen dürfen, zumal jene Strophen bezüglich der drei genannten Betrachtungsebenen jeweils aufschlussreiche Ansatzpunkte darzubieten haben.

Vor einer wertenden Beurteilung sei zunächst ihr Text vorgestellt und auf den Anlass ihres Entstehens hingewiesen.

Über vier Jahre schon währte der unheilvolle Zweite Weltkrieg. Alle meine Klassenkameraden, die dem Geburtsjahrgang 1925 angehörten, hatten im Frühjahr 1943 bereits ihren Einberufungsbefehl zur Wehrmacht bzw. zum vorgeschalteten verkürzten Dienst im RAD (Reichsarbeitsdienst) erhalten. Für uns Verbliebene vom Jahrgang 1926 war zusammen mit Schülern der beiden unteren Klassen noch im gleichen Jahr ein anderer Wehrhilfsdienst vorgesehen, die Unterstützung der im Zuge verstärkter Bombenangriffe durch die alliierte Luftflotte stark bedrängten deutschen Luftabwehr (Flak). Am 9. Oktober 1943 war es dann soweit: Im Laufe des Vormittages hatten wir uns in der Flakkaserne Leipzig-Paunsdorf einzufinden, um uns dort der Ableistung der Grundausbildung zu unterziehen. Es gab nicht wenige Kameraden, die - zumindest verbal - diesen Wechsel von der Schulbank weg zum Dienst an der Waffe lauthals bejubelten. Ich gehörte nicht zu ihnen. Wie meine Eltern war auch ich davon überzeugt, dass Deutschland keinen gerechtfertigten Krieg führte, sondern dass Hitler ihn auf Grund seiner anmaßenden Machtpolitik mutwillig vom Zaun gebrochen hatte.

Der Abschied von Zuhause fiel mir recht schwer. Meine Eltern versuchten, mir auf ihre Weise Mut zu machen, und Vater kleidete wenig später seine mitfühlenden Empfindungen in nachfolgende Verse:

Elterngedanken beim Auszug des Sohnes
(Oktober 1943)

Du gehst hinweg im Nebelgrau am Morgen,
Der dich ins große Leben ruft hinaus.
Uns aber bleibt ein Bangen und ein Sorgen.
Es ist so still und einsam nun im Haus.

Wohl länger schon bedacht war diese Stunde,
Doch kam der Abschied immer noch zu bald,
Traf unsre frohgepflegte, traute Runde
Mit schicksalsschwerer, zwingender Gewalt.

Wir fühlen's wohl: Das Alte tritt beiseite,
Das Neue fordert nun sein Recht,
Des Elternhauses hütendes Geleite
Ist abgetan, ob's gut uns dünkt, ob schlecht.

Doch wollen dankbar weiter wir gedenken
Und treu bewahren, was uns treu verband.
Gott wußt' uns stets gar freundlich zu beschenken,
Auch diese Trennung kommt aus seiner Hand.

Es muss wohl sein! Wir dürfen drum nicht zagen,
Dem Mutigen und Glaubenden wird Lohn.
Wir denken dein heut und in künft'gen Tagen!
Die Sonne steigt! Glück auf zur Fahrt, mein Sohn!

Eilends verstrich die Zeit. Nach vier Wochen Dienst in der Kaserne wurden wir einer Flakbatterie in einem kleinen Dorf bei Leipzig zugeteilt, wo es in Folge mehrfach zu Feuereinsätzen kam. Bereits im Februar 1944 erreichte mich ein neuer Einberufungsbefehl: 10 Wochen Dienst beim RAD in Westpreußen, der einen guten Teil militärische Ausbildung mit einschloss. Dreieinhalb Wochen waren mir im Anschluss daran noch in meinem geliebten Heimatort Waldenburg (Sachs.) vergönnt, am 23. Mai 1944 aber schlug das Kasernentor des Grenadier-Ers.Bataillons 185 in Zwickau unerbittlich hinter mir zu. Der dortige Grundwehrdienst währte kaum länger als 14 Tage. Dann erfolgte die Verlegung zum Truppenübungsplatz Mielec im südlichen Polen. Noch war die kräftezehrende Ausbildung am mittelschweren Granatwerfergerät nicht abgeschlossen, da wurde unsere Einheit mitten in das Kampfgetümmel im Raum Jaroslau gegen die rapid im Vormarsch befindlichen sowjetischen Streitkräfte geworfen. Mit vielen anderen Kameraden sah ich mich alsbald eingekesselt. Wir gerieten in aussichtslose Lage und am 28. Juli 1944 in sowjetische Gefangenschaft.

Nur in ganz vereinzelten Fällen war mit Hilfe des sog. Nationalkomitees Freies Deutschland eine Benachrichtigung der Angehörigen in der Heimat möglich. Meine Zeilen gelangten nicht zur Beförderung. Deutsche Wehrmachtsdienststellen tappten völlig im Dunkeln und konnten auf alle besorgten Nachfragen meiner Eltern keinerlei konkrete Auskünfte erteilen. In dieser quälenden Ungewissheit schrieb mein Vater die folgenden Zeilen nieder:

Ohne Nachricht
(August 1944)

Was ist's mit unserm Sohn? So geht das Fragen
Im Elternherzen bang uns hin und her,
Seit jäh er ward in schicksalsschweren Tagen
Geworfen in des Kampfes wildes Meer.

Wie hat er sonst gar treulich stets geschrieben
Und freudig hoffend immer uns beglückt.
Nun ist schon lange Kunde ausgeblieben,
Ein lastend Schweigen unsre Seele drückt.

Ist er versprengt, verwundet und gefangen?
In Not, Gefahr und sonstiger Beschwer?
Ist gar sein junges Leben schon vergangen?
Wir wissen's nicht und sorgen uns so sehr.

Alltäglich liegt im heitern Sonnenlichte
Der schönen Heimat friedliche Natur.
Wir aber gehn mit ernstem Angesichte
Durch die dem Sohn so tief vertraute Flur.

Und immer neu das Warten und das Quälen,
Das unsre Herzen arg zusammenschnürt!
Wir können nichts, als ihn und uns befehlen
Der Treue dessen, der zum Ziele führt.

Gott helf uns in der harten Prüfung Stunden
Vertraun und tun, wie's seinem Rat gefällt!
Es hat sein Segen stets sich noch gefunden,
Wenn Freud und Leid man ihm anheimgestellt.

Hatte mich, was die Gefangennahme anbelangt, auch ein höchst rasches Verhängnis ereilt und beinhalteten die folgenden 13 Monate zunächst im polnischen Galizien und ab Ende Oktober 1944 in einem zwischen Wolga und dem Uralgebirge gelegenen sowjetischen Kriegsgefangenenlager auch ein beträchtliches Martyrium, so hatte mich dennoch ein gnädiges Geschick gleichsam auf Engelshänden durch alle Fährnisse hindurchgetragen und schließlich zu einem ungewöhnlich frühzeitigen Zeitpunkt wieder in die Heimat geführt. Die Wiedersehensfreude war, als ich am 26. August 1945 ganz unverhofft und unvermittelt auf der Schwelle des elterlichen Hauses stand, auf beiden Seiten unermesslich, ja unbeschreibbar. Auch Nachbarn und andere Ortsansässige nahmen an diesem Ereignis freundlichen Anteil. Erst im hohen Alter von 82 Jahren versuchte mein Vater, die damalige Situation und Stimmungslage in poetischer Form noch einmal zurückzurufen:

Rückkehr des Sohnes aus russischer Gefangenschaft
(26. August 1945)

Und nach langer Pause kam dann ein Tag,
Den niemand von uns je vergessen mag:
Da trat der Vermisste ganz plötzlich daher,
Schwach zwar an Leib und erinnerungsschwer.

In Gefangenschaft hart noch von Krankheit bedroht,
Die manch andrem gebracht hat den Tod,
Ward er wunderbar uns gar gnädig bewahrt,
Entlassen zur Heimat auf weiteste Fahrt.

Wie sah er im Ort sich bestaunt und beschenkt,
Wir aber fühlten uns innigst gedrängt,
Die Herzen zu heben mit Dank himmelan:
Der Herr hat Großes an uns getan!
(Geschr. Jan. 1976.)

Die Verse der vierten Strophe des zweiten Gedichtes

Alltäglich liegt im heitern Sonnenlichte
Der schönen Heimat friedliche Natur.
Wir aber gehn mit ernstem Angesichte
Durch die dem Sohn so tief vertraute Flur

weisen deutlich auf das Bestehen einer starken **Heimatbindung** hin. Nähere örtliche Angaben unterbleiben allerdings. Der räumliche Lebensbereich erscheint ansonsten ganz zurückgenommen, ganz konzentriert auf die innerste und kleinste Zelle, den häuslichen und familiären Verbund. Des Elternhauses einziger Sohn hat, zwar nicht unerwartet, für die Betroffenen dennoch zu früh, einen staatlichen Gestellungsbefehl erhalten, muss von zu Hause weg in eine ungesicherte Zukunft aufbrechen und wird Monate später im Fronteinsatz von seiner Einheit versprengt. Die Eltern, die ihren Sohn beim Abschied guten Mut zugesprochen hatten, vermissen ihn nun schmerzlich.

Mag der Tenor der Gedichte auch von eher verhaltenen als gefühlsstarken Wendungen bestimmt sein, so geben Aussagen wie

unsre frohgepflegte, traute Runde

und

Doch wollen dankbar wir gedenken
Und treu bewahren, was uns treu verband

doch unzweideutig zu erkennen, dass bis dahin das familiäre Leben ganz überwiegend unter unbeschwerten, freundlichen Zeichen gestanden haben muss.

Ergänzend sei an dieser Stelle eingeflochten, dass es zu der vom Verfasser seit Jugendtagen nicht mehr wahrgenommenen Poesie-Form letztlich auch nur deshalb gekommen sein mag, weil zuvor sein heranreifender und für alles Literarische recht aufgeschlossener Filius den längst abgelegten Versgebilden seines alten Herrn etliches Interesse zugewendet und ein paar derselben sogar mit eigens erfundenen Melodien versehen hatte. In gewisser Weise also knüpften die beiden neu geschaffenen Gedichte von 1943 und 1944 respondierend an einen vorangegangenen Austausch der Gedanken und Empfindungen an.

Die hier zu konstatierende, solcherart heutzutage nicht mehr gehäuft anzutreffende familiäre Verbundenheit findet einen ganz wesentlichen Grund der Erklärung nicht zuletzt in der damals gegebenen **zeitgeschichtlichen Situation.** In den Jahren der totalitären Herrschaft des Dritten Reiches fungierten Haus und Familie, die eigenen vier Wände, nicht selten als ein hinter einem Schutzwall gelegenes, im wesentlichen noch unversehrt gebliebenes Refugium. Wer noch nicht zu Wehrdienst oder anderen Dienstverpflichtungen in der Fremde abberufen worden war, konnte hier noch eine Stätte relativer Geborgenheit hegen und pflegen.

Diese Feststellung gilt allerdings nur mit allen Einschränkungen. So war die damals in Deutschland herrschende nationalsozialistische Bewegung keinesfalls generell familienfeindlich eingestellt. Schließlich tat sie alles, um Mütter und Väter zu bewegen, zugunsten der deutschen Volksgemeinschaft für reichlich Nachwuchs zu sorgen. Andererseits trachtete sie aber auch mit aller Beharrlichkeit danach, sämtliche Glieder der Familie für sich zu vereinnahmen. Wer sich diesem Ansinnen widersetzte, sah sich alsbald in bedrohliche Isolation geraten. In Jungvolk und Hitlerjugend, BDJM und BDM wurden die Kinder frühzeitig dem prägenden Einfluss des Elternhauses entrückt und im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung indoktriniert. Zahllose Konflikte und Zerwürfnisse, oft aber auch Resignation waren die Folge. In Fällen allerdings, wo zwischen Eltern und Kindern Einmütigkeit in der Ablehnung solchen Bestrebens bestand, wirkte die Familie in der Tat noch als Ort der Zuflucht und der inneren Gegenwehr. In meinem Falle war dies jedenfalls so.

Betrachten wir namentlich das erste Gedicht näher, so fällt ins Auge, dass zwar von der Einwirkung "schicksalsschwerer, zwingender Gewalt", die das Bisherige abrupt beendet, und von einem unerbittlichen "Muss" die Rede ist, die eigentlichen Fakten aber ungesagt bleiben. Doch gerade dieser Verzicht, die Dinge ganz frank und frei auf den Tisch zu legen, ist ein typisches Symptom für die seinerzeit eingenommene Haltung vieler Menschen in Deutschland. Unter der Herrschaft eines totalitär schalten- und waltenden Regimes und bei der unablässig bestehenden Gefahr der Bespitzelung und Denunzierung empfahl es sich schon sehr, ein Höchstmaß an Vorsicht zu beachten und allzu freimütige Äußerungen selbst im privaten Bereich zu unterlassen. Auch wenn dieses Gedicht nicht für die Augen Dritter bestimmt war, sondern in der Schublade des Verfassers ruhte, musste dieser in seiner beruflichen Stellung als Ortspfarrer - und als solcher bereits etliche Male politisch angeschwärzt und einmal sogar von zwei Gestapo-Beamten einem geharnischten Verhör unterzogen - doch jederzeit damit rechnen, dass eine Hausdurchsuchung erfolgte, wobei eine vorgefundene, zu offenherzig abgefasste Niederschrift ihn ohne Frage hätte belasten können.

Etwas irritierend mögen auf den heutigen Leser allerdings die beiden Verszeilen wirken:

Wir fühlen' s wohl: Das Alte tritt beiseite,
Das Neue fordert nun sein Recht.

Hielt der Verfasser den Nationalsozialismus und den von ihm gesteuerten politischen Kurs denn wirklich für "das Neue", das "sein Recht" beanspruchen darf? In unseren Tagen besteht doch weithin Konsens darüber, dass es sich bei dieser Bewegung um eine erzreaktionäre und entwicklungsfeindliche gehandelt hat. Dazu sei zunächst einmal vermerkt, dass sich deren Anhänger auch noch zum damaligen Zeitpunkt durchaus nicht so, sondern ganz im Gegenteil als revolutionäre Bahnbrecher einer neuen Zeit und als Vertreter einer zukunftsverheißenden Geistesgesinnung eingeschätzt und so auch repräsentiert haben. Darüber hinaus waren die vorangegangenen politischen und militärischen Erfolge des Regimes so umwerfend gewesen, dass auch ablehnend eingestellte Menschen noch immer in deren Bann standen und noch nicht zu unbedingter Klarheit darüber gelangt waren, dass das sog. Neue in Wirklichkeit bereits unausweichlich auf den totalen Zusammenbruch zusteuerte.

Vieles spricht jedoch dafür, dass das vom Verfasser erwähnte "Neue" gar nicht speziell auf die bestehenden Machtverhältnisse gemünzt war, sondern eher als Sammelformel für alles Unvermeidliche schlechthin dienen sollte, wusste er doch durchaus, dass auch unter anderen obwaltenden Verhältnissen der familiäre Bund so, wie er war, nicht unvermindert fortbestehen konnte, sondern sich zugunsten neuer naturbedingter Gegebenheiten lockern und lösen musste. Das Missfallen darüber, wie sich das Ganze unter dem Signum der seinerzeitigen Gegebenheiten zu vollziehen hatte, äußert sich dabei aber ganz unverblümt:

> Uns aber bleibt ein Bangen und ein Sorgen

und

> Des Elternhauses hütendes Geleite
> Ist abgetan, ob' s gut uns dünkt, ob schlecht.

Von den gängigen heroischen Sprüchen, die der damalige Zeitgeist prägte und die fanfarengell den "Kampf für Führer, Volk und Vaterland" beschworen, dazu von der Erwartung getragen waren, dass "der Führer schon alles noch gut richten" werde, heben sich die hier zu vernehmenden Töne väterlicher Besorgnis und allgemeiner Skepsis doch unverkennbar distanzierend ab.

Im zweiten Gedicht entfallen alle vorsorglichen Umhüllungen. Das Vermisstenschicksal wird offen und mit bewegten Worten des Mitempfindens angesprochen. Kämpferisch angereicherte Anklagen gegen die für dieses Los Verantwortlichen aber finden sich auch hier nicht.

Dies aber erklärt sich letztendlich nur aus der von **christlicher Gesinnung** geprägten Glaubenseinstellung des Verfassers. In seinen Augen vollzieht sich das Zeitgeschehen keineswegs in rein politischen Bahnen. Er sieht es vielmehr ganz einbezogen in Gottes höheres Walten. Keinesfalls will er damit sagen, das kriegerische Betreiben entspräche so, wie es abläuft, Gottes Wunsch und Willen und menschliche Mächte trügen dafür keine Verantwortung, wohl aber, dass er, der Herr Himmels und der Erden, solches in seiner uns oft unbegreiflich erscheinenden Langmut geschehen lässt, sich das letzte Wort aber dennoch vorbehält.

Durch alle Fährnisse hindurch bleibt seine Hand zum bedrängten Menschen hin ausgestreckt, wie es die Worte des 23. Psalms

> Und ob ich schon wanderte im finsteren Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich (Ps. 23,4)

und andere markante Leitsprüche der Bibel zum Ausdruck bringen.

In allen drei Gedichten bekundet sich eine sehr enge, sehr persönliche Gottbezogenheit. Schon im ersten Gedicht fasst der Autor folgernd zusammen:

Gott wusst' uns stets gar freundlich zu beschenken,
Auch diese Trennung kommt aus seiner Hand.

In dem von tiefen Sorgen über das Vermisstenschicksal erfüllten zweiten Gedicht aber wirkt der zum Schluss gefasste Vorsatz besonders beeindruckend und überzeugend:

Gott helf uns in der harten Prüfung Stunden
Vertraun und tun, wie' s seinem Rat gefällt!
Es hat sein Segen stets sich noch gefunden,
Wenn Freud und Leid man ihm anheimstellt!

Dem dritten, erst in viel späterer Zeit niedergeschriebenem Gedicht ist die weite zeitliche Distanz zu den Kriegsgeschehnissen wohl abzuspüren. Manche Worte muten etwas mühsam gewählt an. Die Aufrichtigkeit der über die Jahre hinweg bewahrten, nun noch einmal bekräftigten und neu artikulierten Dankesempfindung gegenüber Gott unterliegt jedoch keinem Zweifel:

Wir aber fühlten uns innigst gedrängt,
Die Herzen zu heben mit Dank himmelan.

Menschen, die den eigenen Lebensweg und denjenigen ihrer Angehörigen so unmittelbar unter Gottes leitende Hand gestellt erachten, begegnen uns selbst im kirchlichen Raum heutzutage nicht mehr durchgängig. Hier steht der entschlossene Einsatz zugunsten sozial oder anderweitig Benachteiligter oft deutlich im Vordergrund der Aktivitäten. So notwendig und berechtigt jener im einzelnen Falle auch immer sein mag, bleibt das Gott gegenüber eingebrachte persönliche Vertrauen aber nach wie vor Herzstück und Rückgrat eines überzeugenden christlichen Lebensvollzuges. Alles übrige können rein weltliche, bekenntnismäßig ungebundene Hilfsorganisationen mindestens ebenso gut besorgen.

Der aufmunternde Zuspruch des Verfassers in seinem ersten Gedicht

Dem Mutigen und Glaubenden wird Lohn

darf allerdings nicht so verstanden werden, als müsse er sich zwingend schon im irdischen Leben voll erfüllen. Nicht selten erspart Gott den Menschen weder Leiden noch Schmerzen, und ihrer viele lässt er frühzeitig dahingehen. Das Schicksal zahlreicher meiner Kameraden weist in bedrückendem Maße auf diesen Sachverhalt. Was allein zu trösten und zu bestärken vermag, ist Gottes Zusage, diejenigen, die ihm Leib und Seele ganz anvertraut haben, in Ewigkeit nicht verloren zu geben.

Menschen aber, die, wie im vorliegenden Falle geschehen, bereits hier auf Erden Gottes gnädig helfende Hand hautnah haben erfahren dürfen, sollte es ein dringendes Herzensanliegen sein und bleiben, dem Allmächtigen innigsten Dank zu bezeugen. Die abschließenden Worte des Verfassers:

Der Herr hat Großes an uns getan

sind wahrlich nicht zu hoch gegriffen. Wenn wir es recht bedenken, besteht aber nicht nur in außergewöhnlichen und kritischen Zeiten, sondern auch im ganz gewöhnlichen Alltag für einen jeden, der morgens unversehrt aufwachen und den Tag beginnen darf, hinlänglich Grund, dankerfüllt dafür seine Hände zu rühren.

Niederschrift Mai 2002

Beigabe:

Eigene Erzählungen

O, du fröhliche

Wie ein Weihnachtslied entstand

Das Weihnachtsfest des Jahres 1819 stand vor der Tür. In Weimar, dem kleinen thüringischen Residenzstädtchen, herrschte reges Leben und Treiben. Geschäftig eilten die Leute durch die Esplanade, um ihre Einkäufe für die Feiertage zu besorgen. An einer Straßenecke aber verhielten die meisten teils erstaunt, teils belustigt ihren Schritt. Dort hatten sich drei schwarzgelockte, mit dürftigen Mäntelchen bekleidete Gestalten postiert, um zur Gitarre klangvolle Weisen aus dem Land der blühenden Zitronen mit solcher Hingabe und so bewegter Mimik zu singen, als gelte es, das nördlich-raue Winterklima damit aufzutauen. Soeben hatten sie ein ganz besonders eingängiges melodiöses Lied zum besten gegeben, wie es die Fischer auf Sizilien anstimmen, ehe sie ihre Boote hinaus auf das offene Meer lenken. Nach allen Seiten dienernd, sammelte einer der sonnengebräunten Sänger die Scherflein der Umstehenden ein. Zu diesen hatte sich ein hochaufgeschossener, etwa fünfzig Jahre zählender Herr gesellt, dessen scharfgeschnittene, von einer Adlernase beherrschten Gesichtszüge den vom Willen geprägten Tatmenschen kaum verleugnen konnten. Der milde, eigentümlich in die Ferne gerichtete Blick seiner dunkelblauen Augen ließ aber auch auf ganz andere Seiten seines inneren Wesens schließen. Dieser Herr war der Großherzogl. Sachsen-Weimarische Legationsrat Johannes Falk, ein Mann, dessen Leben keinen ganz alltäglichen Gang genommen hatte.

Als Sohn eines am Beutel armen, an Kindern jedoch gesegneten Perückenmachers war er in Danzig zur Welt gekommen und hatte schon als Zehnjähriger das väterliche Handwerk erlernen müssen. Ein schier unstillbarer Wissensdurst aber hatte den aufgeweckten Jungen aus der drückenden Enge des Elternhauses in höhere Gefilde gelockt. Mit glühenden Ohren, die Füße in einen Waschbottich getaucht, hatte er sich oft bis spät in die Nacht hinein über dickleibige Bände gebeugt, ehe sich wohlgesinnte Stadtväter seiner annahmen, ihn auf das Gymnasium schickten und später nach Halle auf die Universität ziehen ließen. Nach vollendetem Studium hatte ihn der literarische Ehrgeiz gepackt und schließlich nach Weimar in unmittelbare Nachbarschaft Goethes, Schillers, Herders und Wielands gezogen. In hurtiger Folge war nun Gedicht auf Gedicht, Schauspiel auf Schauspiel, Satire auf Satire von seinem Schreibtisch geflattert. Seine mit geschliffenem Witz und bissiger Ironie gespickten zeitkritischen Betrachtungen hatten so manches Aufsehen, freilich auch so manches Ärgernis erregt.

Im Jahr 1813, als Napoleon seine Streitmacht zwischen Elbe und Saale zusammenzog und eine demoralisierte Soldateska im Weimarischen Land wütete, hatte Herzog Karl August, um den ärgsten Notständen abzuhelfen, Falk in Erinnerung an dessen mutigen Hilfseinsatz anno 1806 als Legationsrat in Dienst gestellt, dem dieser sich mit solcher Energie und solcher Tatkraft unterzog, wie es wohl niemand zuvor dem schriftstellernden Spötter zugetraut hätte. Beherzt war er rings um Weimar den plündernden Horden entgegengesprungen, hatte ihnen die geraubten Beutel von den Bajonettspitzen gerissen und sie den Eigentümern zurückerstattet. Insbesondere den Bauern von Schwabsdorf, Umpferstedt und Oßmannstedt hatte er geholfen, ihre z.T. völlig niedergebrannten Anwesen wieder aufzubauen. Doch als im Gefolge der Heereszüge Stadt und Dörfer von Seuchen heimgesucht wurden, hatte das Schicksal Falk den härtesten Schlag versetzt und ihm und seiner Frau kurz hintereinander vier Kinder im blühenden Alter entrissen. Wochenlang hatte sich der leidgeprüfte Vater voller Verzweiflung gegen das Furchtbare aufgebäumt. Da war der leise, doch unüberhörbare Ruf an sein Ohr gedrungen, er, der seine eigenen Kinder verloren habe, solle sich nun jener armen Kinder annehmen, die eltern- und heimatlos auf den Landstraßen umherirren. Er hatte sich ihm nicht versagt, vielmehr noch im Jahre 1813 die 'Gesellschaft der Freunde in der Noth' begründet und allerorten durch das Kriegsgeschehen verwaiste und verwahrloste junge Geschöpfe aufgespürt, die er z.T. in eigene Kost und Pflege nahm, z.T. ehrlichen Handwerksmeistern anvertraute, wobei er selbst für die Erziehung, die religiöse Unterweisung und den Elementarunterricht sorgte. Rückschläge waren nicht ausgeblieben und hatten sein Rettungswerk mehr als einmal in Frage gestellt. Um die erforderlichen Unterhaltskosten aufzutreiben, hatte er immer wieder Sammlungen in der Bürgerschaft veranstalten und Bittgesuche an die Ständevertretung richten müssen.

Zur Stunde drückten ihn gerade bitterste Sorgen danieder, hatte ihm doch der Präsident der landschaftlichen Deputiertenkammer zu verstehen gegeben, dass mit einer finanziellen Unterstützung von seiten des Großherzogtums in diesem Jahr nicht mehr zu rechnen sei. Daheim ging der Feuerungsvorrat zur Neige, und er besaß keine Mittel mehr, um die erforderliche Menge Brennholz für den Rest des Winters zu kaufen. Drei seiner Zöglinge hatten das Weite gesucht und damit jenen Spießbürgern wieder einmal Wasser auf die Mühle gegossen, die über Falks, wie sie es nannten, "philantropische Narretei" schon immer die Nase gerümpft hatten.

Als er in seiner Wohnung eintraf, wandte sich ihm das verhärmte Antlitz von Frau Karoline bang forschend entgegen:
"Wo sollen wir bloß das Geld hernehmen, um den Kindern etwas auf den
Gabentisch" legen zu können, Hannes?"
"Frag m i c h doch nicht, Weib", erwiderte der Mann, "wenn's Gott uns nicht schickt, so weiß ich dir keinen Rat."
Seine sonst schier unerschöpfliche Tatkraft schien wie gelähmt. Er verzichtete auf die Mittagsmahlzeit. Entmutigt ließ er sich in seinen Schreibtischsessel fallen, stemmte die Arme auf die Lehne und vergrub das vorgeschobene Kinn tief in den gefalteten Händen. Grübelnd mochte er wohl eine Stunde so dagesessen haben, als kräftiges Läuten von der Hofseite ihn aufschnellen ließ. Ein hoch mit Knüppeln und Stämmen beladenes Fuhrwerk hatte sich durch die Toreinfahrt gezwängt. Klirrend stampften die Hufe zweier muskulöser Zuggäule auf den hartgefrorenen Boden. Ein Mann in grobem Lodenwams trat vor das Gespann, als Falk das Fenster öffnete, und lüftete ungelenk seine Kappe:
"Gott zum Gruß, Herr Rath! Ich bin der Bauer Hilfferich aus Umpferstedt. Heint in der Frühen war ich mit Gebhardts Emil und Gumbrecht-Richarden draußen in'n Holze. Und da wir nu g'hört hatten, dass es beim Herrn Rath heuer mit der Fierung so vonnöten sei, sind wir halt of'ne Idee gekommen. Ich sagte zu Emiln: 'Emil', hab ich gesagt, 'jetze schaff'n wir'm gleich mal ene Fuhre nei. Der Herr Rath hätt' uns ja och so g'holfe Anno Dreizehn, wo de Franzosen alles verwüste taten.' Na ja, und was das junge Volk is', das will zum Feste doch och en schön' warm' Stübche habe."
Falk stürmte hinunter. Tränenden Auges umhalste er den wackeren Landmann, um alsogleich Anordnungen für das Abladen zu geben, bei dem die größeren und körperlich robusteren seiner Zöglinge mit zupacken mussten.
Kaum war das Geschirr wieder zum Tor hinausgerumpelt, als ein Postbote auf Falk zutrat und ihm ein mit dem schwungvollen Firmenaufdruck 'Friedrich Arnold Brockhaus, Leipzig' versehenes Kuvert überreichte. Hastig riss er die Lasche auf und wollte seinen Augen kaum trauen, teilte ihm doch Herr Brockhaus höchstpersönlich mit, er habe sich nach langem Zögern dazu entschlossen, eine dreibändige Gesamtausgabe seiner Werke herauszubringen. Über eine Abschlagsumme von 600 Thalern könne er, Falk, umgehend verfügen.
"Hurra! Jetzt sind wir gerettet, jetzt können wir fröhliche Weihnachten feiern." Jubelnd sprang der Legationsrat trotz seines schon gesetzteren Alters gleich zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinauf zu Frau Karoline, die die Zusammenhänge noch gar nicht ganz zu erfassen vermochte und ihm nur ein blasses, verheultes, strubbelköpfiges Bürschchen zuschob:
"Er ist wiedergekommen, Hannes."
Es war Peter, sein besonderes Sorgen- und Schmerzenskind. Immer hatte sich dieser arg verwilderte Junge voller Trotz und Widerwillen seinen Weisungen widersetzt, hatte ihn belogen und bestohlen und nie auch nur die Spur von Reue gezeigt. Vor zwei Wochen war er zudem noch bei Nacht und Nebel verschwunden. Als sich nun der junge Landstreuner auf den verharschten und vereisten Straßen Thüringens die Füße wundgelaufen und kaum mal von mildtätiger Hand ein Stück Brot zugesteckt bekommen hatte, musste sich der Groll in ihm gewendet und musste er tief in sich verspürt haben, wie treulich sein Pflegevater in Weimar doch allezeit für ihn gesorgt hatte; denn kurz hinter Kölleda hatte er seine Schritte gradwegs wieder zurück nach der Stadt an der Ilm gelenkt. Und nun stand er stockend und schluchzend vor dem ehemaligen Danziger Perückenmacherlehrling:
"Ich will's nie, nie wieder tun, güter Herr Rath. 0, verzeihe Er mir! Ich weiss jetzt, Er hat es stets nur gut mit mir gemeint."

Falk ließ seine Hand schwer auf der zuckenden Schulter ruhen. Nach einer Weile ernsten Schweigens fand er die Worte:
"Wie uns Herr Jesus in seinem Gleichnis lehrt, hat sich der Vater seines verlorenen Sohnes erbarmt. So will ich dich denn auch nicht verstoßen, sondern wieder bei mir aufnehmen. Und nun geh flugs zur Mutter und lass die deine Sachen auswechseln! Die haben es nötig."
Ein urmächtiges Glücksgefühl überströmte Falk. Freudig erregten Schrittes durchmaß er sein Zimmer. Dabei kam ihm plötzlich jene eigentümlich einschmeichelnde Weise ins Gedächtnis, die er am Morgen in der Esplanade von den durchreisenden Straßensängern vernommen hatte. Er versuchte sie nachzusummen und nachzupfeifen. Erst wollte es nicht so recht gelingen. Als er jedoch zum dritten Male ansetzte, fand er die richtigen Töne. Er trat vor das Fenster. Draußen begann sich sacht die Dämmerung herniederzusenken. Schneeflocken rieselten auf Dächer und Straßen der Stadt. Vom Turm der St.Peter-und-Pauls-Kirche schollen gedämpfte vier Glockenschläge herüber. Bei diesem trauten Anblick drängte sich aus seinem Herzen der jubelnde Ruf "0, du fröhliche, 0 du selige Weihnachtszeit" in die sonnig-heitere Melodie der sizilianischen Fischer. Als er voller Dankbarkeit für den wunderbaren Wandel dieses Tages in das Sprüchlein noch das Wort "gnadenbringende" einflocht, ließ es sich gar wohl singen. Und allsogleich regte sich der Gedanke: "Könnte das nicht vielleicht ein Weihnachtslied, ein neues Weihnachtslied für meine Kinder werden?"

Rasch warf er die drei kurzen Zeilen auf ein Blatt Papier. Dann aber stockte sein Federfluss. Geraume Zeit sann er angestrengt nach, ob und wie sich wohl das ganze große Weihnachtsgeschehen in einen einzigen knappen Satz bannen ließe. Doch endlich glitt ein Leuchten über seine Züge, und er schrieb nieder, was auch die tiefschürfendste theologische Dogmatik klarer und einhelliger über Weihnachten nicht auszusagen vermag: "Welt ging verloren - Christ ist geboren." Unversehens war die frohlockende Aufforderung, "Freue dich, freue dich, 0 Christenheit! " hinzugefügt.

Nun hielt es Falk nicht länger mehr im Zimmer. Mit bewegter Stimme rief er seine verdutzten Rangen herbei:
"Kinder, ich habe ein neues Lied für Weihnachten. Stellt euch alle hier auf! Wir wollen es doch gleich mal miteinander durchüben."

"0 du fröhliche,
0 du selige
gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Arme, verwaiste und der Verwahrlosung entrissene Kinder sind es gewesen, die als erste dieses Lied zum Christfest des Jahres 1819 mit ihrem Pflegevater angestimmt haben. Längst ist das literarische Schaffen Johann Daniel Falks versunken und vergessen. Dieses Lied aber ist hinausgedrungen in alle Welt und erfreut noch immer die Herzen von alt und jung. Über Weimar und den mitteldeutschen Landen lastet heute manch dunkler Schatten. Doch wie die Geburtsstunde von Bethlehem mit ihrem Lichtschein durch der Zeiten Nacht hell in die Zukunft strahlt, so wird auch dort drüben die frohe Botschaft nicht verstummen, bis Gott sein Werk vollendet hat:

„Welt ging verloren,
Christ ist geboren.
Freue dich, freue dich, o Christenheit!“

Anmerkung.
Vorstehende Schilderung ist einer älteren Vorlage, die ich 1952 oder 1953 in einer Weimarer Zeitung gelesen, aber nicht aufbewahrt hatte, aus dem Gedächtnis nacherzählt worden. Der Annahme, italienische Straßensänger hätten die Melodie nach Weimar gebracht, kommt allerdings keine hohe Wahrscheinlichkeit zu, da die Noten bereits der Herderschen Volksliedersammlung entnommen werden konnten. Dass die schlichten Verse des Liedes aber nach mehreren hilfreichen und nicht zu erwarten gewesenen Geschehnissen entstanden und zuerst von den Kindern des Falkschen Waisenhauses gesungen worden sind, ist jedoch verbürgte Tatsache.

Niederschrift Dezember 1961.

Abgedruckt in: Thüringer Tageszeitung. Heimatzeitung d. Thüringer im In- u. Ausland. Würzburg. Jg. 145.1962, Nr. 24 vom 24. Dez., S. 3.
Wiederabdr. In: Die Reise in den Heiligen Abend. Troisdorf, Der Wegweiser 1965, S. 14-19. (Schriftenreihe f. d. Ost-West-Begegnung. Kulturheft 55.)

"... in meines Herren Hand"

Ein Erlebnis zur Weihnachtszeit

Als ich in der vorigen Woche zu später Nachmittagsstunde mit meinen Kindern, die am lebhaften Getümmel auf dem Weihnachtsmarkt ihren Spaß gefunden hatten, durch die festlich erhellten Verkaufsstraßen der Innenstadt zur Bushaltestelle ging, versanken auf einmal, ohne dass ich mir bis jetzt den unmittelbaren Grund erklären konnte und wohl auch nur für die Spannweite weniger Augenblicke, die aufreizenden Leuchtreklameschriften und die ganze bunte Flimmerpracht in den Schaufenstern hinter einer grauen Wand. Und unversehens begegnete ich mir in den düsteren Dezembertagen des letzten Kriegswinters.

Das Gefangenenschicksal hatte mich damals weit hinter die Wolga in das trostlose Ödland des Uralgebietes nahe schon der Grenze zum asiatischen Kontinent verschlagen. In einer muffigen Erdhütte hockten wir, die Woina-Plenni, mit unseren zerfetzten und zerschlissenen Heeresuniformstücken auf dem Leib und mit gewickelten Lappen an den Füßen vor einer roh aus Backsteinen zusammengefügten Feuerstelle. Den frisch gespaltenen, noch eisüberkrusteten Holzscheiten entquälten sich zischende Flämmchen und erfüllten das dumpfe Loch, in das man uns verbannt, hatte, mit beißendem Qualm anstatt mit wohliger Wärme. Zwei in Kopfhöhe angebrachte Fensterluken gaben zwar den Blick in die Oberwelt frei, doch brach er sich alsbald an einem etwa 3 Meter hohen, mit Stacheldrahtwülsten überspannten Bretterzaun. In regelmäßigen Abständen errichtete Wachttürme, auf denen die Posten mit schussbereiter MPi im Anschlag lauerten, markierten die unüberschreitbare Todeszone. Nur der Wind stieß zuweilen die Fetzen eines von russischen Trupps monoton dahingesungenen Marschliedes über die Planken.

Als nun die Tage nicht mehr recht hell werden wollten und es dem Kalender zufolge auf Weihnachten zuging, bereitete sich unter uns Kameraden eine denkbar niedergedrückte Stimmung aus. Durch die Gefangenschaft war jegliche Verbindung mit unseren Angehörigen in der Heimat unterbunden. Wir wussten nichts über ihr Ergehen, sie wiederum nichts von unserem hiesigen Dasein und unserem derzeitigen Befinden. Zu den wenigen, die den Kopf nicht hängen und es an aufmunternden Worten nicht fehlen ließen, gehörte Heinrich Buchwald. Er war einer der Ältesten von uns. Und da er sich um Kinn und Wangen zudem noch einen grauschimmernden Vollbart hatte wachsen lassen, der ihm trotz seiner zerlumpten Militärklamotten fast den Anstrich patriarchalischer Würde verlieh, nannten wir ihn "Vater Heinrich", zuweilen wohl auch ein wenig despektierlich "Opa". Immer, wenn uns das Heimweh packte oder uns das Gefühl hoffnungsloser Verlassenheit übermannen wollte, pflegte er, der vor seiner Einberufung in einem kleinen Ort am Erzgebirgskamm einer bescheidenen Handwerksarbeit nachgegangen war, eine arg zerfledderte Taschenbibel aus der Feldbluse zu ziehen und bedächtig, mit sorgsamer Betonung einen ausgewählten Abschnitt daraus vorzulesen. Stockend bemühte er sich anschließend, das Gelesene mit einigen handgreiflichen Erläuterungen zu versehen, womit er freilich selten weit gelangte. Hatten sich seine spärlichen Erklärungsversuche erschöpft, senkte er den Kopf und legte die Hände übereinander, um ein Gebet zu sprechen. Und da warf er ganz ungehemmt alles, was uns hier bedrängte und bedrückte, Gott gleichsam vor die Füße. Aber auch zu danken vergaß er darüber nicht. Selbst die mehr als spärliche Gefangenenkost, die uns weder satt noch froh machen konnte, schloss er in seine Danksagung mit ein. "Seht mal", sagte er hernach in seiner einfältigen Sinnesart, "von unserem Herrgott haben wir alles, ob es nun viel ist oder wenig." Doch geradezu beschwörend hob er den Zeigefinger und fügte hinzu: "Ihm sind wir überall nahe, hier aber vielleicht noch näher als daheim im Frieden. Er lässt uns nicht im Stich, wie wir es wohl verdient hätten für all das, was wir in unserem Leben verkehrt gemacht haben."

Nun stand solcher Zuspruch längst nicht nach dem Sinn aller Kameraden. Da war der lange Karl Ankersen, der zwar in der Geste gönnerhafter Herablassung, doch nicht ohne gereizten Unterton Heinrich Buchwald mit den Worten auf die Schulter hieb: "Na, Vater, nun hör' bloß mal mit deinem from-

men Getöns auf, sonst werden wir hier noch ganz und gar fimmelig!" Und Hermann Zweiling, der im Zivilleben einen beachtlichen kaufmännischen Posten bekleidet und sich als vermeintlich Höhergestellter besonders schwer in das entbehrungsreiche Gefangenenleben zu schicken vermocht hatte, knurrte dazu giftig durch die Zähne: "So ein geistiges Kleinrentnertum! 'Wir wollen dem lieben Heiland danken...' - also, Mensch, wenn ich solchen Koks schon höre, steigt in mir nachträglich noch der Kaffee vom Konfirmationssonntag hoch."

Ingrimmige Reden dieser oder ähnlicher Art beglich der biedere Mann jedoch nie mit gleicher Münze. Das einzige, was er hin und wieder als Antwort vernehmen ließ, bestand in der Anfangsstrophe eines Gesangbuchliedes, die er leise, aber mit einem gewissen feierlichen Nachdruck aufsagte:

> Ich steh' in meines Herren Hand
> und will drin stehen bleiben;
> nicht Erdennot, nicht Erdentand
> soll mich daraus vertreiben.
> Und wenn zerfällt
> die ganze Welt,
> wer sich an ihn
> und wen er hält,
> wird wohlbehalten bleiben.

Wenige Tage vor Weihnachten aber ging es mit Vater Heinrichs Kräften sprunghaft bergab. Das Fleckfieber oder eine ähnliche schlimme Krankheit hatte ihn befallen und seinen Körper so geschwächt, dass er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Zuweilen redete er verworren und zusammenhanglos. Seine Brotrationen rührte er kaum noch an. Mit verzichtender Gebärde überließ er sie den Kameraden, die gierig darüber herfielen. Lediglich wenn der sogenannte Tschai (Tee), ein abscheulich schmeckendes Gesöff aus gekochten Fichten- bzw. Kiefernnadeln, ausgegeben wurde, belebten sich seine Züge. Zitternd umfassten seine Hände die verbeulte Blechbüchse mit dem heißen Trank und zogen sie verlangend an die Lippen.

Es kam der traurigste Heilige Abend unseres Lebens. Wohl aller Gedanken kreisten um die Lieben in der fernen Heimat, um Ehefrau, Kinder, Eltern, Geschwister oder Braut. Ein paar Kiefernbüschel, die wir an den hölzernen Stützpfeilern unserer Erdhütte befestigt hatten, bildeten den einzigen weihnachtlichen Schmuck. Wohl ließ es sich ein Kamerad nicht nehmen, Weihnachtslieder anzustimmen und uns zum Mitsingen zu bewegen, aber lediglich '0 Tannenbaum' brummten einige verhalten mit. 'Stille Nacht, heilige Nacht' erstarb dagegen in der Kehle. Wer vermochte hier auch zu singen in dieser elenden Dreckhütte, brutal getrennt von allem, was uns lieb und wert war? Vater Heinrich lag schwer atmend auf einer isolierten Krankenpritsche. Der Blick seiner Augen irrte glasig und unstet umher. Hätte ihn das Fieber nicht niedergerungen, wäre er wohl aufgestanden, hätte die abgegriffenen Seiten seiner Taschenbibel aufgeblättert und uns mit der Macht biblischer Verheißung aus der Mutlosigkeit aufzurütteln versucht. Kurz bevor die Naphta-Funzeln ausgeblasen wurden, gewahrte ich nur noch, wie der Schwerkranke die Hände gefaltet hielt und offensichtlich ein langes Gebet vor sich hinsprach. Verstehen konnte ich kein Wort; doch schien sein Atem hernach etwas ruhiger zu gehen.

Am nächsten Morgen zu der Stunde, wo in der Heimat wohl gerade die Glocken zur Christmette läuteten, riefen uns die Wachmannschaften ungewöhnlich früh zum Zählappell hinaus. Säuberungstrupps für die Baracken wurden eingeteilt und alle, die nur einigermaßen laufen konnten, in die Lagersauna zur Entlausung geschickt. Der Natschalnik, der russische Lagerkommandant, hatte sich zu einer Inspektion angesagt. Wir waren mit dem Reinigen noch nicht fertig, als er auch schon unter lautem Räuspern und Poltern durch die knarrende Barackentür trat. Nur mühsam musste sich der massige Leib in die eckig zurechtgestückte Offiziersuniform gezwängt haben. Lässig tippte die Kuppe seines Zeigefingers an den Rand der tief in die Stirn gewuchteten Schirmmütze. Aus seinem Mund presste sich ein guttural-heiseres "Gutt Morrgen!" hervor. Trotz seiner Körperfülle durchmaß der Gewaltige

auffallend behände den Mittelgang, verpasste fluchend einem stehengebliebenen Kehrrichteimer einen so gepfefferten Tritt, dass er gleich durch die halbe Baracke kollerte und seinen Inhalt breit verstreute, und wandte sich dann ganz sprunghaft einzelnen Gefangenen mit der Frage zu: "Kak' zdorov'e? Charosch'?" (Na, geht es gut?) Daraufhin bekam er nichts als Klagen zu hören, Klagen über die erbärmlichen Wassersuppen, über die für den harten russischen Winter völlig unzureichende Bekleidung, über die eindringende Feuchtigkeit in der Erdhütte und über noch vieles andere mehr. Sie beeindruckten ihn aber in keiner Weise. "Nitschewo" (Das macht doch nichts), erwiderte er nur. Und an seinen abweisenden Handbewegungen ließ sich unschwer voraussehen, dass sich an den Verhältnissen im Lager so bald nichts ändern werde.

Schließlich trat er auch an die Pritsche von Heinrich Buchwald, der sich unter Anstrengungen aufgerichtet hatte. Ihm galt die gleiche Frage wie zuvor den anderen: "Kak' zdorov'e? Charosch'?" Nach kurzem Zögern flüsterte der Kranke keuchend, doch vernehmbar: "Ich möchte dem Herrn Kommandanten nur schön danken für den guten Kieferntee, den wir hier bekommen. Ach, der tut mir so wohl." Dann sank er zurück. Der Natschalnik verkniff nach Übersetzung der Worte das Gesicht: "Ja ne ponimaju" (Das verstehe ich nicht), donnerte er barsch. Der Kapo unserer Baracke, der zugleich den Dolmetscherdienst versah, wiederholte das Gesagte noch einmal. "Ja ne ponimaju", beharrte der Sowjetmensch abermals, diesmal aber stierwild. Dann fuhr er, plötzlich deutsch radebrechend, auf Vater Heinrich los: "Du schweijgen! Russki Soldat niicht verste'en Spaß." Um den Zornesstrahl abzuwenden, ließ sich der Kapo rasch noch mal vernehmen und raunte dem Natschalnik etwas ins Ohr, das auf deutsch wohl so viel heißen mochte wie: "Chef, der Alte hier ist sehr krank und hat nicht mehr alle Sinne beisammen." Daraufhin glättete sich dessen finstere Miene und lief in ein breites Grinsen über. *"A,* tak', takt, charoscho" (So, so, na ja, dann ist es gut), brach es aus ihm heraus, und mit einem gewaltsamen Ruck steuerte er dem Ausgang zu.

Zwei Tage später hatte Vater Heinrich ausgelitten. Als ich ihn wenige Stunden vor seinem Hinscheiden töricht genug gefragt hatte, ob er sich denn jetzt, wo das Fieber nachzulassen scheine, wieder etwas wohler fühle, hatte er zunächst nichts, dann aber mit matter, fast fremdartig klingender Stimme erwidert: "Danke, Kamerad. Es muss gehen." Das Letzte aber, was sich der Sterbende an Worten abgerungen hatte, war noch einmal jener ihm so tröstliche Liedervers aus dem Kirchengesangbuch gewesen: "Ich steh in meines Herren Hand." Nur diese erste Zeile hatte er, kaum noch verständlich, stammeln können. Und doch war damit alles gesagt.

Als die Träger den Leichnam fortgeschafft, als sie unter strenger Bewachung in einem abgetrennten Geländestreifen außerhalb des Lagers mit verdrossener Hast die nun schon zur täglichen Gewohnheit gewordene Tätigkeit des Eingrabens verrichtet hatten, stand ich grübelnd und fröstelnd vor der Fensterluke und starrte in den eisgrauen Dezemberhimmel. Hermann Zweiling gesellte sich zu mir. Er mochte geahnt haben, wem meine Gedanken nachhingen, und schien mich herausfordern zu wollen: "Tja, Kleiner, nun hat es den Opa doch erwischt. Und alles Beten hat ihm nichts genützt. Gegen dieses verfluchte Hundelager, was konnte sein Gott dagegen schon ausrichten!" Aber diese Sätze bargen mehr als Hohn und Spott. Aus ihnen loderte hasserfüllte Verzweiflung über die Ausweglosigkeit des Lebens schlechthin.

Noch ehe ich ein Wort entgegnen konnte, schaltete sich der dicht hinter uns stehende Klaus Frölich, im zivilen Leben Volksschullehrer und diesem Beruf mit großer Leidenschaft verbunden, in unser Gespräch ein. "Da irrst du aber mächtig, Kumpel", beschied der hier im Lager wegen seiner objektiven und auf Ausgleich bedachten Denkweise sehr geschätzte Mann den Verbitterten,

"Vater Heinrich ist nicht gestorben, weil sein Gott ihm nicht hat helfen können, sondern er ist in der Überzeugung gestorben, dass sein Gott ihm bereits geholfen hat. Und das ist doch wohl ein Unterschied." Er reckte seine abgemagerte Gestalt, dass sie noch um etliches hagerer erschien als ohnehin schon, rückte die Nickelfassung seiner Militärbrille zurecht und fuhr dann fort: "Ich gebe zu, seine An-

dachtstunden sind mir zuerst auch ziemlich auf den Wecker gefallen. Aber jetzt zu Weihnachten, das wir fern aller gewohnten Gemütsseligkeit begehen mussten, ist es mir doch ein wenig aufgegangen, was es eigentlich so auf sich hat mit Gott und mit unserem Leben hier. Ich meine", und dabei drückte er im Nachdenken den rechten Handrücken leicht gegen die Spitze des Kinns, während er die folgenden Worte mit kreisender linker Handbewegung zu unterstreichen suchte. "die Geburtststunde von Bethlehem hat die Welt tatsächlich auf eine ganz neue Ebene gehoben, hat sie anders gemacht, wenngleich sie rein äußerlich noch immer dieselbe ist." Für einen Augenblick furchte sich seine Stirn. Dann glitt jedoch ein versonnenes Lächeln über seine Lippen. Er packte Hermann Zweilings Arm: "Ich spintisiere nicht, Kamerad. Aber ich glaube es jetzt: Gott hat das Kind in die Armseligkeit dieser Welt geschickt, um der Menschheit, um jedem einzelnen Menschen seinen Friedens-, seinen Erlösungswillen kundzugeben. Das lässt uns doch wieder Mut fassen, auch hier, gerade hier, selbst wenn wir vor Kälte, vor Hunger oder Krankheit umkommen sollten. Wer dem Kind in der Krippe vertraut, hat den Wellenschlag der höheren, gerechteren und friedlicheren Weltordnung bereits in sich aufgenommen. Der vermag hier selbst das grausigste Elend noch geduldig, ja dankbar zu ertragen." Nach kurzem Innehalten fügte er leiser hinzu: "Vater Heinrich ist fürwahr einen jammervollen Tod gestorben. Doch indem er bis in seine bittersten Stunden von einer ungebrochenen inneren Freude und Zuversicht erfüllt blieb, hat er uns wohl nachdrücklicher als zuvor mit seinen unbeholfenen Worten auf denjenigen hingewiesen, dessen Geburt wir jetzt gedenken und der - wie sagt es doch die Bibel - der Weg, die Wahrheit und das Leben ist."

Wir schwiegen und spähten durch die Fensterluke in die angebrochene Dunkelheit. Ein rauer Steppenwind rüttelte an den Flanken des Lagerzaunes. Gespenstig hallte der Zuruf der Posten von den Wachttürmen. Klaus Zweilings Gesichtszüge verrieten zwar keine Bewegung, die leicht feuchten Augenränder gaben aber doch zu erkennen, dass er im Inneren von dem soeben Gesprochenen nicht ganz unbeeindruckt geblieben war.

Da zupfte plötzlich ein Händchen am Ärmel meines Mantels. Und ein helles Stimmchen rief: "Vati, gehn wir denn nun nach Hause?" Ach, richtig, ich stand ja auf der Hauptstraße. Noch immer blitzte und blinkte die Leuchtreklame ringsum. Noch immer rauschten die Kraftwagen fast pausenlos über den spiegelnden Asphalt. Für einen Augenblick schien aber noch so etwas wie ein Schleier über mir zu schweben; denn erst meine eigene Antwort rief mich wieder ganz in die Gegenwart zurück: "Doch, Kinder, natürlich. Mutti wartet schon auf uns und hat uns ganz gewiss noch ein Stück Kuchen aufgehoben."

Niederschrift November 1962,
überarbeitet November 1963.

Abgedr. in: Ostfriesischer Sonntagsbote. Wittmund.
Jg. 93.1963, Nr. 51 vom 22. Dez., S. 579-581.

Im Schatten der Siegerin

Volkslauferlebnis eines Seniorenklässlers

Zugegeben: Ein Ass auf dem Fußballfeld oder der Aschenbahn war ich nie gewesen, und die Noten, die ich im Fach Leibeserziehung einst nach Hause gebracht hatte, zählten nicht gerade zu den glanzvollsten. Gleichwohl blieb ich am sportlichen Geschehen auch ohne aktive Mitgliedschaft in einem Verein zeitlebens recht interessiert. Selbst heute noch nimmt das Studium der für Normalbürger meist unergiebigen Montag-Ausgabe der Zeitung eine unverhältnismäßig große Zeitspanne in Anspruch.

Kürzlich aber hatte mich die Aufforderung an alle Bewohnerinnen und Bewohner unseres Ortes, sich nach der nicht gerade gesundheitsdienlichen Motorisierungswelle wieder stärker körperlich zu betätigen und an der jedermann zugänglichen Volkslaufveranstaltung im Stadtforst mit teilzunehmen, voll gepackt. Gewandert bist du schließlich immer gern, warum solltest du da nicht auch mal aktiv an solch einer Veranstaltung, die für eine gute Sache zu werben sucht, mitwirken? sagte ich zu mir.

Freilich so ganz ohne innere Hemmungen fand ich mich am Ausgangspunkt, dem Waldstadion, nicht ein. Außer ein paar ziemlich ausgebeulten Turnschuhen besaß ich als sportlich Unorganisierter keine zünftige Ausrüstung. Shorts und eine kurzärmelige Hemdbluse sollten für das Unterfangen doch ausreichend sein, hatte ich gedacht, musste nun aber mit Schrecken erkennen: Kaum ein Zweiter war in solchem Räuberzivil hier aufgekreuzt wie ich. Überdies hatte bei der häuslichen Verabschiedung die zweifelnd emporgezogenen Brauen meiner lieben Ehehälfte angedeutet, dass sie von Weisheit und Verstandeseinsicht ihres Gemahls, zumindest zu dieser Stunde, nicht sonderlich überzeugt zu sein schien.

Nichtsdestotrotz schlenderte ich mit vorgespiegelter Gelassenheit über die Rasenfläche des Sportplatzes so, als gehörte ich immer hierher und als sei es die alltäglichste Sache der Welt, sich hier solch einer Leistungsprüfung zu unterziehen. Im Anmeldungsraum, wo es etwas gedrängt und hektisch zuging, entrichtete ich den geforderten Obolus und nahm die Startkarte in Empfang. Da ich mir, völlig untrainiert wie ich war, nicht zutraute, auf Anhieb 10 km laufend, d. h. im Rennschritt, zurückzulegen, hatte ich mich nicht bei den Läufern, sondern bei den Gehern eintragen lassen. Schließlich waren wandernd von mir schon wesentlich längere Strecken bewältigt worden. Dass das sportliche Gehen allerdings so seine Tücken und wenig Gemeinsames mit einem herkömmlichen Spaziergang hat, sollte ich alsbald erfahren.

Nach einiger Zeit dröhnte es über das ganze Gelände aus den Lautsprechern: "In 10 Minuten starten die Seniorenklassen II und III und die Damenklassen I und II zum 10-km-Volksgehen. Wir bitten alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer, sich zum Startplatz zu begeben." Ich folgte dem Ruf und heftete mir die Berechtigungskarte an die Brust. Ein Obmann versah sie rasch noch mit einem Sichtvermerk. Beim Gruppieren hinter der Startlinie musterte ich mehr oder minder verstohlen die Schar der Mitbewerber. Ein recht buntgemischtes Feld, stellte ich fest. Bullige Altherrenfußballer standen neben schon ergrauten hageren Gestalten, teils bebrillten, teils unbebrillten, doch jeweils betont sportlich sich gebärdend. Auch ein paar Frauen hatten sich mit eingefunden. Ein in der vordersten Reihe postiertes, rank gewachsenes und recht athletisch gebautes Mädchen mit wehendem braunen Haarschopf, das sich lebhaft gestikulierend und lachend mit den Nebenleuten unterhielt, fesselte für einen Augenblick meine Aufmerksamkeit. Dann aber fieberte ich dem Startzeichen entgegen.

Ganz nach klassischer Art erfolgte dieses mit Pistolenschuss. Rasch stob der Pulk auseinander. Während die meisten Gestarteten in gekonnter Gehermanier von dannen eilten, geriet ich mangels Beherrschung der Technik mit meiner hackigen Gangart rasch ins Hintertreffen. Doch bald nach dem Verlassen des Sportplatzgeländes hatte ich mich ein wenig gefangen. Einige der älteren Kämpen, die wohl etwas zu forsch losgeschritten waren, vermochte ich zu überholen. Die Spitze war allerdings

längst entschwunden, doch langsam und stetig schlenzte ich mich weiter nach vorn. Die Sache begann, mir Vergnügen zu bereiten.

Nach gut 20 Minuten Gehzeit glaubte ich, wenigstens alle weiblichen Konkurrentinnen hinter mich gebracht zu haben, als ich noch ein gehöriges Stück vor mir jenes vorhin erwähnte Mädchen mit den flatternden brünetten Haaren erspähte. Donnerwetter, durchfuhr es mich da, schreitet die aber aus! Mensch, krach mal gehörig ran, vielleicht erreichst du die noch, war der nächste Gedanke. Doch die Distanz verminderte sich mitnichten. Verflixt und zugenäht, sollte das denn wirklich nicht möglich sein?! Jetzt reiß dich mal gehörig am Riemen, so stachelte die Stimme des Ehrgeizes mich erneut an. Ich vergaß alle vernünftigen Vorsätze und ließ die Regel, dass beim Gehen ein Fuß immer den Boden zu berühren hat, ganz außer Acht. Völlig regelwidrig begann ich loszurennen. "He, Mensch, Gehen ist hier angesagt, nicht Bolzen!! So einer wie du sollte auf der Stelle disqualifiziert werden", rief ein Teilnehmer, den ich überspurtet hatte, erbost hinter mir her. Unverschämt, mich hier gleich so mir nichts, dir nichts in der zweiten Person anzureden! In der Sache selbst hatte der gute Mann freilich völlig Recht.

So glitt ich denn wieder ins gebotene Schrittmaß zurück. Als der Zürnende nach einer Kurve sich nicht mehr in Blicknähe befand, geriet ich jedoch unversehens wieder ins Lauftempo. Andere, die ich dabei überholte, waren weniger pingelig und achteten meiner nicht weiter. Mehr schlecht als recht kam ich so meinem irrsinnigen Vorhaben, mit der Voranstürmenden gleichzuziehen, ein ganzes Stück näher. Mit zügigen, raumgreifenden Schritten hatte diese gerade eine kleine Gruppe männlicher Teilnehmer, durchweg rüstig erscheinende Sportsleute und alles andere als Pappfiguren, passiert. Die schienen den Überholvorgang jedoch gar nicht so tragisch zu nehmen. Im Gegenteil: Sie boten der ein blaues Trikot mit der Aufschrift 'TuS Neustadt' Tragenden sogar eine Schneise zum besseren Durchgelangen. "Hallo, Uschi! Wacker, wacker!" riefen sie ihr anerkennend zu.

Als auch ich die Gruppe erreicht hatte, wies ich mit ausgestrecktem Arm nach vorn und haute mit keuchendem Atem die Bemerkung heraus: "Sollen wir uns von dieser Frauensperson hier denn jeden Schneid abkaufen lassen? Die muss doch noch zu schaffen sein!" "Na, da übernehmen Sie sich man nicht, mein Herr", erwiderte da einer von ihnen, etwas abschätzig mein nicht gerade zunftgerechtes Outfit musternd. Wie ein Einheimischer einen unerfahrenen Touristen, der sich ein allzu abwegiges Fernziel in den Kopf gesetzt hat, belehrt, so tat es hier der Sprechende mir gegenüber: "Uschi Strack ist nämlich Extraklasse und überall, wo sie startet sehr erfolgreich, müssen Sie wissen. Die schlägt so schnell keiner."

Irgendwie gelang es mir dann, mich dieser Gruppe zu entwinden und inzwischen verlorenen Boden auf die vor mir Dahineilende wieder gutzumachen. Bald trennten mich von ihr nicht viel mehr als 15 bis 20 Meter. Ich vermochte diese Distanz allerdings nur durch immer wieder zwischengesteuerte unerlaubte Laufschritte zu halten. Auf dem nun erreichten Wanderweg zwischen zwei Teichanlagen begegneten uns zahlreiche Sonntagsspaziergänger. Sie wichen meist respektvoll zur Seite,. wenn die schwer durchatmenden Wettkämpfer mit Schweißperlen auf der Stirn vorbeihasteten. Ich vernahm, wie einer aus ihren Reihen sich überrascht äußerte: "Da vorn ist ja sogar eine Frau mit dabei! Und wie die loslegt!".

Später zog die Strecke ziemlich steil an. Hier witterte ich meine Chance. Als ziemlich leicht gebauter Person hatte mir das Erklimmen von Bergeshöhen kaum je besondere Schwierigkeiten bereitet. Ich versuchte nun, gewissermaßen eine kleinere Übersetzung einzuschalten, d. h. die Schrittlänge zu verkürzen, den Wechsel aber gleichzeitig zu beschleunigen, so dass im Endeffekt ohne wesentlich größeren Kraftaufwand als auf der flachen Strecke das bisher angeschlagene Tempo annähernd beibehalten werden konnte. Meine Rechnung schien aufzugehen. Die wohl einiges Gewicht mehr auf die Waagschale bringende Athletin aus Neustadt musste jetzt doch etwas zurückpflocken, und ich vermochte zum ersten Mal stolzen Blickes an ihr vorbeizuziehen.

Nach Überwindung der Steigung ging es der Wendemarke entgegen. Ich passierte auf der nun recht sonnigen Strecke noch ein paar männliche Teilnehmer, die nach vermutlich zu rasantem Anfangsgalopp ihrem Alter wohl Tribut zollen mussten. Als ich mich mal wieder umwendete, blickte ich jedoch auf kein anderes Trikot als das des TuS Neustadt. Meine Gegnerin hatte also noch längst nicht aufgesteckt, sondern sich an meine Fersen geheftet. Als ich kurz vor Erreichen der Wendemarke meine Laufkarte zückte, um sie dem dort postierten Kontrolleur für den Sichtvermerk vorzuweisen, erhielt ich auf einmal einen ziemlich unsanften Rempler verpasst. Mit einem gewaltigen Satz hatte mich der Neustädter Wirbelwind doch noch vor diesem Punkt abfangen wollen, war aber um den Bruchteil einer Sekunde zu spät gekommen und dabei ins Stolpern geraten. "Na, na, na", bremste der Kontrolleur, "nicht gar so stürmisch, meine geschätzten Damen und Herren!"

Nach diesem Vorfall aber setzte sich das weibliche Energiebündel sogleich wieder an die Spitze. Dabei faszinierte mich - ob ich es mir eingestehen wollte oder nicht - die gazellenleichte, geschmeidige und doch so kraftvolle Gangart meiner Konkurrentin. Ich selbst musste mit allen erlaubten und weniger erlaubten Mitteln zusehen, den Anschluss nicht gänzlich zu verlieren. Bald tauchten die ersten Nachzügler der zehn oder noch mehr Minuten vor uns gestarteten Gehergruppen auf, darunter ein Beinversehrter, der trotz seiner sichtlichen Behinderung die strapaziöse 10-km-Strecke auf sich genommen hatte. Er applaudierte der vor mir Dahinschreitenden begeistert zu: "Ach, da kommt ja schon unsere Uschi! Du bist Klasse, Mädchen!" Wenig später zogen wir an einem gleichfalls vor uns gestarteten stramm marschierenden uniformierten Verband der in der Nähe stationierten Panzereinheit vorbei.

Als der Weg aus dem Talgrund über einen weiteren Hügel führte, schien noch einmal meine Stunde zu schlagen. Es gelang mir, mit meinem berggängigen Schrittmaß wieder Boden gutzumachen und die so Erprobte und Erfolgreiche sogar erneut ein Stück hinter mich zu verweisen. Auf ebener Strecke rückte sie mir aber alsbald wieder näher und näher. Als sie an mich herangekommen war, bekundete ich in einer Mischung aus Resignation und ehrlicher Bewunderung: "Sie sind ja einfach nicht abzuschütteln!" Als Antwort erfolgte zunächst nur ein herzhaftes, auffallend frisches Lachen, dann aber, als wir Kopf an Kopf in die asphaltierte, nach dem Waldstadion führende Straße einbogen, sagte sie ganz schlicht: "Es macht richtig Spaß, hier hat man wirklich einmal echte Konkurrenz." Was für ein Lob aus dem Munde einer so versierten Kämpferin für mich stümperhaften Anfänger älteren Baujahres!

Offensichtlich wollte sie mir jetzt nicht gleich wieder ihre Hinteransicht präsentieren, sondern ließ mich eine Weile Schritt halten. Als sich ein Stück vor uns noch ein Nachzügler aus der Vorgruppe dem Ziel entgegenquälte, forcierte sie aber das Tempo. Dabei spornte sie mich regelrecht an: "Kommen Sie, den packen wir auch noch!" Wie dieses "Wir" sich anhörte! Das hieß doch so viel wie, trotz sportlicher Gegnerschaft als Partner gleichgeachtet und für voll genommen zu werden. Ich fühlte mich geradezu geadelt.

Der Rest ist rasch erzählt. Nach diesem gemeinsamen Überholmanöver war das burschikose Mädchen allerdings nicht länger mehr zu halten. Jetzt legte sich in mir aber auch der verzehrende Drang, unbedingt folgen zu müssen. Uschi war nun mal die an Jahren viel Jüngere, zudem sportlich voll durchtrainiert und ganz einfach eben schon die Leistungsstärkere. So ein angejahrter Seniorenkläss-ler wie ich sollte sich damit wohl abzufinden wissen. Rasch vergrößerte sich ihr Vorsprung. Wo sie vorübereilte, streckten sich ihr beifallklatschende Hände entgegen.

Schon beim Erreichen des Stadionstores tönte es aus den Lautsprechergehäusen: "Achtung, Achtung! Soeben ist die Erste der Damenklasse, Ursula Strack vom TuS Neustadt, im Stadion eingetroffen. Uschi ist die Vorjahressiegerin ihrer Klasse und hat heute früh bereits den 1000m-Lauf der Frauen überlegen für sich entschieden." Eine Runde musste noch um das in der Mitte gelegene Spielfeld zurückgelegt werden. Als ich endlich am Stadiontor angelangt war, sprintete, von Applaus umbrandet, die zuvor bereits Gefeierte über die Ziellinie. Nochmals ließ sich der Lautsprecher vernehmen:

"Siegerin der Damenklasse I Ursula Strack in der guten Zeit von 1 Stunde und 10 Minuten. Sie war damit schneller als die meisten der mit ihr gestarteten Herren. Herzlichen Glückwunsch!"

Als einer der Geschlagenen kam ich nun angestapft. Jetzt spürte ich erst so richtig, wie die gesamte Gehmuskulatur brannte und schmerzte. Kaum jemand rührte die Hand, während ich die Stadionrunde zurücklegte. Offenbar traute man mir gar nicht zu, soeben die 10-km-Strecke hinter mich gebracht zu haben, und hielt man mich für einen, der nur mal ein bisschen zu üben versuchte. Auf dem mir angezeigten Einlaufstreifen riss ich die Laufkarte ab, bekam den Zeitstempel aufgedruckt und nachfolgend die Medaille für die erfüllte Sollzeit ausgehändigt. "Ganz ordentlich", anerkannte der Zielrichter, "reicht nur leider nicht mehr für einen Silberrand."

Nun, das sollte mich nicht weiter grämen. Jetzt erfüllte mich nur noch der eine Gedanke, meiner prachtvollen Gegnerin, der ich über Streckenabschnitte ein doch recht hartnäckiges Duell geliefert und die mich in der Endphase dann doch recht eindeutig in meine Schranken gewiesen hatte, sportsmanlike und anerkennend die Hand zuschütteln. Aber wie das Leben so manchen wohlmeinenden Vorsatz durchkreuzt, so geschah es auch hier. Plötzlich vernahm ich neben mir eine vertraute Stimme: "Sieh da, der Herr F.!" Ich stutzte und blickte in das lächelnde Antlitz einer jüngeren Arbeitskollegin. Sie wartete zusammen mit ihrem Ehemann auf das Eintreffen ihres Schwiegervaters, den es aus gleichen Motiven wie mich hierher getrieben hatte. Was blieb mir da anderes übrig, als ein paar freundliche Worte mit den beiden zu wechseln. Schließlich empfahl ich mich entschuldigend mit dem Hinweis auf mein verschwitztes Aussehen und dass ich mich noch ein wenig verschnaufen müsse. Uschi war indessen nirgendwo mehr aufzuspüren. Ihre Vereinskameradinnen und -kameraden hatten sie wohl im Triumphzug in die Umkleidekabine oder ein abfahrbereites Fahrzeug geleitet. Noch eine Weile irrte ich kreuz und quer durch den Stadionbereich. Dann gab ich weiteres Suchen auf, schwang mich auf mein Fahrrad und fuhr auf direktem Wege heimwärts.

Mit lautem Hallo empfingen mich die Meinen, sichtlich erfreut und erleichtert, das männliche Familienoberhaupt, wenn auch mit ein paar Blessuren an den Füßen und Spuren körperlicher Ermattung, so doch einigermaßen wohlbehalten wieder um sich zu haben. Die errungene Medaille wurde dabei trotz fehlendem Silberrand eingehend von Vorder- und Rückseite beäugt. Ein wenig nachdenklich ließ ich das an diesem Tag Erlebte noch einmal an mir vorübergleiten. Na ja, so sagte ich selbstkritisch zu mir, mit Ruhm hast du dich ja nicht gerade beträuft, vielmehr nur im Schatten einer strahlenden Siegerin gestanden. Aber, so fügte ich hinzu, kann nicht auch ein Schatten manchmal von recht belebender Wirkung sein?

Dieser kleinen Erlebnisschilderung, die sich genau so, wie niedergelegt, nicht, in Umrissen aber schon entsprechend zugetragen hat, sei hier noch die Anmerkung nachgeschickt, dass der Berichtende nach seinem etwas ungelenken Einstieg in die Volkslaufszene nachfolgend noch an so mancher Veranstaltung dieser Art, wohlweislich aber nicht mehr in der Geher-, sondern in der Läuferkategorie, teilgenommen hat. Die dabei vergossenen Schweißtropfen sind heute nicht mehr zu zählen. Dennoch hielt sich der entfaltete Ehrgeiz aber meist in vernunftgebotenen Grenzen. Auch die inzwischen gesammelte Erfahrung, dass noch manche weitere mitgestartete weibliche Person behender, ausdauernder und erfolgreicher zur Sache zu gehen vermochte als er selbst, hat ihn nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen können. Die Freude an der natürlichen Fortbewegung in abwechslungsreicher Natur stand doch ganz eindeutig im Vordergrund der ausgeübten Betätigung.

Erste Niederschrift Dezember 1972,
Wesentlich überarb. April 2003.

Unveröffentlicht.

Am eisernen Vorhang

2. Kapitel aus der Erzählung 'Der Randsiedler'

"Ein heiterer Morgen - ein verheißungsvoller neuer Tag" - so einen banalen Spruch wie diesen mochte Friedhelm vor sich hingesprochen haben, als er sich nicht allzu früh, aber noch zu guter Morgenstunde von seiner Nachtlagerstätte erhoben hatte, um seine Vorbereitungen für den Ablauf dieses Samstages zu treffen. Das sonst recht ausgedehnte Studium der beilagenreichen Wochenendausgabe der Tageszeitung kürzte er diesmal stark ab, standen doch allerlei Punkte auf dem Programmzettel, allen voran der angekündigte Besuch seines einstigen Schulklassenkameraden Peter Volmar.

Nachdem er mit Staubsauger und Wischtuch noch einmal durch die Räume seines Hauses gegangen war, startete er seinen Wagen und fuhr auf der schon beschriebenen Strecke ins Dorf. Die vom Frühtau noch feuchten Felder glänzten im aufsteigenden Sonnenlicht. Die Bäume entlang der Straße zeigten sich im schon etwas gelichteten, aber noch malerisch buntgefärbten Blättergewand, lose Spinnweben schwebten durch die Lüfte. Die Herbsteszeit war unverkennbar. Als erstes Ziel steuerte Friedhelm das Burggelände am Rande des Dorfes an. In dem nur zum Teil noch erhalten gebliebenen, teils aus Bruchsteinen, teils aus Klinkern gefügten Baukomplex, dessen runden Hauptturm, etwas befremdend anmutend, eine welsche Haube zierte, hatte der Heimatverein von Brockmühlen mit viel Fleiß und Liebe ein bescheidenes, aber sehr stilvoll gestaltetes Orts- und Heimatmuseum eingerichtet. Obwohl in das sonstige dörfliche Leben kaum integriert und bewusst abseits lebend, hatte es Friedhelm doch für angezeigt erachtet, die Bemühungen um das Museum mit zu unterstützen und zu fördern. Insbesondere an den Sonnabendvormittagen fand er sich dort stundenweise ein, um bei Umdekorierungen und der Beschilderung der Schauobjekte zu helfen. Vor etwa drei Jahren hatte er den Text für einen kurzen Führer durch die Siedlungsgeschichte des Ortes und seiner Umgebung verfasst, der in der Eingangshalle zum Verkauf auslag.

Frau Lieberwirth, als Geschäftsführerin des Vereins und seines Museums zugleich auch für dessen Beaufsichtigung und den Kartenverkauf in den Öffnungszeiten zuständig, begrüßte Friedhelm betont freundlich, ja fast erbötig. In ihren Augen schien es eine großartige Sache zu sein, dass sich das Museum auf die Mitwirkung eines studierten Archivars und zudem noch Hobby-Archäologen stützen konnte. Friedhelm selbst dachte in dieser Hinsicht wesentlich bescheidener. So sehr es ihn auf der einen Seite auch schmeicheln mochte, hier, was ihm in seiner beruflichen Tätigkeit sonst wenig begegnete, geachtet, ja bewundert zu werden, so wehrte er sich auf der anderen doch instinktiv gegen die für seine Begriffe allzu aufdringlichen Lobesbekundungen durch diese Dame. Da war eine schroffe Abbürstung durch seine gestrenge Chefin im Betrieb mitunter sogar noch eher zu ertragen.
An diesem Samstag aber gab es ohnehin keine Gelegenheit zu ausgedehnter Unterhaltung. Friedhelm wollte nur mal kurz nach dem Rechten gesehen und sich nach dem Stand der Dinge erkundigt haben, um dann noch einige Erledigungen im Dorf zu tätigen und gegen 11 Uhr in dessen Mitte seinen Schulfreund in Empfang zu nehmen. Als er sich gerade anschickte, die Hand auf die Klinke zu legen, betrat jedoch Lehrer Keppler, ebenfalls freiwilliger Museumshelfer, unerwartet das Gebäude. "Ach, das ist sehr gut, dass ich Sie hier antreffe", eröffnete dieser sogleich das Gespräch. "Ich hätte doch gern mal mit Ihnen einen Termin vereinbart, um mir mit der Naturkundlichen Arbeitsgemeinschaft meiner Klasse Ihre fossile und mineralogische Sammlung etwas eingehender zu betrachten. Ich hoffe doch, dass Sie grundsätzlich damit einverstanden sind. Es handelt sich ja nur um 6 bis 8, allenfalls 10 Schülerinnen und Schüler. Wir werden bestimmt nicht allzu viel Dreck in Ihr Haus einschleppen. Am besten wäre natürlich", so fügte er noch hinzu, "es könnte dies an einem Vormittag in der Woche, möglichst dienstags oder donnerstags sein. Mehr als eine runde Stunde sollten wir dafür nicht veranschlagen."
"Ja, ist mir schon recht, mehr noch: es freut mich regelrecht, wenn ich Ihnen und den Kindern mal etwas von meinen Schätzen vorführen und erläutern darf", erwiderte Friedhelm. "Einen bindenden Termin kann ich Ihnen heute aber noch nicht geben. Da muss ich erst mal mit meiner Chefin Rück-

sprache nehmen, dass sie mich für die entsprechende Zeit im Betrieb auch entbehren kann. Grundsätzlich sollten dem aber keine Hindernisse im Wege stehen. Visieren wir doch schon mal den Dienstag in der übernächsten Woche an, wenn es geht, gleich morgens. Ich melde mich dann telefonisch bei Ihnen, um mitzuteilen, ob es bei dem Datum bleiben kann."

Nach dieser kurzen Begegnung stellte Friedhelm seinen Wagen am Parkplatz bei der Kirche ab, um im marktartig erweiterten Ortszentrum noch ein paar kleinere Einkäufe zu besorgen. Bei der Bewirtung seines Schulfreundes sollte es doch an nichts fehlen. Es hätte Peter Volmar ganz sicher keine Schwierigkeit bereitet, sich bis zu Friedhelms Haus Am Siekholz Nr. 9 hindurchzufinden, doch hatte dessen Besitzer es sich in den Kopf gesetzt, seinen Gast vorab mitten im Dorf zu empfangen, um ihn gleich ein wenig mit der gesamten Örtlichkeit bekannt zu machen. Peter, schon seit vielen Jahren im Schwäbischen ansässig und bis Freitag zu einer Fachtagung nach B, Brockmühlens Kreisstadt, beordert, war es ein Anliegen gewesen, die günstige Gelegenheit beim Schopf zu fassen und den Samstag zu einem ausgiebigen Plausch mit seinem alten Klassenkameraden zu nutzen. Am nächsten Morgen wollte er dann wieder die Heimreise antreten.
Nur wenige Minuten nach dem vereinbarten Zeitpunkt traf Peter, von B kommend, am Treffort ein. Da sich die beiden vor wenigen Jahren im Rahmen eines größeren Treffens der Ehemaligen schon mal wiederbegegnet waren, gab es diesmal keine Erkennungsschwierigkeiten. Sie umarmten sich und klopften sich gegenseitig auf die Schultern. Friedhelm, der den geschulten und versierten Historiker in sich nicht verleugnen konnte, holte nun zu einigen weitgefassten Erklärungen aus und wies mit dem Zeigefinger mal in diese, mal in jene Richtung. An dem wettermäßig heiteren Vormittag präsentierte sich Brockmühlen natürlicherweise in wesentlich klareren Umrissen als das bei der gestrigen Heimfahrt von A bei Eintritt der Dunkelheit der Fall hatte sein können. Seit der Gemeinde- und Gebietsreform vor wenigen Jahren trug die Ortschaft die Bezeichnung Samtgemeinde. Sie war also mit mehreren anderen Dörfern zu einer Großgemeinde zusammengeschlossen, mit rund 2500 Einwohnern aber deren größter Bestandteil, zugleich auch Sitz der Verwaltung. Eines der stattlichsten Häuser im Ortskern diente als Gemeindeamt. In früheren Zeiten nannte sich Brockmühlen Flecken, war also schon lange kein reines Bauerndorf mehr, sondern hatte auch Marktfunktionen mit wahrzunehmen. Am Charakter der Bebauung ließ sich das gut ablesen. Den Raum zwischen alten Gutsgebäuden mit zur Straße gerichteter Giebelseite und mächtigem Deelentor füllten breitseits gestellte, zum Teil auch gewerblichen Zwecken dienende Bürgerhäuser. Neben echten niedersächsischen Schmuckelementen, wie Inschriften auf dem Balkenwerk und über den Torbögen, zeigten sich hier auch manche mitteldeutschen bzw. altmärkischen Einflüsse. Fachwerk fand sich allenthalben vor, unter anderem im Turmaufsatz der im Sockel aus Bruchsteinen errichteten, sehr gedrungen wirkenden Dorfkirche. Auch geklinkerte Hausfassaden boten sich dem Beschauer dar, nicht wenige jedoch in verputztem Zustand oder gar mit neuzeitlichen Eternitplatten ummantelt. Von einem einheitlich geprägtem Dorfbild konnte also keine Rede sein. Was das Handels- und Geschäftsleben anbelangt, so ließen sich eine Hotelgaststätte, ein schlichtes Bierlokal und ein weiterer Getränkeausschank, eine Bäckerei, ein kleines Cafe, eine Fleischerei, ein größeres Lebensmittelgeschäft, ferner ein Haushalts- und Eisenwarengeschäft, ein Buch- und Schreibwarenladen, aber auch eine Apotheke mit Drogerie festhalten. In früheren Jahren mochte es an kleineren Lädchen noch etliche mehr gegeben haben, die Zeit tendierte jedoch auch hier zu den größeren Verkaufsmärkten, von denen sich einer im freien Gelände am Ortsrand bereits etabliert hatte. Sehen wir von dem klobigen Mühlenwerk mit den hohen Silogebäuden und einer Autowerkanlage ab, fehlten industrielle Gebäudekomplexe gänzlich. Immerhin konnte Brockmühlen aber mit Stolz auf die Existenz eines Schulzentrums, eines Kindergartens, eines beheizten Schwimmbades und gut ausgebauter Sportanlagen verweisen. In den Außenbereichen drängten sich allerlei neue Siedlungshäuser, dazwischen ein moderner Kirchenbau, errichtet für die aus den vormaligen östlichen Provinzen stammenden Neubürger katholischen Glaubens. Die allgemeinmedizinische und zahnmedizinische Arztpraxis konnten sich über Patientenmangel gewiss nicht beklagen. Bei dem kleinen Rundgang durch das Dorf wurde Friedhelm ab und an mal von einem Bewohner gegrüßt bzw. war er es, der seinen Redefluss kurz unterbrach und einen Gruß ausrichtete. Allzu viele Personen aber kannte er hier nicht. Die meisten Leute mochten mit dem seltsamen Einspänner drau-

ßen vom Siekholz wohl auch nicht allzu viel anzufangen wissen.

Nach eingehender Inaugenscheinnahme des Ortskerns stellte Friedhelm seinen Gast vor die Entscheidung: "Darf ich dich nun zu einem kleinen Mittagsimbiss in Richters Restaurationsstuben einladen oder hättest du es lieber, wenn wir jetzt zu mir hinausfahren, und wärest du dort mit einer in die Backröhre geschobenen Pizza zufrieden?"
Peter entschied sich spontan für letzteres.
"Ich glaube", so erwiderte er, "vom Dorf hier haben wir erst mal genug. Neugierig bin ich doch vor allem darauf, zu sehen, wie und wo du haust, - und natürlich auch auf die Grenzanlagen."
Damit war ein wichtiges Stichwort gefallen. So wenig sich Brockmühlen auch von anderen Landgemeinden gleicher Größenordnung unterscheiden mochte und so wenige herausragende Merkmale es diesen gegenüber sonst auch aufzuweisen hatte, bestand seine eigentliche Besonderheit doch nicht nur in der unmittelbaren Nähe zur innerdeutschen bzw. deutsch-deutschen Grenze, sondern vor allem auch, was der große Lageplan, vor dem sie zuletzt gestanden hatten, in aller Deutlichkeit demonstrierte, in dem Umstand, dass diese Linie halbkreisförmig um den Ort verlief, er de facto also in östliche Richtung eine Art westliches Bollwerk bildete.

Offenkundig aber lag der Gemeindeführung nicht eben viel daran, den Grenzcharakter hervorzuheben. Es sollte vielmehr alles nach schlichter Normalität aussehen. Lediglich ein Gedenkstein im Ortszentrum, dessen Inschrift mit nach Osten weisender Pfeilrichtung die Anzahl der Kilometer markierte, die Brockmühlen von Berlin trennen, gemahnte an die unheilvolle innerdeutsche Spaltung. Auch stellte sich nun ganz klar heraus, dass die durch das Dorf nach Osten führende Bundesstraße am Ortsausgang tatsächlich mit dem am gestrigen Abend nur schemenhaft wahrgenommenen Sackgassenschild versehen war.
Friedhelm fuhr mit seinem Wagen in sehr gemächlichem Tempo voran, Peter folgte ihm. Bei seinem Haus angekommen, winkte er Peters Wagen in das Innere der Garage und ließ den seinen davor stehen.
"Und nun heiße ich dich nochmals auf das herzlichste willkommen, alter Junge, jetzt aber in meinem eigenen kleinen Reich", eröffnete er das Gespräch, als sie beide in den Sesseln des Wohnzimmers Platz genommen hatten und die Aperitifgläser schwenkten. "Ich freue mich ja so. Wir haben uns doch zweifelsohne eine ganze Menge zu erzählen nach so vielen Jahren."
"Das kann man wohl sagen", gab der Angesprochene zurück. "Ich bin wirklich sehr neugierig auf all das, was ich von dir erfahren werde, und hoffe umgekehrt, dich mit meinen Berichten nicht zu sehr zu langweilen."
Das war gewiss nicht der Fall. Während Friedhelm, eher wortkarg veranlagt, im allgemeinen nur dann in zügigen Redefluss geriet, wenn es galt, Dinge aus seinen engeren Fach- und Interessensgebieten zu erläutern, erwies sich Peter als der ungleich Gesprächigere von beiden. Da wir uns hier aber die Aufgabe gestellt haben, Friedhelms Lebensweg und Problematik näher in Augenschein zu nehmen, wird der Leser sicher Verständnis dafür aufbringen, wenn wir uns entsprechend darauf konzentrieren und Peters Berichte nur streifen.

Nach Begrüßungstrunk und Einnahme des schnell zubereiteten bescheidenen Mittagessens erfolgte aber erst einmal ein gemeinsamer Gang durch das ganze Haus vom abgeschrägten Obergeschoss, in dessen Gästeschlafzimmer Friedhelm ein Bett für Peter frisch überzogen hatte, bis in die Kellerräume. Naturgemäß lenkten die aufgestellten versteinerten Fossilien und Mineralien sofort die Blicke des Gastes auf sich. Dazu öffnete Friedhelm noch das eine und andere Schrankfach, in denen sich, wohlgeordnet und beschriftet, weitere kleinere Sammelobjekte befanden.
Doch allzu intensiv wollten sie bei dieser Beschäftigung nicht verweilen. Das schöne Wetter lockte nach draußen, zunächst erst mal in den umgebenden Garten, der zu der schon recht fortgeschrittenen Jahreszeit außer ein paar spät blühenden Blumen wie Astern, Chrysanthemen und den unverwüstlichen Ringelblumen, dem buntgefärbten Heckengehölz mit leuchtend roten Hagebutten und noch ein paar prallen Äpfeln der Sorte Edler von Berleppsch am Baum allerdings nicht mehr allzu viel zu bieten

hatte. Peter lag schon die Frage auf den Lippen, wie Friedhelm bei seiner Berufstätigkeit und seiner Gehbehinderung es denn noch schaffe, das Gartengelände in Ordnung zu halten, als am Zaun die hochgewachsene, kräftige Gestalt eines etwa 65 Jahre alten Mannes auftauchte, der ganz den Eindruck erweckte, mit bäuerlicher und handwerklicher Arbeit wohlvertraut zu sein.
"Darf ich dir meinen Hausnachbarn, Herrn Wehrmann, vorstellen", wandte sich Friedhelm nach kurz gewechseltem Händedruck mit diesem wieder seinem Gast zu. "Herr Wehrmann ist ein sehr versierter und begeisterter Hobby-Gärtner und hat auch meinen Garten hier unter seine bewährten Fittiche genommen. Er darf ihn selbstverständlich auch voll für sich und seine Familie nutzen. Ich für meinen Teil bin froh und glücklich, dieses Gartengelände um mein Haus herum zu haben und in geruhsamen Stunden auch mal darinnen zu verweilen. Zeit, Kraft und Nerven hätte ich aber nicht dazu, es noch rundum zu pflegen und zu betreuen. So bin ich schon sehr froh, in meinem Nachbarn hier diese tüchtige Stütze zu haben."
Um die gegenseitige Vorstellung zu ergänzen, fügte er noch hinzu: "Und dies, Herr Wehrmann, ist mein alter Schulklassenkamerad aus meiner Heimat, Peter Volmar, jetzt in Sigmaringen ansässig und nach einer in B stattgefundenen Tagung bis morgen früh bei mir zu Gast, um mit mir mal wieder ausgiebig von alten Zeiten zu schwätzen."
"Na", nahm der Nachbar den Faden auf, "ein bisschen übertreibt der Herr Lensing da gewiss. Manchmal legt er schon auch selbst mit Hand an. Aber Tatsache ist: Mir macht diese Arbeit nichts aus. Ich tue sie wirklich gern und habe ja auch eine Menge Nutzen davon."
Dann wieder zu Friedhelm gewandt: "Da will ich heute aber nicht länger stören, nur eben kurz ausrichten, dass ich in der nächsten Woche damit beginnen will, alles bis auf die restlichen noch in Blüte stehenden Blumen winterfertig zu machen." "In Ordnung, lieber Herr Wehrmann", erwiderte Friedhelm. "Ihnen und Ihrer Frau wünsche ich noch ein restliches schönes Wochenende."
"Danke, gleichfalls. ... Ach, hallo, eins nur noch", entfiel es da dem Nachbarn. "Gerhild lässt Sie schön grüßen. Gestern hatten wir wieder mal mit ihr telefoniert. Ich glaube, sie hängt noch immer ein bisschen an Ihnen, dem 'kleinen Herrn Gelehrten', wie sie sich immer ausdrückt. Jedenfalls hat sie Sie nicht gänzlich vergessen. Im übrigen geht es ihr weiterhin sehr gut in Hamburg mit ihrem jetzigen Lebensgefährten und den Kindern."
"Das freut mich wirklich aufrichtig", gab Friedhelm zurück. "Bestellen Sie, bitte, auch ihr viele Grüße von mir. Ich bin und bleibe ein großer Bewunderer von ihr."
"Gerhild ist seine Tochter", erläuterte Friedhelm seinem Gast, als sich Wehrmann wieder seinem Haus zugekehrt hatte. "Ich war für kurze Zeit mal regelrecht in sie verschossen. Aber - hierüber mehr vielleicht heute Abend. Jetzt wollen wir uns doch erst einmal zu den vermaledeiten ostzonalen Grenzanlagen begeben, die du ja unbedingt mal in Augenschein zu nehmen wünschst. Sie liegen gar nicht weit von hier entfernt. Trotzdem schlage ich vor: Wir fahren mit meinem Wagen bis zum Parkplatz davor, gehen dann aber ein längeres Stück zu Fuß grenzentlang."
Vor dem Einsteigen wies Friedhelm seinen Gast auf die pfadartige Fortsetzung des Zufahrtsweges und erklärte: 'Wenn ich spazieren gehe, dann meist hier. Der Wald ist nahebei. In ihm gibt es etliche Möglichkeiten, weitere Pfade und kleinere Steige zu erreichen, ohne unmittelbar an die Zonengrenze heranzukommen. Dass es sie gibt und dass sie uns gerade hier regelrecht umschnürt, ist ja nicht zu vertuschen. Trotzdem möchte ich sie auf meinen kleinen beschaulichen Spazierwegen so wenig sehen als möglich. Heute ist natürlich eine andere Situation gegeben. Da begeben wir uns mal ganz hart und direkt an sie heran."
Bei der Einmündung des Zufahrtsweges in die verödete Bundesstraße bog der Wagen nicht nach links in Richtung auf das Dorf, sondern in die entgegengesetzte. Allenfalls 500 m waren noch bis zur Waldgrenze zurückzulegen. Unmittelbar dahinter beschrieb die kaum noch gepflegte Straße eine Wendeschleife und rechtfertigte damit das schon im Dorf angebrachte Ankündigungsschild mit dem Sackgassen-Kennzeichen. Davor gab es noch die Möglichkeit, mit dem Wagen ein Stück auszuscheren und idyllisch unter Bäumen zu parken. Tatsächlich standen an diesem Sonnabendnachmittag hier drei oder vier Autos ortsferner Herkunft.
Wo die Bundes- bzw. ehemalige Staatsstraße einst weitergeführt hatte, befand sich jetzt nur noch ein nicht mehr befahrbarer Schotterstreifen, der vor einer rotweiß markierten Barriere endete. Noch ein

gutes Stück davor wies ein bundesdeutsches Schild auf die folgende Grenze, unmittelbar neben der Barriere warnte ein weiteres, diese zu ignorieren. Anderenfalls sei mit tödlichen Folgen zu rechnen. Dann kam der bereits vor längerer Zeit vom DDR-Staat angebrachte, relativ niedrige wulstförmige Stacheldrahtzaun, unmittelbar dahinter zeigte eine etwa 1,80 m hohe DDR-Markierungssäule an, dass hier das Hoheitsgebiet dieses Staates beginnt. Alsbald folgte der äußere, 3,20 m hohe, aus Metallgitterdraht bestehende Sperrzaun mit den berüchtigten Schussanlagen, deren Lauftrichter parallel zum Zaun wiesen, so dass jeder, der sich in irgendeiner Weise an ihm zu schaffen machte, von den scharfkantigen Stahlwürfel-Geschossen mit Streuwirkung erfasst werden konnte. Einige Meter dahinter bäumte sich ein zweiter Metallgitterzaun auf. Dazwischen lag ein total gerodeter und geeggter Landgürtel, der sogenannte Todesstreifen. Jeder auf ihm zurückgelegte Schritt würde unweigerlich Spuren hinterlassen. Ein teilweise mit Betonplatten ausgelegter Graben sollte ausbrechenden Fahrzeugen jegliches Weiterkommen verwehren, dahinter dann ein Kolonnenweg für die Bewachungseinheiten der NVA (Nationalen Volksarmee) bzw. der DDR-Grenztruppen. Ein Beton-Beobachtungsturm beherrschte das Blickfeld. Wegen des Waldgeländes waren weiter zurückliegende Anlagen, wie der Schutzstreifenzaun mit elektrischen und akustischen Signalvorrichtungen, hier nicht sichtbar. Aber schon das, was sich dem Auge darbot, musste jeden einigermaßen vernunftbegabten Menschen nachhaltig erschüttern. So entfuhr es denn auch Peter Volmar:
"Was muss das doch für ein erbärmlicher Staat sein, der nach außen hin bekundet, all diese Vorkehrungen dienten zu seinem Schutz und zur Abwehr provokativer westlicher Eroberungsabsichten, in Wirklichkeit aber nur zu dem Zweck, die eigenen Leute mit geballter Macht daran zu hindern, ihr Territorium zu verlassen."
"Du sagst es", konnte Friedhelm darauf nur erwidern.

Auf einem Trampelpfad, mitunter nur mühsam begehbar, schritten die beiden Schulfreunde noch ein ganzes Stück am Stacheldrahtzaun entlang, selbstverständlich immer exakt noch auf bundesdeutschem Boden. Mit Ausnahme eines Jeeps, der den Kolonnenweg entlang fuhr, war auf der anderen Seite kein Lebenszeichen ausfindig zu machen, doch konnten sie ziemlich sicher sein, dass aus irgendeinem der verschiedenen Beobachtungsbunker ein Feldstecher sie kritisch ins Visier genommen hatte und weiterverfolgte. Als sie sich wieder zur Umkehr begeben hatten, kurvte auf westlicher Seite ein Hubschrauber des Bundesgrenzschutzes ziemlich tief und mit scheppendem Motorengeräusch grenzentlang. Anschließend fuhren sie über Brockmühlen zu dem benachbarten, mit zur Samtgemeinde gehörenden Dorf Boerstel, dem die unbarmherzige deutsch-deutsche Grenzziehung insofern ganz besonders arg zugesetzt hat, als es von den errichteten Anlagen regelrecht zerschnitten worden ist. In diesem Falle hatten die DDR-Machthaber noch etliche Verstärkungen eingebaut und sogar einen doppelreihigen vorderen Metallgitterzaun errichtet, den Zwischenraum vermutlich noch mit Tretminen bestückt. Auch verwehrte eine etwa 3.30 m hohe Betonsperrmauer als Sichtblende den direkten Durchblick von West nach Ost. Lediglich ein eigens errichtetes höheres hölzernes Podest gestattete den bundesdeutschen Besuchern, dennoch einige Blicke in die andere Welt zu werfen. Offenkundig war der ostseits gelegene Dorfteil von seinen Bewohnern bis auf wenige systemgetreue geräumt worden. Nicht wenige Häuser standen zwar noch, aber mehr oder minder verödet oder zu Lagerdepots und Behelfsunterkünften der Grenztruppen umfunktioniert.
Nach dieser Inaugenscheinnahme fuhren Friedhelm und Peter von Boerstel noch einige Kilometer weiter auf einer sehr schmalen Straße, die nahezu parallel zur nur wenige Meter entfernt liegenden Grenze verlief, Mitten auf dieser Strecke befand sich eine kleine Ausbuchtung, die Pkws das Ausscheren ermöglichte. Eine Gedenktafel an der gegenüberliegenden Seite erinnerte daran, dass hier in den späten fünfziger Jahren ein westdeutscher Journalist bei dem Versuch, die Grenze nach Osten zu überschreiten, um direkten Kontakt mit den Vertretern der dortigen Staatsmacht aufzunehmen, auf brutalste Weise von deren Schergen niedergeschossen und tödlich verletzt worden war.
"Dabei", so ergänzte Friedhelm, "gehörte er zu jenen, die des Glaubens gewesen waren, die Politiker der westlichen Seite hätten sich immer viel zu arrogant und hochmütig gegenüber dem Osten aufgespielt. Wenn die Bürger der Bundesrepublik, so seine illusionäre Vorstellung, etwas mehr Dialog- und Gesprächsbereitschaft nach der anderen Seite signalisieren würden, dann werde sich auch vielerlei

besser regeln und gestalten lassen. Dabei gab es in Wirklichkeit für die drüben doch von Anfang an nichts anderes, als jegliche Einflussnahme von westlicher Seite strikt zu unterbinden und nur ihre eigene Doktrin gelten zu lassen."

"Jetzt aber", hob er nach kurzer Pause an, "sollten wir all das hier mal ein bisschen abzuschütteln versuchen. Eine aromatische Tasse Kaffee täte uns bestimmt gut. Ich kenne nicht allzu weit von hier ein properes Ausflugslokal mit kleinem Wildpark. Dort lässt es sich angenehm verweilen."
Peter stimmte dem bei. Da die Jahreszeit längeres Sitzen im Freien nicht mehr gestattete, nahmen sie auf der Veranda des geräumigen Cafe-Restaurants Platz. Der frischbackene Zwetschenkuchen mit Streuseln mundete köstlich. Trotz des an sich heiter stimmenden Szenenwechsels kamen die beiden Freunde, insbesondere aber Peter, der in Westberlin zwar schon mal vor der Mauer, heute zum ersten Mal aber unmittelbar vor dem das ganze Land trennenden ‚eisernen Vorhang' gestanden hatte, von dem zuvor Gesehenen so rasch nicht los.
"Ich will mich nicht groß damit tun", so lenkte er nach einer nachdenklichen Pause das Gespräch wieder auf diesen Punkt, "seiner Zeit den richtigen Riecher gehabt zu haben, dass ich mich bei meiner Entlassung aus der amerikanischen Gefangenschaft gleich in die Ami-Zone einweisen ließ. Das hat mir ohne Zweifel aber schon viele lästige Auseinandersetzungen erspart und mir nach der nun hinfällig gewordenen Offizierskarriere einen zügigen Neubeginn im Nachkriegsdeutschland ermöglicht."
"Da kannst du in der Tat schon von Glück sagen, Peter", gab Friedhelm zurück. "Bei mir lag der Fall freilich schon etwas anders. Seit 1942 war ich ja, wie du weißt, mit Ruth, der Tochter von unserem Pastor Wehmhoff, verheiratet. Durch das Kriegsgeschehen bedingt - ich trotz meiner Fußprothese weiterhin im Dienst der Wehrmacht stehend, sie beim weiblichen RAD bzw. zu anderen Diensteinsätzen verpflichtet -, hatten wir eine richtige Ehe nie führen können. Als mich die Engländer Anfang 1946 entließen, war es für mich ganz selbstverständlich, erst mal zu meiner Frau zurückzukehren. Dass die Ehe dann ziemlich bald auseinander lief und 1949 ganz aufgelöst wurde, steht zwar auf einem anderen Blatt, hat andererseits aber auch nicht gerade wenig mit den veränderten äußeren Machtverhältnissen zu tun. Schienen wir während der unseligen Nazizeit durch unsere kirchliche Bindung beide im gleichen Boot zu sitzen, änderte sich die Situation nach 1945 ganz erheblich. Ruth freundete sich mit dem ideologischen Gedankengut der neuen Machthaber immer nachhaltiger an, verschlang 'Das kommunistische Manifest' von Marx und Engels und deren weitere Schriften im Verbund mit Broschüren von Plechanow, Fred Oelssner und wie sie alle heißen mögen. Immer wieder versuchte sie, in Diskussionen mich von der Richtigkeit der sozialistischen Weltanschauung zu überzeugen. Meine Einwände, Theorie wie Praxis der roten Herrschaft stünden den Grundgedanken unseres christlichen Glaubens strikt entgegen, wischte sie mit der Behauptung vom Tisch, die ersten christlichen Gemeinden seien auf original kommunistischen Prinzipien aufgebaut worden. Die Lehre Jesu und seiner Apostel vertrügen sich mit derjenigen der Verfechter des Sozialismus weit besser als mit dem, was die spätere Kirche daraus gemacht habe und noch heute predige. Ich war von all dem ziemlich geplättet. Meine Eindrücke und Erkenntnisse wiesen doch in eine ganz andere Richtung. Immer beklemmender wurde mir die innere Wesensverwandtschaft beider Regime bewusst, die sich jeweils darauf beriefen, sozialistisch zu sein. Gewiss, sie unterschieden sich nach außen in der Farbe, hier rot, dort braun, und auch in der tragenden Grundlage ihres sozialistischen Weltbildes, hier der Umsturz der bestehenden Klassenverhältnisse im weltweiten Rahmen zugunsten des untersten Standes, der Arbeiterschaft, dort die Einebnung der Klassengegensätze mit dem Ziel eines in sich geeinten Volkes und deutschen Nationalstaates. Dennoch, in der ganzen Art der Massenbeeinflussung und -mobilisierung und in der organisatorischen Struktur gibt es so viele Entsprechungen, nicht zuletzt auch in der Verneinung jeglicher Angewiesenheit auf ein höheres Wesen, wie es der bekannte Spruch bekundet:
'Uns hilft kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.
Wir müssen es schon selber tun.'"
"Bei allem Respekt, lieber Friedhelm, vor deiner weitausholenden Sichtweise, so sei mir als Mann der Wirtschaft doch nicht verdacht, wenn ich die Dinge ganz nüchtern von meinem Fachgebiet aus betrachte und bewerte", äußerte sich daraufhin sein Gegenüber. „Es kann allein schon dadurch, dass

der Staat alle Machtmittel, nicht zuletzt aber die wirtschaftlichen, an sich reißt und alles zu bestimmen und zu lenken sucht, bestenfalls mal in einer Krisensituation, niemals aber im normalen Fall und auf Dauer gut gehen. Dem freien Spiel der Kräfte darf nicht fortwährend mit eigenwilligen Steuerungsmaßnahmen entgegengepfuscht werden. Damit mag man, wie an der Wirtschaftspolitik des gesamten Ostblockes gut zu erkennen ist, vielleicht eine bestimmte Seite, beispielsweise die militärische Aufrüstung, besonders stärken und fördern können, dann aber zu Lasten aller anderen Bereiche. Die Folge: Kein Wohlstand tritt ein, sondern Verknappung und Verarmung auf breiter Front. Da haben wir bei uns im Westen dank der Einführung der freien sozialen Marktwirtschaft durch Prof. Ludwig Erhard mit seinem Leitspruch 'Wohlstand für alle' doch entschieden die besseren Rezepte gehabt. Kein Wunder, dass bei solchen Unterschieden den Machthabern drüben die Leute mehr und mehr davonzulaufen drohten und man geglaubt hat, als letztes Mittel dagegen nur die Errichtung solch wahnsinniger Abriegelungsanlagen, wie heute gesehen, aufbieten zu können."
"Da pflichte ich dir durchaus bei, Peter. Wir dürfen das Ganze aber nicht ausschließlich unter wirtschaftlichen Aspekten beleuchten. Das Schlimme ist ja die Tatsache, dass diese vom Volk nicht gewünschten und gewählten Inhaber der Staatsmacht kein Mittel auslassen, um ihre Herrschaftsposition zu sichern und zu festigen, dass sie jeden, der auch nur die leiseste Form der Kritik dagegen zu bekunden wagt, ächten, bestrafen, ja nicht selten sogar ins Zuchthaus stecken, genau wie zuvor es die Nazis getan hatten. Ich darf nur daran erinnern, dass einige der Nazi-KZs, wie Buchenwald und Sachsenhausen, nach 1945 nicht etwa zur Gänze aufgelöst und beseitigt, sondern in Teilen weiterverwendet worden sind zur Inhaftierung derer, die zuvor im Hitler-Reich Funktionsträger gewesen waren, aber auch solcher Menschen, die sich dem neuen Regime gegenüber quergestellt hatten und denunziert worden waren. Du weißt, nach dem Zusammenbruch wurde überall in Deutschland die Frage heiß diskutiert, inwieweit schlichten Bürgersleuten, 'Volksgenossen', wie die Nazis sagten, Mitschuld am Zustandekommen und den Auswirkungen dieses schrecklichen Regimes zuzumessen sei. Nachdem Theodor Heuss, unser erster Bundespräsident, diesen Streitfall in seiner unnachahmlich souveränen Art so beizulegen versucht hatte, dass er eine deutsche Kollektivschuld strikt verneinte, eine Kollektivscham aber für durchaus angemessen erachtete, schien die Konfrontation doch weitgehend beigelegt zu sein. Erst die studentischen Aufstände von 1968 haben sie wieder auf das Podest gehoben und dies in der völlig radikalisierten Form, dass man Väter und Großväter in Bausch und Bogen als Nazigeneration diffamierte. So sehr ich diese ganze Entwicklung auch bedauere und so ungerechtfertigt ich solche Pauschalverurteilung auch empfinde, war ich nach der Katastrophe von 1945 schon auch der Ansicht, dass es angezeigt gewesen wäre, in der einen oder anderen Form etwas stärkeren Widerstandswillen aufzubieten. Die führenden Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland hatten solches in ihrer Stuttgarter Schulderklärung vom Oktober 1945 ja auch höchst nachhaltig zum Ausdruck gebracht:
'Wir klagen uns an, nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt zu haben.'
So wenig man Vergangenes wieder rückgängig machen kann, so sehr sollte man aber darauf achten, neuen Bedrohungen nicht nachzugeben, sondern sich ihnen entgegenzustellen. Über die innere Verwandtschaft des 1945 verdientermaßen zur Strecke gebrachten Regimes mit demjenigen, das nun seine Machtherrschaft im Osten errichtete, und den sich sehr ähnelnden Mitteln und Methoden, die sie anwandten bzw. angewandt hatten, bin ich mir - im Unterschied zu meiner Frau - von Anfang an im Klaren gewesen. So habe ich, der ich seit 1948 eine Stelle im staatlichen Archivdienst innehatte, denn auch zu opponieren versucht, z.B. in Schulungsstunden, öffentlichen Aussprachen oder wo immer sich solches noch einigermaßen besorgen ließ. Natürlich stand ich da schon frühzeitig auf der berüchtigten schwarzen Liste und sammelte mir fortlaufend neue Minuspunkte ein. Ich bekam es oft genug mit der Angst zu tun. Nach dem 17.Juni 1953, wo ich eine von den aufständischen Arbeitern eingebrachte Resolution mit unterzeichnet hatte, wurde mir der Boden zu heiß unter den Füßen und ich setzte mich über Westberlin in den freien Westen ab. Ungefährdet über die sog. grüne Grenze zu gelangen, war schon damals kaum noch möglich."

Schon neigte sich die Sonne am noch immer heiteren Himmel, und es begann merklich kühler zu werden.

"Ich glaube, so langsam brechen wir wieder auf", sagte Friedhelm. "Wir fahren aber noch nicht gradwegs zurück zu meinem Häuschen, sondern machen noch eine Schleife durch die schöne, einsame und ziemlich naturbelassene Randzone hier. Auf der Karte trägt sie die Bezeichnung Königsflur."
So geschah es denn auch. An einer Stelle berührten sie ein weiteres Mal die innerdeutsche Grenze. 'Achtung, Zonengrenze 50 Meter!' stand auf einem veralteten Hinweisschild noch zu lesen. Friedhelm nahm die Beobachtung zum Anlass, sich vor der Weiterfahrt noch einmal über das leidige Ost-West-Problem und seine innere Einstellung hierzu auszulassen:
"Zonengrenze - so sagt man hierzulande noch immer, und auch für mich bleibt sie dies nach wie vor, auch wenn es offiziell keine sowjetische Besatzungszone mehr gibt und man auch von unserer Seite aus jetzt eine andere Sprachregelung betreibt. Du hast dich vorhin bei unserem Gespräch recht positiv über die von Willy Brandt ins Szene gesetzte und von der gegenwärtigen SPD-Regierung weitergeführte Ostpolitik geäußert und sie als konsequente Fortsetzung der einst von Konrad Adenauer in westliche Richtung erfolgreich vorangetriebenen Politik bezeichnet. Da bin ich doch wesentlich skeptischer. 'Wandel durch Annäherung', wie Verhandlungsführer Egon Bahr sich auszudrücken beliebt, ist im Grunde doch nichts anderes als eine völlig illusionäre Beschwichtigungsformel. Die Sowjets und die DDR-Machthaber denken nach meiner Überzeugung im Ernst nicht daran, sich uns zu nähern und Barrieren abzubauen. Sie tun solches allenfalls nur dann und nur insoweit, als sie sich Chancen ausrechnen, dadurch wirksame Einflussnahme auf uns hier ausüben zu können. Bei der Art, wie Jusos, andere radikale Organisationen, aber auch etliche Stammträger der guten alten SPD die Funktionäre des SED-Staates hofieren, wird mir manchmal Angst und Bange, diese könnten bei so großem Entgegenkommen von unserer Seite ihr Ziel in der Tat eines Tages erreichen."
"Aber, Friedhelm", wandte Peter da ein, "ganz so schlimm wird es bestimmt nicht kommen. Auch ich bin bei meiner grundsätzlich liberalen Einstellung alles andere als ein SPD-Wähler. Die von Walter Scheel in ganz wesentlichem Maße mitvertretene und mitgestaltete, jetzt in Hans Dietrich Genschers Hand liegende Ostpolitik der sozialliberalen Koalition erscheint mir aber trotz aller Risiken schon als die von der Vernunft gebotene. Den Fakten, so traurig sie auch sein mögen, muss Rechnung getragen werden."
"Gewiss", gab Friedhelm zurück, "Fakten sind als solche zu berücksichtigen und zu respektieren. Das kann aber nicht heißen, sie in jedem Falle auch gutzuheißen und sich auf die Dauer damit abzufinden. Die große Gefahr erblicke ich darin, dass die Politik der sozialliberalen Regierung immer stärker dazu führt, letzteres zu tun, sich also den Fakten zu beugen und sie für alle Zeit als gegeben hinzunehmen."

Der so entstandene politische Disput vermochte die Freundschaft aber nicht zu trüben. Als Friedhelm wieder den Anlasser betätigt hatte, drehte sich das Gespräch um Autos und deren Vorzüge wie Nachteile. Mit Peters superelegantem Gefährt aus dem Stuttgarter Raum konnte sich Friedhelms gängiger Mittelklassewagen naturgemäß nicht messen, doch ließ er sich nichtsdestoweniger sehr positiv über ihn aus. "Er tut seine Dienste zu meiner vollen Zufriedenheit", stellte er abschließend fest. "Was will ich mehr?"
Beim Wiedereintritt ins Haus Am Siekholz Nr. 9 knüpfte Peter in gewisser Weise aber noch einmal an die politische Problematik an und fragte den Klassenkameraden: "Was in aller Welt hat dich nur geritten, gerade dieses Haus hier zu erwerben, so hart an der Grenze, deren Vorhandensein dir sichtlich zu schaffen macht, mit der du dich so gar nicht abfinden willst und kannst?"
"Ach, Peter, das war so nicht von vornherein eingeplant gewesen. Da haben andere Gründe mitgespielt. Von Hause aus - Vater stand, wie du wohl weißt, als mittlerer Beamter im Dienst der Deutschen Reichsbahn - war ich nicht gerade mit Reichtum gesegnet, aber auch auf der Basis meiner faktisch erst 1955 einsetzenden gehaltlichen Einkünfte hätte ich mir solch ein Anwesen kaum leisten können. Der Glücksumstand, wenn man es so nennen will, der mich dann doch dazu in die Lage versetzte, war 1964 der Tod meiner in Süddeutschland wohnenden Tante Sofie. Ihre Geschwister einschließlich meiner Mutter waren alle schon tot. Ihr bereits verstorbener Ehegatte hatte ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen. Kinder gab es keine. Auf diese Weise fiel mir ein nicht unbeträchtlicher, von ihr ausdrücklich aber auch testamentarisch abgesicherter Erbanteil zu. Ich selbst hatte das unerquickli-

che Wohnen als Untermieter gründlich satt und sehnte mich in dieser Hinsicht nach Eigenständigkeit und Unabhängigkeit. Nur möglichst weit ab vom Schuss, dachte ich. Allerdings sollte andererseits die Arbeitsstätte schon noch einigermaßen erreichbar bleiben. Dass es nun ausgerechnet zu diesem Haus hier am Rande von Brockmühlen kam, lag daran, dass es nach mehreren vergeblichen Verkaufsversuchen und sogar einer ohne Erfolg gebliebenen Zwangsversteigerung ziemlich preisgünstig und für mich somit einigermaßen erschwinglich zu erwerben war. Natürlich rieten mir viele wegen der Grenznähe dringend ab. Tatsächlich ist es aber doch so, dass der Wald den Sperrriegel total verdeckt und man vom Fenster aus nur auf idyllisches Feld- und Wiesengelände blickt. Und dass auf der nicht weiterführenden Bundesstraße so gut wie keine Autos mehr verkehren, empfinde ich geradezu als Wohltat. Im Grunde verhalte ich mich nicht viel anders als die meisten Bewohner hier. Man weiß zwar, ein paar hundert Meter weiter drüben im Wald ist unsere Welt zu Ende, dort hört alles auf, was unser Leben diesseits bestimmt. Aber hier auf meinem Stückchen Erde und in meinen vier Wänden ist es noch ganz so, wie ich es haben möchte und wie es meinen Vorstellungen entspricht. Wie gesagt, die Grenze selbst und ihre Scheußlichkeiten suche ich für gewöhnlich nie auf, nur mal in einem Ausnahmefall wie dem heutigen. Als Fußgeschädigter ist mein Aktionsradius ohnehin etwas beschränkt. Da genügen mir die Wald- und Wiesenpfade, die nicht direkt an den Drahtzaun führen. Und gelüstet es mich mal zu weitreichenderen Zielen, setze ich mich ins Auto oder schwinge ich mich auf den Sattel meines Stahlrosses und fahre ein Stück in die Südheide - die überall sehr schön ist. Auch denke ich nicht daran, die Radiosender und das Fernsehen von drüben anzustellen, obwohl sie sich bei unserer vorgeschobenen Position gut empfangen lassen. So gehen also nicht nur drüben die Schotten nieder, in gewisser Weise, wenn auch ohne jegliche Gewaltmittel, tue ich solches hier auch, um ungestört und unbelästigt ein Leben nach meiner Art führen zu können. Dennoch bleibt der Zustand des gespaltenen Vaterlandes für mich kein gottgewollter, auf ewig zu akzeptierender. Auf seine innere und äußere Überwindung muss mit aller Intensität weiter gedrungen werden, indem wir immer wieder an unsere gemeinsame historische Entwicklung, aber auch an den sonstigen verbindenden Werdegang unseres Volkes namentlich in kultureller und geistesgeschichtlicher Hinsicht erinnern."

Der erste Planentwurf der gesamten Erzählung
geht auf den Herbst 1982 zurück.

Erweiterung, Ausarbeitung und Niederschrift
erfolgten von April bis August 2003.